OTTO ERNST

*

Hermannsland

EIN ROMAN AUS DER KINDHEIT
DES JAHRHUNDERTS

*   *

*





Otto Ernst

Hermannsland

Von Otto Ernst erschienen im gleichen Verlage:

Romane:

August Gutbier oder Die sieben Weisen im Franziskanerbräu. Roman. 25. Tausend.

Asmus Sempers Jugendland. Roman. 135. Tausend.

Semper der Jüngling. Roman. 90. Tausend.

Semper der Mann. Roman. 45. Tausend.

Humoristische Schriften:

Frieden und Freude. Humoristische Plaudereien. 20. Tausend.

Ein frohes Farbenspiel. Humoristische Plaudereien. 41. Tausend.

Vom geruhigen Leben. Humoristische Plaudereien. 49. Tausend.

Vom grüngoldnen Baum. Humoristische Plaudereien. 39. Tausend.

Aus meinem Sommergarten. Humoristische Plaudereien. 32. Tausend.

Appelschnut. Neues und Altes von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen. Volksausgabe. 45. Tausend.

Sankt Yoriks Glockenspiel. Satiren, Schwänke, Schnurren, Aphorismen usw. 10. Tausend.

Der süße Willy. Humoreske. 27. Tausend.

Dramen:

Die hohe Menagerie. Eine politische Komödie. (Neuheit 1921.)

Flachsmann als Erzieher. Komödie. 45. Tausend.

Die Gerechtigkeit. Komödie. 6. Tausend.

Die größte Sünde. Drama. 9. Tausend.

Die Liebe höret nimmer auf. Tragikomödie. 5. Tausend.

Jugend von heute. Komödie. 14. Tausend.

Ortrun und Ilsebill. Märchenkomödie. 3. Tausend.

Tartüff der Patriot. Komödie. 2. Tausend.

Bannermann. Schauspiel. 3. Tausend.

Gedichte:

Gedichte. 4. Tausend.

Stimmen des Mittags. 4. Tausend.

Siebzig Gedichte. 30. Tausend.

Sonstige Schriften:

Blühender Lorbeer. Plaudereien. 10. Tausend.

Laßt uns unsern Kindern leben. Ein Buch für Eltern und Erzieher. 10. Tausend.

Nietzsche, der falsche Prophet. 5. Tausend.

Hermannsland

Ein Roman aus der Kindheit
des Jahrhunderts

von

Otto Ernst



Elftes bis zwanzigstes Tausend

Leipzig / L. Staackmann Verlag

1921

Umschlagzeichnung von R. Max Hartmann

Druck: Julius Klinkhardt, Leipzig

1. Kapitel.

An einem wunderschönen Sommertage zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Herren Hermann Stahmer, geboren 1896, und Gracchus Ohlenfleth — ja, ja, so hieß er, und geboren war er etwa zwei Jahre früher — waren also die Herren Hermann und Gracchus ausnehmend stark beschäftigt. Zunächst hatten sie ihrer militärischen Dienstpflicht genügt. Dabei war dem fünfjährigen Hermann ohne Ernennung, ohne Verabredung, sozusagen durch Naturgesetz, die Rolle des Offiziers, dem fast siebenjährigen Gracchus die des Gemeinen zugefallen. Die Ausrüstung war mangelhaft; sie bestand in einem Ulanenhelm, der Hermann gehörte; aber sie genügte, um Hermann ganz, Gracchus wenigstens teilweise mit soldatischen Gefühlen zu erfüllen. Das Exerzitium fiel nicht ganz zur Zufriedenheit des Vorgesetzten aus; der Gemeine Ohlenfleth ließ manche Kommandos völlig unbeachtet, weil er gerade an etwas Anderes dachte.

„Glachus!" rief der Offizier; denn das „Gr" machte ihm noch Schwierigkeiten, „ich hab doch gesagt, du solls ‚Gewehr üba' machen!" und stampfte kräftig mit dem Fuße auf.

Dann allerdings nahm Gracchus ruhig und schweigend das Gewehr über, als wollte er sagen: Das kann ich ja immer noch tun.

Über rechts und links war Gracchus sehr schwankender Meinung, und er würde sich darüber wohl häufig einen Anschnauzer zugezogen haben, wenn die Ansichten des Vorgesetzten in diesem Punkte selbst immer ganz gefestigt gewesen wären. Aber wenn man selbst nicht ganz genau weiß, kann man nicht viel sagen; man verliert die autoritative Haltung.

Nachdem die Leistungen des Gemeinen Ohlenfleth mehr und mehr an Schneidigkeit eingebüßt hatten, erklärte er die Übung für beendet, weil er keine Lust mehr habe, und der Vorgesetzte erklärte sich damit um so bereitwilliger einverstanden, als der Platz, auf dem sie exerzierten, die mannigfaltigste Gelegenheit zu anderweitiger Betätigung bot.

Dieser Platz war nämlich ein Bauplatz! Dazu war es Sonntag und die Arbeitsstätte also verlassen! Der Platz zeigte sechs oder sieben Neubauten auf den verschiedensten Stufen der Entwickelung. Von einem waren nur erst die rohen Mauern aufgebaut; aber das Gerüst bot die wundervollste Gelegenheit zum Klettern, die Herr Stahmer bis zur obersten Möglichkeit ausnutzte. Schade, daß es dann nicht höher ging.

„Mensch, komm rauf; hier is es fein!" rief er seinem Genossen zu, der denn auch gemächlich den Aufstieg begann. Aber schon auf dem ersten Stock blieb er stehen und starrte ins Innere des Baus. Diese hohlen, toten Räume sahen doch merkwürdig aus. Und so klein! Das sollten Stuben sein? Inzwischen war Hermann schon wieder zum ersten Stock herabgelangt. Er hielt es nun offenbar für Ehrensache, den Rest des Weges nicht mehr auf die gewöhnliche Weise zurückzulegen, sondern von den Laufbrettern des ersten Stocks hinunterzuspringen auf einen Sandhaufen. Das gelang ihm vollkommen, und nun forderte er Gracchus auf, ein Gleiches zu tun. Gracchus neigte das Haupt auf die Seite und steckte aus alter Gewohnheit den Daumen in den Mund; dies waren bei ihm die äußeren Kennzeichen des Nachdenkens; er sah offenbar die unumgängliche Notwendigkeit des Sprunges nicht ein; aber da sein Herzbruder es wünschte, so sprang er und gelangte ebenfalls wohlbehalten unten an.

So standen sie also im Sande, und Sand ist eine gute Sache, besonders wenn er gesiebt wird. Neben dem Sandhaufen stand ein großes, schräg gestelltes Sieb, gegen das die Arbeiter, wie unsere Dioskuren wohl beobachtet hatten, mit großen Schaufeln den Sand zu werfen pflegten, so daß er durch die Löcher des Siebes fiel und die Steine zurückrollten. Sie hatten scharf zugesehen, die Hände auf dem Rücken und den Mund offen. Nun also schleppten sie eine mächtige

Schaufel herbei; aber da die Schaufel mehr mit ihnen spielte, als sie mit der Schaufel, so ließen sie sie bald liegen und bedienten sich ihrer angeborenen Schaufeln. Daß nach und nach der Sand und die Steine mehr durcheinander- als auseinandergerieten, wollen wir ihnen nicht übelnehmen; wenn man bedenkt, daß sie für ihre Leistung keine Entschädigung beanspruchten, war sie aller Achtung wert.

Als sie die von den Arbeitern geschiedenen Sand- und Steinmassen wieder hinreichend gemischt hatten, besichtigten sie einen anderen Bau, bei dem man schon bis zur Innenarbeit fortgeschritten war. Hier waren schon Dielen gelegt, die Decken geweißt und Türen und Fenster eingesetzt und gestrichen. Daß die weiß gestrichenen Türen den Bleistift des Herrn Ohlenfleth herausforderten, ist selbstverständlich. Abwechselnd versahen die beiden jungen Leute die Türfüllungen mit dem, was man später „die Kunst im Kinde" nannte; doch zeigte sich dabei eine große Überlegenheit des Älteren; Hermann zeichnete seine Menschen noch im Profil mit zwei Augen und ohne Hals; die Arme kamen aus der Rippengegend; die Finger saßen unmittelbar am Arm usw.; auch waren seine Figuren durchaus durchsichtig und zeigten alles, was sie hatten, zu gleicher Zeit; Gracchus' Zeichnungen näherten sich schon erheblich mehr der Natur; sie hatten im Profil nur ein Auge und ein Ohr; die Arme waren an den Schultern eingesetzt, bestanden aus zwei Strichen und endigten in richtige Hände; ja, man sah sogar das Haar (Polkafrisur!) nur so weit, als es nicht vom Zylinder verdeckt wurde; aber einen Zylinder trugen alle seine Gestalten.

Als sie alle Türen und Fensterbänke so weit dekoriert hatten, wie ihre Arme reichen konnten, und somit ihre Pflicht an diesem Ort erfüllt sahen, betraten sie ein anderes Gemach, allwo sie einen Ofen fanden. Zu einem Ofen gehört Feuer, das ist klar, auch wenn er noch nicht an einen Kamin angeschlossen ist. Sie schleppten also Späne, Holz und Papier herbei, und Gracchus, der in seiner Tasche *alles* hatte, also auch Streichhölzer, deren er bei einem kürzlich unternommenen, aber kläglich gescheiterten Rauchversuche bedurft hatte, entzündete das erste gastliche Feuer an unwirtlicher Stätte. Es brannte

herrlich; da aber der Rauch, wie gesagt, keinen Abzug hatte, verbreitete er sich bald im Raume, und die Herren zogen es vor, sich zurückzuziehen. Das Feuer richtete weiter keinen Schaden an, als daß der Rauch die Arbeit des Tünchers und Malers mit einer unerwünschten Patina überzog; aber auch dieser Erfolg war von den beiden nicht beabsichtigt. Ich weiß wohl, daß es reizlos ist, in heutiger Zeit ein paar Kinder harmlos erscheinen zu lassen, daß man mehr Erfolg mit schadenfrohen Bosnickeln erzielt; aber ich kann deshalb meine beiden Helden nicht umgießen; sie sind nun einmal so, daß sie bei ihrem Tun nicht Schabernack, sondern unbefangenste, unbeschränkteste Genußfreudigkeit leitet.

Diese Genußfreudigkeit artete allerdings zuweilen in Genußsucht aus, so, als sie jetzt auf den Gedanken kamen, selbst ein Haus zu bauen. Junge, Junge, das war eine Idee! Steine waren genug da; sie brauchten nur von den hochaufgeschichteten Haufen hinuntergestoßen zu werden. Man begann also, die Ziegelsteine in rechtwinkliger Ordnung zu Mauern aufeinanderzuschichten. Aber das war ja nichts! Das war ja kein Mauern! Wer für die Ewigkeit bauen will, der muß die Steine mit Mörtel aneinanderfügen. Man mußte die Steine aufeinanderkleben, daß sie nicht rutschten; es sprach aber noch ein anderer, ein seelischer Beweggrund mit. Der Mörtel hat so etwas Weiches, Bildsames — „schwapp!" schmissen ihn die Maurer mit der Kelle auf den Stein; das war herrlich; mit Mörtel konnte man mantschen wie mit Lehm und Straßenschlamm, und wo zwei Jungens im Dreck sich finden, da verstehen sie sich gleich. Einen Eimer mit etwas Mörtel hatten sie auf einem Gerüst stehen sehen; eine Kelle war auch dabei gewesen — hinauf und her damit! Es war nicht viel Mörtel mehr drin; sonst hätten sie den schweren Eimer nicht handhaben können; aber jetzt zerrten sie ihn mit gewaltigen Mühen die Leiter hinunter. Daß dabei ihre sonntäglichen Anzüge wiederholt mit dem Eimer in innige Berührung kamen, war betrübend, aber unvermeidlich. Nun fing also erst das richtige Bauen an. Gracchus übernahm die Arbeit des Handlangers; er trug Steine herbei; aber nicht einfach mit den Händen; das wäre nicht zünftig gewesen; nein, er stapelte zwanzig Steine

auf ein Brett und wollte sie so auf die Schulter nehmen. Die Steine wollten aber nicht, und er sah ein, daß es ein wenig viel war und daß zweie zur Zeit auch genügten. Hermann kniete mit seinem schönen weiß und blauen Marineanzug auf dem geologisch sehr mannigfaltigen Bauplatz und machte mit Fanatismus „schwapp! schwapp!" und strich kunstgerecht mit der Kelle den überquellenden Mörtel von den Fugen. Dann wollte Gracchus auch einmal „schwapp!" machen; Hermann fand das billig und trug nun Steine, aber immer drei auf einmal, obwohl er fast zwei Jahre jünger war. Sein Vater hatte ihm einmal gesagt: „Du bist 'n fixer Kerl!" und seitdem wußte er, daß er einen Ruf aufrechtzuerhalten habe.

„Glachus, du baust ja ganz schief!" rief Hermann plötzlich.

Das konnte Gracchus nicht leugnen; aber es interessierte ihn auch nicht mehr. Er war schon wieder zu einem neuen Gedanken fortgeschritten.

„Mensch," sagte er langsam, „weißt, was mir mal wollen?"

„Na?"

„Wir wollen mal Kalk machen!"

Hermann wäre beinahe geplatzt vor Entzücken. Er sprang im Kreise herum und schrie: „O ja! Man zu! Man zu! Das macht Keitje (Spaß)! Man zu! Man zu!"

Kalk löschen! Das hatten sie mal mit angesehen, und es war wundervoll gewesen!

Sie liefen zur Kalkgrube. Neben der Grube war ein großer viereckiger Kasten, in dessen einer Wand sich ein durch ein Schiebetürchen verschlossenes Loch befand, durch das der gelöschte Kalk in die Grube abgelassen wurde. Kalksteine lagen noch im Kasten; der Wasserschlauch war auch zur Hand. Auch die Hacke zum Umrühren war nicht weit; die Sache konnte also vor sich gehen.

Gracchus drehte den Hahn am Wasserschlauch auf, und Hermann rührte, rührte mit dem Eifer eines Arbeiters jener Tage, da es für die Stunde noch nicht acht Mark, sondern achtzig Pfennige gab. Der Dampf wallte auf. Gracchus stand dabei, den Daumen im Munde, und staunte über das Wunder, daß aus Wasser Feuer wurde, und konnte es nicht begreifen. Als Hermann nicht mehr konnte, mußte Gracchus

rühren. Aber Gracchus war offenbar kein allzu geschickter Handarbeiter; er fuhrwerkte so unglücklich in der milchigen Masse umher, daß ein beträchtliches Quantum über den Rand des Kastens schwappte und auf Hermanns Hose spritzte. Hermann nahm davon weiter keine Notiz, erstens, weil er überall eine großzügige Natur war, die sich nicht mit Kleinigkeiten abgab, zweitens, weil er eine sehr milde Mutter hatte, drittens, weil er wußte, daß sie dem Vater nichts klatschte, und viertens, weil sein Vater auf Reisen war.

Sonst allerdings —! Der Vater gehörte zu den Leuten, die unter Umständen hauen. Er vertrat die Ansicht, daß große und kleine Menschen nur gut tun, wenn sie für äußerste Fälle eine körperliche Gewalt über sich wissen, und daß sie nicht immer unschuldig sind, wenn sie mit dieser Gewalt in schmerzhafte Berührung kommen. Allerdings hatte Herr Stahmer senior ein vortreffliches Gedächtnis für die zerstörten Hosen seiner eigenen Vergangenheit, und so durfte der kleine Hermann auch nach dieser Richtung hin beruhigt sein.

Der kleine Hermann schien wie sein Vater eine gewisse Neigung zur Fülle zu haben; seine Ärmchen und Beinchen waren wohlgestopften Würsten nicht unähnlich; kein Wunder deshalb, daß ihn die angestrengte Arbeit wesentlich mehr erhitzte, als den hageren Römer Gracchus, der die Aufgaben des Lebens mit mehr Kühle bewältigte. Was lag also näher, als daß Hermann nach einer Abkühlung verlangte, und was wiederum lag für dies Verlangen näher als die Pumpe? Auf diesem herrlichen Platze war eben alles zu finden, was ein Knabenherz höher schlagen macht, sogar eine Pumpe. Er stellte sich also mit hohlen Händen vor das Ausflußrohr und bat Gracchus, zu pumpen. Es kam etwas viel Wasser auf einmal, so daß ein großer Teil in die Ärmel floß; aber es blieb noch genug in den Händen, und der kleine Freimaurer schlürfte mit Inbrunst. Aber dann kam er auf eine umfassendere Idee; ihn verlangte nach gründlicherer Erfrischung. Es war ihm immer über die Maßen vergnüglich gewesen, wenn seine Mutter ihm nach dem Wannenbade einen kalten Überguß verabreicht hatte. Er stellte sich also mit dem Nacken unter das Ausflußrohr; Gracchus mußte pumpen, und nun rann die köstliche Flüssigkeit

zwischen Hals und Kragen hinein und unten zu beiden Hosenbeinen wieder hinaus. Das tat gut! Als dann die nassen Kleider an den Körper klebten, tat es freilich weniger gut; da Herr Stahmer aber noch in dem schönen Alter stand, wo man mehr springt als geht, und die Sonne, die bekanntlich Mutter ist, über diesen Kerl von Herzen lachen mußte, war er sehr bald getrocknet. Allerdings: der schön gestärkte und gebügelte Anzug zeigte schon lange nicht mehr die klassisch-strengen Linien des frühen Morgens; aber das war unwesentlich; wichtiger war die Gefahr einer Erkältung. Wenn es aber wahr ist, was auch Kant und Goethe behaupten, daß man Krankheiten durch den Willen fernhalten könne, so ist es noch wahrer, daß man sie noch ferner hält, wenn man an ihre Möglichkeit überhaupt nicht denkt. Dies war der glückliche Fall des jungen Herrn Stahmer.

Obschon, wie schon angedeutet, das Gefühl knechtischer Furcht seinen Eltern, besonders seiner Mutter gegenüber ihm ferne war, hielt er es doch, um ihre Gefühle zu schonen, an ereignisreichen Tagen wie diesem für richtiger, das Haus durch den Hintergarten zu betreten, sich vom Dienstmädchen ausziehen und unauffällig zu Bett bringen zu lassen. Dienstboten wie Hofschranzen halten es bekanntlich gern im geheimen mit der kommenden Generation. Als Frau Stahmer nach ihrem einzigen Sohne fragte, hörte sie, daß er „längst" zu Bett sei, und als sie in sein Zimmerchen trat, lag er bereits, quer im Bett, die Fäustchen geballt und die Knie hochgezogen, in fanatisch tiefem Schlaf. Für eine gute Nachtruhe ist ein wohlausgefüllter Tag wichtiger als ein wohlausgefülltes Kissen. Das Kopfkissen lag denn auch unbenutzt zur Seite und die Decke auf dem Fußboden. Frau Stahmer deckte ihn leise zu, küßte ihn mit glücklichem Lächeln auf die Stirn, obwohl sie hinsichtlich seines Anzuges die ganze Wahrheit ahnte, und nahm es ihm nicht übel, daß er nicht gebetet hatte. Sie konnte sich auch den lieben Gott nicht so klein denken, daß er ihrem Söhnchen wegen eines versäumten Gebets seinen Schutz entziehen werde.

Gracchus Ohlenfleth brauchte nicht durch die Hintertür heimzukehren; denn erstens hatte er sich beim Spiel lange nicht so

stark „exponiert“ wie sein Busenfreund, und zweitens gab man im Hause Ohlenfleth nichts auf Äußerlichkeiten, obwohl man Ordnung und Sauberkeit nicht gerade mißachtete. Auch kam für ihn die Frage „gebetet oder nicht gebetet“ nicht in Betracht, weil sein ganzes Haus, soweit es überhaupt Partei nahm, in politischen wie religiösen Dingen auf der linken Seite der Menschheit stand. Nicht einmal „Guten Abend“ brauchte er zu sagen; in seinem Vaterhause sagte man weder „Guten Morgen“ noch „Guten Abend“ und nur selten einmal „Bitte“ oder „Danke“, nicht etwa, weil die Ohlenfleths rohe, ungeschliffene, finstere Menschen gewesen wären — im Gegenteil: sie waren im allgemeinen sehr freundlich und umgänglich miteinander und mit der Welt —, sondern weil sie jene üblichen Umgangsformen für einen zwecklosen Kraftaufwand hielten. Es war doch selbstverständlich, daß man jedermann einen guten Tag wünschte und daß man für einen Dienst dankbar war! Man fragte auch nicht, ob der Benjamin des Hauses, der Spätling Gracchus heil oder zerrissen, früh oder spät nach Hause komme; denn im Hause Ohlenfleth wurde nicht erzogen; man ließ wachsen, was wachsen wollte, wie in einem wilden Garten.

Als er ins Zimmer trat, fand er seine Mutter nähend, seinen Vater, der wochentags in einer Gesundheitskaffeefabrik arbeitete, lesend. Die beiden älteren Brüder waren einem Sonntagsvergnügen nachgegangen; die Schwester, das älteste der Kinder, diente außer dem Hause. Gracchus tat, was er immer tat, sobald sich Gelegenheit dazu bot: er griff nach einem Buche; diesmal war es eine illustrierte Ausgabe von Schillers Gedichten; er las, etwas früh für sein Alter, „Die Kindesmörderin“. Da er schon mit fünf Jahren bei seinem Vater das Lesen gelernt hatte, machte ihm das Technische dieser Kunst keine Schwierigkeiten mehr. Er las alles glatt und ohne Anstoß und fand das Gedicht sehr schön, verstand es aber nicht. Jedoch der Klang, der Klang! Was war das für ein Klang?

Als die beiden am nächsten Tage ahnungslos den Schauplatz ihrer Tätigkeit wieder betraten, heftete ein kalklöschender Mann seine Blicke auf sie und trat ihnen darauf näher.

„Sagt mal," fragte er, „seid ihr beiden wohl gestern hier zugange gewesen?"

„Ja!" versetzte Hermann leuchtenden Blicks mit Stolz und bescheidenem Freimut (ingenui vultus ingenuique pudoris).

„So. Na, denn zieht man mal die Büxen runter, denn gibt es was!"

Die beiden Helden standen unerschüttert. Hermann aber sprach:

„Das darfs du ganich. Denn haut dich mein Vater."

„So?!" Der Mann mußte laut herauslachen. „Na, dann macht mal, daß ihr 'n bißchen fix verschwindet, ihr Himmelschockschwerenöter, sonst geht's euch 'n Vierteljahr schlecht!" Damit gab er jedem einen gutartigen Schlag auf die hintere Gegend und trieb sie von dannen.

Sie hatten vielleicht eine bessere Würdigung ihrer freiwilligen Sonntagsarbeit erwartet, konnten aber von Glück sagen, daß sie nicht an den Maurerpolier Grapengeter, sondern an einen Mann geraten waren, der offenbar wußte, daß Jungens Jungens sind und Jungensstreiche verüben. Sie hatten wieder mal Glück gehabt, wie sie denn überhaupt an dieser Schicksalsart, wenigstens vorläufig, keinen Mangel hatten. Glück ist eine Lebenslage oder ein Gemütszustand. Bei ihnen war es noch beides.

2. Kapitel.

Und nicht viel anders stand es im Hause Stahmer überhaupt, um zunächst von diesem zu reden. Es war ein Haus im Sonnenschein. Freilich war der Sonnenschein erst so nach und nach um die Ecke gekommen, bevor er voll in die Fenster schien. Ja, ganz zu Anfang hatte die Sonne ziemlich lange hinter dicken Wolken gezögert. Theobald Stahmers Vater war mit einigem Erfolg Maurermeister gewesen und hatte daraus den Schluß gezogen, daß sein Junge unfehlbar auch Maurer werden müsse. Es ist noch ein Glück, daß Friedrich Hebbels Vater nicht derselben Logik folgte. Die Tyrannen, die ihren Kindern einen Beruf aufzwingen, gehören zu den gefährlichsten. Diesmal scheiterte der Despotenwille des Vaters an

— dem Gehorsam des Sohnes. Der Junge mochte seinen Vater nicht ärgern und lernte drei Jahre lang gewissenhaft das Maurerhandwerk, immer in dem klaren Bewußtsein, daß er es niemals anwenden, sondern nach Eintritt seiner Volljährigkeit sofort den Kaufmannsberuf ergreifen werde. Mit derselben heiteren Ruhe, mit der er drei Jahre lang gemauert hatte, erklärte er seinem Vater, daß er nun sein Jahr abdienen wolle und dann Kaufmann werde. Der Alte machte keine kleinen Augen, als er das hörte; aber die Willensleistung seines Sprößlings nötigte ihm Hochachtung ab, wenn auch nicht soviel Hochachtung, daß er Geld herabrückte. Der gute Theobald mußte also auch den Kaufmann von der Pike auf studieren; aber als ehemaliger Realschüler und danach an seinen Feierabenden und Sonntagen hatte er immerhin so viel neuere Sprachen und kaufmännische Künste gelernt, daß sein Prinzipal ihm die Lehrzeit erheblich abkürzte und ihn bald nach Genua, nach Kuba und nach Bombay und endlich gar nach Wladiwostok und Charbin gehen ließ. Es war nicht immer leicht und angenehm in diesen Bereichen; aber dafür konnte er bald an Sonn- und Feiertagen den Don Quixote, den Tasso und den Turgenjew in der Ursprache lesen; ja, sogar das Chinesische war ihm nicht ganz unbekannt geblieben.

Nun wird der durch Traktätchen verwöhnte Leser denken, der liebe Theobald Stahmer sei mit gewaltigen Ersparnissen in die Heimat zurückgekehrt, weil er allerwege ein nüchternes, eingezogenes und gesetztes Dasein geführt habe. O nein, unser Theobald war eine vergnügte Seele, liebte das Leben und verbrauchte ungefähr so viel, wie er verdiente. Als guter Rechner sagte er sich sehr richtig, daß ihm später einmal keine Bank der Welt, auch auf einen Wechsel von Rothschild nicht, so und so viele Jugendjahre ausbezahle. Allerdings konnte den jungen Mann, der aus kindlicher Liebe drei Jahre lang Steine aufgeschichtet hatte, auch nichts in der Welt bewegen, mehr zu verbrauchen, als er verdiente. Er hatte in jenen drei Jahren um sich herum eine unsichtbare Mauer errichtet, in reichlicher Entfernung, eine Mauer, die er wohl überspringen konnte, *wenn er wollte*, die aber von außen nicht zu übersteigen war. Innerhalb dieser Mauer baute er sein Leben und sein

Glück. Er war in der Fremde fröhlich beim Becher gewesen und hatte die Mädchen zum Fressen gern; aber wenn man ihn zum Spiele lockte, schüttelte er lächelnd den Kopf, und wenn er einen Genossen sich um Kopf und Kragen spielen sah, fühlte er ein tiefes Mitleid wie mit einem Schwerkranken.

Also was unser Freund an Reichtümern heimbrachte, das war von einem Volksschüler der zweituntersten Klasse leicht und sicher zu addieren. Aber er brachte dafür etwas mit, was er schon in die fremde Welt mit hinausgenommen hatte: jene sonnenklare Dreistigkeit eines reinen Gemüts, die jeden Augenblick bereit ist, es mit der Welt aufzunehmen. Diese Eigenschaft bekundete er in bemerkenswertem Maße, als er sich nach seiner Rückkehr selbständig machte mit einem Anlage- und Betriebskapital von 615 M. (sechshundertundfünfzehn Mark).

Wenn ich nun berichte, daß bis zu der Zeit, da diese Geschichte anhebt, sich nach und nach drei Nullen an diese Ziffer gehängt hatten, ohne daß Theobald Stahmer jemals auch nur einen Fingerbreit von Treu und Redlichkeit abgewichen wäre, so ziehe ich ein erhabenes Gelächter aus gewissen Gegenden der Menschheit auf mich, das weiß ich. „Durch Arbeit ist noch keiner reich geworden“, klingt es aus dieser Gegend, „und durch Handel wird man's auch nur, wenn man eine reiche Frau heiratet, oder in der Lotterie gewinnt, oder betrügt.“ Ich behaupte, daß man nur durch Arbeit, Treue und Redlichkeit reich wird, wobei mir wohl bekannt ist, daß Spitzbuben und Tagediebe große Gelder aufhäufen können. Aber erstens haben diese Güter weder Segen noch Bestand, zweitens und vor allem aber haben dergleichen Wichte wohl zuzeiten viel Geld, sind aber niemals reich. Ihr würdet auch eure Worte sofort zurücknehmen, wenn ihr euch meinen Theobald angesehen hättet. Aber das ist ja das ewige Leiden: ihr seht euch die Menschen nicht an, und wenn ihr's tut, habt ihr nicht den Blick dazu. Das ist des Dichters Kunst, Ruhm, Stolz und Reichtum, daß er die Menschen sieht, wenn er sie anblickt. Dieser Mann hatte die seltene, wunderbare, himmlische Gabe, daß jedermann, der sich auch nur fünf Minuten in seiner Gesellschaft befand, sich wohl fühlte, oft ohne zu wissen, warum; er war ein Seelenofen, aber kein eiserner, sondern einer mit Kacheln, der in

steinkalten Winternächten die Wärme hält, und in manchen Zusammenkünften war er die Zentralheizung. Das Entscheidende aber war: wer diesem Kaufmann nur drei Sekunden lang ins Auge geblickt hatte, der vertraute ihm ein Leben lang. Wenn aber ein Spitzbube hineingeschaut hatte, dann dachte er merkwürdigerweise nicht: „Das ist einer zum Übersohrhauen", sondern er sprach zu sich selber: „Das ist kein Umgang für dich."

Es gab zu Anfang dieses Jahrhunderts Kaufleute genug, die wie dieser Stahmer zu Wohlstand gelangen wollten nicht durch fremde Dummheit, sondern durch eigene Klugheit. Es gab Kaufleute, die unter einem guten Geschäft ein Geschäft verstanden, an dem beide Teile Freude haben, und es gab Kaufleute, die wie dieser Stahmer einen Kunden, der sich in einem für ihn selbst nachteiligen Irrtume befand, aufklärten, anstatt ihm rasch das Netz über den Kopf zu werfen. Ich könnte witzig bemerken, dieser Handelsmann Stahmer sei von solchem Raffinement gewesen, daß er dieselben Kunden immer wieder habe heranziehen wollen; aber es würde ein schielender Witz sein; denn was die Kunden lebenslang bei ihm festhielt, das war das Gegenteil des Raffinements, es war die grundklare Redlichkeit seines Herzens, die es überhaupt nicht vertrug, daß einem Menschen Unrecht geschehe. Ich will hoffen, daß es solcher Kaufleute noch heute gibt; sollten sie aber ganz verschwunden sein, so holt eine reinere Zeit herbei, die sie uns wiedergibt.

600000 Mark waren damals, als das Geld noch gemünzte Arbeit war, eine hübsche Summe und bedeuteten, wenn auch im reichen Deutschland noch nicht eigentlichen Reichtum, so doch beträchtlichen Wohlstand. Die Lotterie hatte nichts dazu geschossen, aus dem hinreichenden Grunde, weil Stahmer sich nie ein Los gekauft hatte, und was die reiche Heirat anbelangte, so hatte Theobald zu einer Zeit, als der Jahresgewinn noch nicht weit über 3000 Mark hinausragte, mit der bekannten schönen deutschen Unerschrockenheit die Tochter eines Volksschullehrers geheiratet, wonach sich jedes Wort über Geldheirat und dergleichen erübrigt. Sie war eine schöne Hamburgerin und hatte ihm bis auf den Grund des Herzens geleuchtet, da hatte er sie genommen; was sie ihm außer ihrer

Schönheit in die Ehe mitbrachte, davon wird der scharfäugige Leser mit der Zeit ganz von selbst ein Inventar aufnehmen.

Trotz ihrer Armut hatte sie ihrem Manne wiederholt kostbare Geschenke gemacht: zwei Mädel und zwei Buben; ein Mädel und ein Bube aber hatten sie in frühen Jahren wieder verlassen, und im Herzen, im Auge, ja, wohl auch in der sanften Stimme der Mutter war etwas von dem Abschiedsweh hangen geblieben, das eine Mutter, die ein Kind verloren hat, bis an ihr Lebensende trägt. Eine echte Mutter hat immer so viel Kinder, wie sie geboren hat, und mitten unter ihren lebendigen Kindern spielen, lachen und weinen die Schatten der Entschwundenen. Aber daß du, lieber Leser, mir nun nicht die liebe Frau Susanne für eine Kopfhängerin hältst! Mit den Kindern, die ihr übrig geblieben, und ihrem lebenstrotzenden Manne konnte sie selig sein wie ein Sommertag. Übrig geblieben waren ihr der dem Leser bereits vorteilhaft bekannte Hermann, die jüngere und dickere Hälfte unseres an den Eingang dieser Geschichte gestellten Heldenpaares, und die etwa um ein Jahr ältere Gudrun, von der auch nur das geringste Unvorteilhafte zu denken, ich den Leser hiermit eindringlichst warne, wenn er es nicht gründlich mit mir verderben will; denn sie ist mein Liebling in dieser Geschichte. Ob ich dafür eine hinreichende Erklärung geben kann, weiß ich nicht; Liebe ist aber auch zur Angabe von Gründen noch nie verpflichtet gewesen.

Seinem Vermögensstande nach war also Theobald Stahmer sehr wohl in der Lage, verdorbene Hosen durch neue zu ersetzen; überdies bewährte er, wie schon bemerkt, in dieser wie in allen Fragen des Haushalts eine großzügige Gesinnung; Meinungsverschiedenheiten über das „Hausstandsgeld" gab es in diesem Hause nicht, weil Frau Susanne, was sie brauchte, einfach aus der allgemeinen Ehekasse nahm, und Heimlichkeiten sind bei Menschen dieser Art ausgeschlossen. Endlich aber war Vater Theobald, wie schon berichtet, augenblicklich gar nicht daheim, sondern auf Reisen.

Sein Geschäft nötigte ihn im Laufe eines Jahres zu wiederholten Reisen und — so befremdlich es scheinen mag — so tief innerlich wohl er sich in den sechs Armen seines häus-

lichen Glückes fühlte, er steuerte doch gewöhnlich mit frohen Sinnen hinaus in sein großes Vaterland und in die Fremde. Ein Wechsel der Umgebung hat immer eine auf- und umrüttelnde, also erfrischende Wirkung, und dann war das Reisen im damaligen Deutschland ein Vergnügen. Ich sehe ganz davon ab, daß sechs freundlich trauernde Augen ihm bis an den Wagen leuchteten und die zarte Wolfenbüttlerin Elly oder die handfeste Dithmarscherin Grete ihm mit Begeisterung den Koffer trug, wenn er nicht zu schwer war — Frau Susanne wachte ängstlicher über das Wohl ihrer Dienstmädchen als über ihr eigenes — ich sehe davon ab, daß ein leckeres Frühstück, eine halbe Flasche Rotwein und ein Körbchen mit erlesenem Obst zu ihm in den Wagen verfrachtet wurden, daß Gudrun, wenn der Vater noch so früh reiste, noch früher in den Garten schlich und einen anfangs recht naiven, nach und nach aber immer schöneren Strauß band, den sie bis zum letzten Augenblick verborgen hielt, worauf der Vater dann jedesmal eine unmäßige Freude und Überraschung zu erkennen gab; ich sehe ab von den mindestens dreimal sieben Küssen, die Theobald mitbekam, dazu einem letzten, den der bei schon geschlossener Wagentür emporgehobene Hermann, den Scheidenden mit beiden Ärmchen umschlingend, mit seinem wulstigen Mäulchen und mit ernstem Nachdruck auf den Mund des Vaters drückte, und ich sehe ab von einem schier endlosen Winken mit schneeweißen Tüchern; denn das alles kommt nicht auf Rechnung der Verkehrsmittel. Wenn aber dann der letzte Taschentuchzipfel in Licht und Luft ertrunken war, dann sah er noch eine Weile die drei goldenen Gesichter im Geiste vor sich und lächelte wie ein glückliches Kind. Endlich drückte er sich in seinen Ecksitz und dachte: So, hier bist du erst einmal vor Geschäften und Geschäftsbriefen und besonders vor dem herrlichen Fernsprecher sicher; hier sitzest du nicht nur in einer festen Burg, sondern in einer Burg, die den Belagerern wegläuft und nicht einzuholen ist. Dann entzündete er sorgfältig eine seiner famosen 20 Pfg.-Zigarren, machte das nette kleine Klapptischchen zurecht und holte aus seiner Handtasche ein gewöhnlich ziemlich dickes Buch hervor. Wenn es ein Roman oder ein Drama war — er liebte das Theater — so war es etwas vom Besten; gewöhnlich aber war

es ein wissenschaftliches Buch, ein naturwissenschaftliches oder ein astronomisches — dieser „Koofmich“ betrachtete abends mit den Seinen die Sterne — oder ein literarhistorisches oder ein philosophisches oder sonst eins. Stahmer d. A. hatte die Meinung, daß ein richtiger Mensch sich über alle Dinge der Welt möglichst klar werden müsse, und wenn er sonst genug an seinem Geschäft zu arbeiten hatte, so arbeitete er auf Reisen gern an sich selbst. „Sie haben sich da aber eine deftige Eisenbahnlektüre mitgenommen,“ meinte einmal ein mitreisender Geistlicher. „Ja,“ sagte Stahmer, „was man so gewöhnlich Eisenbahnlektüre nennt, verträgt mein Magen nicht.“ Wenn er dann von seinem Buche auf- und in die Welt hinaussah, dann sah er sein Deutschland vorüberfliegen wie eine stattliche, reich- und buntgekleidete junge Dirne, die bei der Arbeit lacht und hüpft.

„Recht im Licht mit weiblichem Behagen
Spreitet sie ihr leuchtendes Gewand.
Aus der Schürze langt sie Birn und Apfel,
Wirft sie Bub und Dirnlein an den Kopf,
Während über Stirn und Ohr ihr nicken
Goldene und funkelrote Trauben.“

Und wenn er sich im Wagen umsah, so freute er sich, wie alles so wohl geordnet und fürsorglich bequem war. Ja, es war eine Lust, zu reisen. Vor allem und zunächst einmal war's überall sauber, was begreiflicherweise immer das grenzenlose Erstaunen in Deutschland reisender Franzosen erregte. Und so sauber wie die Wagen und Bahnhöfe waren die Beamten. Natürlich gab es unter ihnen so viele Schlechte wie es zu allen Zeiten in allen Ländern unter allen Leuten gegeben hat; aber wenn auch einmal einer unter ihnen war, der ein ganz kleines Stück seiner Redlichkeit abzugeben wünschte — es fand sich kaum ein Reisender, der ihm ein Angebot zu machen wagte, weil er eine furchtbare Abfuhr befürchtete. Es brauchte aber auch niemand zu bestechen, weil alle gleich behandelt wurden und nichts zu wünschen übrig blieb; es war ein Zeitalter der Gleichheit, in dem der Gauner kein Vorrecht vor dem ehrlichen Manne hatte. Man hatte die Beamten gelehrt, daß sie dazu da seien, den Fahrgästen das Reisen angenehm zu machen; die

Beamtengrobheit war ein Märchen aus alten und zukünftigen Zeiten, nur daß in zukünftigen Zeiten die Grobheit zur Frechheit wurde. Die Züge fuhren pünktlich ab und kamen pünktlich an, und manch ein Ausländer wunderte sich des Todes, daß 4 Uhr 13 in Deutschland wirklich 4 Uhr 13 bedeutete und nicht etwa 5 Uhr 57.

Am Reiseziel angelangt, begrüßte Theobald in den Kofferträgern lauter bekannte liebe Gesichter, und man drängte sich dazu, ihm seine Bürde abzunehmen. Er gab nämlich immer statt der schuldigen 60 Pfennige eine Mark, und dafür schlossen ihn die Träger in ihr Herz. Ich bemerke ausdrücklich, daß er nicht etwa 10 Mark gab, was nach gewissen Begriffen sehr nobel gewesen wäre. Er pflegte vielmehr zu sagen: „Wenn ich dem Mann eine Mark gebe, so ist er mir dankbar; gebe ich ihm 10 Mark, so sagt er sich nur: Der Kerl ist verrückt." In allen Gasthäusern war er beliebt, weil er jedermann, auch den Pikkolo, als Menschen mit einer unsterblichen Seele behandelte und sich von keinem auch nur das geringste Unrecht gefallen ließ, wofern er es merkte. Das ist ja das Eigentümliche an Gasthäusern, daß man so oft nichts merkt. Die Wirte und Kellner jener Zeit zeigten noch immer genau die Eigenschaften, denen schon die englischen Romanschriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts eine so gründliche und merkwürdig übereinstimmende Schilderung gewidmet haben, und die sie im wesentlichen auch wohl behalten werden. Aber wenn sie auch ein wenig spitzbübisch waren, so waren sie dabei doch zuvorkommend, und wenn sie grob waren, so waren sie nicht selten ehrlich. Ja, manche waren höflich und ehrlich zugleich. Jedenfalls waren sie noch nicht zu gleicher Zeit diebisch und frech wie in fortgeschritteneren Tagen.

Hatte unser Theobald nun seine Angelegenheiten erledigt und den Höflichkeitsrücksichten gegen Geschäftsfreunde entsprochen, dann schaute er sich mit offenen Augen an, was sein schätzereiches Vaterland an dieser Stelle zu zeigen hatte, und wenn Theater oder Konzert etwas Gutes zu bieten hatten, war er da. So weit aber, wie ein kleines Kind es tut, öffnete Theobald seine Augen, wenn er im Ausland war. Er hatte die naive Empfänglichkeit des Deutschen für alles Fremde und sah alles,

was anders war als daheim, das Bessere und das Schlechtere, und er nahm das Bessere gastlich in sich auf, ohne etwas Eigenes dafür aufzuopfern, auch im Gespräch mit Ausländern. Wo immer er sich aufhalten mochte, bekam man einen guten Begriff vom Deutschen; denn er war höflich ohne Unterwürfigkeit und bestimmt ohne Schroffheit. Wenn man ihm vorreden wollte, man befürchte von Deutschland eine Bedrohung des Weltfriedens, so empfahl er den Leuten, recht aufmerksam die französischen und englischen Blätter zu lesen, die solche Meinung nährten, um rechtzeitig die Schuld auf die andere Seite zu wälzen. „Unserm Kaiser," sagte er, „rutscht leider zuweilen die Zunge aus; aber in Paris und London kennt man ihn viel zu genau, um nicht zu wissen, daß er an Krieg nicht denkt." Und wenn sie deutsche Kunst und Wissenschaft rühmten und daneben die rührende Klage erhoben, daß ein einst so ideal gerichtetes Volk dem Materialismus und der Machtpolitik zu verfallen drohe, so sagte er vergnüglich schmunzelnd: „Das ist die alte Geschichte: Solange wir bei Brot und Kartoffeln Musik machen und philosophische Systeme bauen, sind wir brave Kinder; aber wenn wir auch zu Wohlstand gelangen und auch in der Welt mitreden wollen, d. h. wenn wir dasselbe wollen, was ihr alle wollt, dann sind wir die Friedensstörer, als wäre das deutsche Volk ein gebildeter Dienstbote, der sich Vertraulichkeiten erlaubt. Wenn Sie, meine Herren, Geld- und Machtpolitik verabscheuen, dann empfehle ich Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit England, Frankreich und Amerika als recht geeignete Objekte." Man nahm ihm solche Antworten nicht übel, obwohl man sich sagte, daß er recht hatte; im Gegenteil, es machte Eindruck auf sie, einen Deutschen zu sehen, der sich in Kneipen nicht groß und in Ministerien nicht klein machte und nicht alles glaubte, was Quai d'Orsay und Downingstreet so gern glauben machen wollten.

Sein Herz, sein Hirn und seine Zunge waren viel zu vorurteilslos, um die Place de la Concorde nicht schöner zu finden als den Berliner Schloßplatz und den Homard à l'américain bei Prunier nicht besser und billiger als den bei Pfordte in Hamburg; er konnte sich also auch in der Fremde wohlfühlen; aber über das Gefühl ging dennoch nichts: sich der

heimatlichen Grenze zu nähern und das deutsche Schwarzweißrot wiederzusehen, deutsche Laute wiederzuhören. Mein Gott, er war ja wohl hundertmal über die Grenze gefahren; aber wär's auch zehntausendmal gewesen, ihm wär's doch immer ein Wiederfinden, ein Wiedergeburtstag, eine Wiederkehr des tiefsten Glücks gewesen. Hier war Deutschland, hier war der Acker, der sein Leben trug! Hier war der Quell, aus dem sein Blut floß; hier war das Licht, das durch alle Bilder seines Lebens glänzte! Jeder Grenzpfahl lachte ihm wie ein Apfelbaum im Mai; jeder schmetternde Ruf eines Schaffners war ein Liebeswort, für das sich dieser Schaffner plötzlich zu seiner angenehmen Überraschung durch eine Handvoll feiner Zigarren belohnt sah. Hier war Deutschland, hier war wieder Ordnung ohne Schmiergelder, hier war ruhige Macht ohne Willkür. Es war richtig: die Ordnung war zuzeiten ein wenig pedantisch; das Vaterland nahm es zuweilen ein bißchen gar zu genau, wie eine überängstliche Mutter, die ihr Kind auf Schritt und Tritt behütet; aber immerhin: es war eine Mutter, eine echte Mutter. Und selbst sie, die ob ihrer Aufsicht gemurrt hatten, wenn sie hinausgefahren waren, fielen ihr lachend um den Hals, wenn sie wiederkamen.

3. Kapitel.

Und wenn erst die Grenze überschritten war, so war ja auch bald wieder der Bahnsteig da, auf dem die holde Susanne stand, das dicke Hermännchen an der Hand haltend, weil er sonst vor Ungeduld dem Zuge auf dem Geleise entgegengelaufen wäre, und die goldbraunhaarige und goldbraunäugige Gudrun mit dem Sträußchen in der Hand, das von ihrer heißen Liebe schon ganz welk geworden war.

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann! Güter zu suchen,
geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an."

Dies Wort hing über Theobalds Schreibtisch an der Wand, und es galt von seinen Reisen in jeglichem Betracht.

„Da war ein Freuen, wenn er wiederkam!" sogar bei den Dienstmädchen, von denen die zarte Elly regelmäßig vor seiner Rückkehr mit treuherzigem Blick zu sagen pflegte: „Es ist nur gut, gnädige Frau, daß der Herr bald wiederkommt; auf die

Dauer ist es doch nichts ohne ihn!" und die majestätische Grete dasselbe empfand aber Haltung bewahrte, weil sie auf Würde hielt. Die erste Begegnung ergab immer einen Wirbel und Trubel und einen gordischen Familienknoten, so daß Theobald oft genug nahe daran war, seiner Frau den Koffer aufzuhalsen und den Gepäckträger zu küssen und manche Leute von feiner Bildung sich wunderten, daß es Leute gibt, die sich schon auf dem Bahnhof liebhaben.

Das war nun einmal Familieneigentümlichkeit: sie konnten ihre Gefühle nicht einsalzen, auf Eis legen, auf die Sparkasse bringen; was in ihnen war, das mußten sie ausströmen, sei's laut oder leise oder ganz leise oder — ja — oder stumm. In dieser Hinsicht mochten sie nicht warten, und unser Held Hermann liebte es noch in einer anderen Hinsicht nicht. Da dieser Knabe, wie der scharfsinnige Leser schon erraten haben wird, männlichen Geschlechts war, so werden wir, wenn wir etwas auf naturwahre Charakterschilderung halten, nicht umhin können, ihm ein kleines Quantum Selbstsucht mitzugeben, obwohl er in dieser Eigenschaft nicht hervorleuchten wird. So groß aber war sein Egoismus immerhin, daß seine Augen bei aller Wiedersehensfreude oft und lange auf die geräumige Handtasche geheftet waren, in der der Vater die üblichen Reisegeschenke zu verstauen pflegte. Stahmer fand Geben seliger denn Nehmen und hatte vielleicht mehr Heißhunger nach Seligkeit, als auf Erden und unter Menschen gut ist. Er gehörte ferner nicht zu den Leuten, die ein unbändiges Vergnügen empfinden, wenn sie erwartungsvolle Menschen recht lange zappeln lassen können; im Gegenteil: er versetzte sich leicht ins Kinderherz und packte gleich nach seiner Heimkunft aus. Trotzdem mußte Hermann noch etwas zappeln; denn zuerst kam die Mutter, die gar nicht zappelte. Die Kinder hatten den ersten Platz im Herzen der Eltern, aber nicht im häuslichen Zeremoniell. Sie waren das Wichtigste im Hause; aber sie wußten es nicht. Zunächst entwickelte sich also aus der Tasche ein wundervoller Seiden- oder Spitzenstoff oder sonst dergleichen, und Frau Susanne nahm ihn mit glückseligem Lächeln in Empfang; denn sie war — das können wir nicht verhehlen — in einer Hinsicht außerordentlich putzsüchtig; sie

kleidete sich gern in die Liebe ihres Mannes. Daß sie sowohl diese Liebe wie diese Kleiderstoffe mit Geschmack zu tragen wußte, das sei ganz nebenbei bemerkt. „Du liebster Mann, du bist immer viel zu gut," pflegte sie dann zu sagen und ihn — nicht „nach der Kunst" — sondern ganz regellos abzuküssen. Dann kamen die Kinder dran, und zwar je nach Zufall erst der Bub oder erst das Mädel. Diesmal hatte Hermann Glück; er kam zuerst an die Reihe. Der Alte nahm ein geheimnisvolles längliches Paket aus der Tasche, wickelte es aus, nahm das Herausgewickelte auf die Schulter, marschierte plötzlich mit donnernden Schritten durch die Stube und sang:

„Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr —",

während Hermann, atemlos vor Freude, unaufhörlich an ihm emporsprang wie ein Hündchen an einem trabenden Pferde, und „Pappa! ... ein Gewehr! ... ein Gewehr! ... Pappa!" schrie. Es wäre ein grober Verstoß gegen die Naturwahrheit der Schilderung, wenn ich zu bemerken vergäße, daß er das Dankesagen vergaß, bis er von Gudrun ganz heimlich daran erinnert wurde. Ja, und dann kam die goldbraune Gudrun dran — aber ich muß sie euch doch erst einmal richtig beschreiben! Nicht, indem ich beim Scheitel anfange und bei den Zehen aufhöre; wenn ich solche Beschreibungen gelesen habe, bin ich immer am Ende genau so klug gewesen wie am Anfang. Sie war ein anmutiges Geschöpf wie ihre Mutter, das schick ich voraus; im übrigen will ich nur das Schönste an ihr beschreiben. In ihren Augen stand nämlich geschrieben: „Alle Menschen sind gut." Ein schrecklicher Irrtum, wenn es in den Augen eines Erwachsenen steht, aber für ein Kinderauge die natürlichste Sprache. Was aber noch schöner war: sie wußte von dieser Sprache ihrer Augen nicht das Geringste. Und das Allerschönste war, wenn diese in ihrem Grunde recht ernsten Augen so lachten wie jetzt beim Empfang einer neuen, herrlichen Puppe. Sie liebte ihre Puppen wie lebendige Wesen; aber, seltsam genug, die Puppe streifte sie jetzt nur mit einem flüchtigen Blick; dies große Glück legte sie gleichsam zurück für später, und suchte ein größeres: das Gesicht ihres Vaters.

Und ihre Augen sagten nur das eine: „Ich werde geliebt, ich werde geliebt, wie wunderbar: ich werde geliebt!" Es ist ein seltenes Wunder, wenn ein Mensch das Gefühl der Dankbarkeit kennt; das größte aller Wunder aber ist ein Mensch, dessen ganzes Leben Dankbarkeit ist.

Die Tasche des Herrn Stahmer war noch lange nicht leer. Die zarte Elly und die majestätische Grete wurden hereingerufen und erhielten jede haargenau dasselbe. Es waren zwei prächtige Menschen, die einander wahrscheinlich nicht beneidet hätten; aber Stahmers hatten schon mehr Dienstboten gehabt, und sicher ist sicher. Die zarte Elly lachte übers ganze Gesicht und schüttelte Herrn und Frau Stahmer kräftig die Hand; die majestätische Grete behandelte die Sache mehr als feierliche Belehnung mit einem Herzogtum; sie reichte mit Haltung die Hand und machte eine Verbeugung, wie sie einem Kaiser und Lehnsherrn von einer Königin zukommt.

Hiernach kam Klütermann in Betracht, Klütermann, der alles war, alles konnte und alles machte und dessen Leben eine ununterbrochene Pendelbewegung zwischen Stahmers Geschäft und Stahmers Wohnung war. Dieser Klütermann war ein unverbesserlicher Genüßling, der immerfort nichts tun wollte als arbeiten, arbeiten vom Aufstehen bis zum Niederlegen. Das kam ursprünglich daher, daß er etwas durchaus vergessen wollte, und das hing mit einem weiblichen Wesen zusammen, das einen andern genommen hatte. Danach hatte er dann überhaupt keine mehr wollen. Herr Stahmer mochte schimpfen, soviel er wollte: „Klütermann, zum Donnerwetter, Sie sollen jetzt aufhören; wie oft soll ich Ihnen das sagen! Was denken die Leute! Die Sozialdemokraten denunzieren mich noch als Menschenschinder, der einem alten Mann ‚das letzte Mark aus den Knochen saugt'! Ein ‚Ausbeuter' bin ich ja sowieso." Dann brach Klütermann auch gehorsam seine Beschäftigung ab, um weiterhin an einem verborgenen Platze eine neue Arbeit zu beginnen. Stahmer tat ihm zugute, was er konnte, und da der alte Herr ebenso rastlos schmökte, wie er arbeitete, so hatte sein Prinzipal ihm diesmal eine kostbare Pfeife aus Meerschaum, Bernstein, Weichselholz und mit Silberbeschlag mitgebracht. Mit siebentausend Falten

im Gesicht betrachtete sich Klütermann aufmerksam das Geschenk und sagte dann:

„Bezugnehmend auf Ihr geehrtes Schreiben vom 17. d. M., habe ich ja schon so etwas erwartet; aber — was soll ich nu damit machen? Bei der Arbeit kann ich sie doch nicht rauchen — höchstens Sonntags —"

„Ja, Sonntags arbeiten Sie ja auch, Sie Sabbatschänder!" rief Stahmer lachend.

„Djä" — machte Klütermann. „Na, Sie haben es jedenfalls gut gemeint, und ich bin Euer Wohlgeboren zu wiederholtem Danke verpflichtet. Stets mit Vergnügen zu Ihren Diensten, Herr Stahmer," und damit schüttelte er Stahmern die Hand.

„Nichts zu danken, alter Freund!" rief Stahmer und klopfte ihm auf die Schulter. „Wenn Sie sie nicht rauchen wollen, hängen Sie sie über Ihr Sofa; dann machen wir eine feine Inschrift dazu:

‚Stahmer seinem treuen Freunde Klütermann.'"

Klütermann sah ihn groß an. „Dscha, Herr Stahmer, wenn Sie das wollen?"

„Natürlich will ich," rief Stahmer. — —

Endlich war da noch die Schneiderin, die sozusagen zur Familie gehörte und von den Kindern Tante Amanda genannt wurde, und die alte Näh-, Stopf- und Flickfrau, die Frau Susanne immer auf den sonnigsten Fleck am Fenster setzte und die immer stillschweigend den Kopf schüttelte über solch ein Unmaß von häuslichem Frieden. Nicht immer freilich schwieg sie; wenn sie sich allein wußte oder glaubte, so pflegte sie vor sich hinzumurmeln: „Harr ick em doch man nohmen — denn harr ick em nu doch hatt!" (Hätt' ich ihn doch nur genommen — dann hätt ich ihn doch jetzt gehabt!) Damit meinte sie den hübschen Burschen, den sie vor 50 Jahren ausgeschlagen hatte, weil er ihr zu flatterhaft gewesen. Oft murmelte sie sich so in den Schlaf, und die Kinder und Dienstmädchen hatten strengen Befehl, sie dann nicht zu stören, sondern lautlos aus dem Zimmer zu schleichen. Und schließlich gab es noch die Waschfrau, die Gattin des Schusters

Steenkopp, die zum Waschen ausging, weil ihr Mann sich trotz wiederholter Versuche nicht mit der Arbeit befreunden konnte. Wenn sie gerade im Hause waren, bekamen sie ihre Geschenke sofort; sonst wurden sie ihnen aufgehoben, und alle sagten auch „Danke" dafür, Frau Steekopp allerdings stets mit zielbewußter Kälte; denn sie betrachtete all dergleichen nur als selbstverständliche und geringfügige Abschlägszahlungen der „Ausbeuter" an die „Enterbten". Auch aus den schönsten Wolljacken und Schweinekarbonaden, die Frau Susanne ihr über den Lohn hinaus immer wieder zusteckte, sogen Steenkopp und Frau die edle Begeisterung des Klassenkampfes und die heilige Überzeugung, daß sie von Rechts wegen in die Villa und Stahmer und Frau auf den Schusterbock und in die Waschküche gehörten. Wenn Frau Steenkopp sich diese Umkehrung ausmalte und an den Augenblick kam, wo sie der Frau Stahmer Wolljacken und Schweinekarbonaden hätte schenken müssen, brach ihre Imagination plötzlich ab; denn Wohltätigkeit kannte der Zukunftsstaat nicht.

Der gerecht denkende Leser wird schon lange gebangt haben, ob denn dem guten Hausvater Theobald für all seine Liebe auch Vergeltung werde — er (ich meine: der Leser) kann ganz beruhigt sein. Geschmückt zu werden brauchten die Räume dieses Hauses nicht; denn die waren immer geschmückt. Wenn man hereintrat und durch die Zimmer schritt, so blitzte und funkelte alles von Gold, Silber und Diamanten. Wenn man aber näher zusah, so waren es gar kein Gold, gar kein Silber und gar keine Diamanten, sondern Reinlichkeit, Geschmack und Behagen. Es war eine merkwürdige Täuschung: man glaubte, in einen Prunkraum zu treten und merkte schließlich, daß man sich in einer zwar höchst gediegenen, aber ebenso schlichten Umgebung befand. Wo eine Fläche leuchten, eine Kante blitzen sollte, da sorgte Frau Susanne dafür, daß sie leuchteten und blitzten. Und oft, wenn Theobald heimkehrte und jeden Winkel seiner Heimstatt mit frohem Blinzeln begrüßte, legte er den Arm um seine Frau und sagte: „Wir wohnen wie die Fürsten." Niemals gingen diesem Hause Blättergrün und Blumenschimmer aus; wenn aber der Vater heimgekommen war, so fehlten Blumen in keinem Zimmer,

ja kaum in einem Winkel. Da ragten langgestielte Rosen, Gladiolen und Rittersporn, da neigten sich Narzissen und Syringen; da strotzten mächtige Schüsseln von tausendköpfigem Veilchengedränge; da schwangen über luftigem Kristall Goldregen und Glycinen in der reinen Luft eines reinen Hauses. Und wenn der Vater den Staub der Reise abgetan hatte und nun ins Wohnzimmer trat, so wußte er schon, daß der liebe gute Flügel erklang von Gudruns Händen. Sie spielte schon so gut, daß es den anspruchsvollen Ohren der Eltern zur Freude klang und wirklich das war, was es sein sollte: ein leichterer Schumann, Schubert, Weber oder gar Beethoven und Mozart. Hermännchen war weniger anspruchsvoll; er sprach und sang noch einen merkwürdig unterschiedslosen Kinderbaß. Wenn Theobald dann sein Töchterchen gehörig gelobt und gehätschelt hatte, bot er ihm galant den linken, seiner Frau den rechten Arm, und mit Hallo und Tralala ging es zu Tische, wo natürlich die allerliebsten Lieblingsgerichte den „allgemein verehrten" Haushaltungsvorstand erwarteten. Die Wahl war nicht leicht; denn eigentlich waren alle Gerichte seine Lieblingsgerichte — wenn sie gut waren. Ob sie nun gut seien, diese bange Frage malte sich denn auch sofort auf dem erwartungsvollen Gesichte der Hausfrau, und ihr schmeckte kein Bissen, bevor er gesagt hatte: „Herrlich, mein Suschen, herrlich!" oder „sehr gut, Susanne, sehr gut!" oder „gut, Frau, gut!" „Gut" war ihr eigentlich nicht genug; denn auf ihre Küche war sie ein wenig eitel, das muß schon zugestanden werden. Der Stümper oder Hazardeur in der Kunst ahnt, daß er sich nicht unbedingt auf sich verlassen kann und betrachtet das Gelingen als ein Produkt des Zufalls; der große Künstler weiß, was er geleistet hat und erwartet Lob oder begründeten Tadel. Fast immer aber hieß es „Herrlich, mein Suschen, herrlich!" und wenn Theobald einmal den Kopf zu voll hatte und die Kritik vergaß, so merkte er's bald daran, daß sie nicht aß und ihn sorgenvoll ansah; dann rief er schleunigst: „Wunderbar, mein Engel, wunderbar!" und Susanne war glücklich und hatte auf einmal Appetit.

Am Abend nach solcher Heimkehr — das stand nun einmal fest — gehörte Theobald seiner Familie, und sie gehörte ihm.

Er war imstande, darüber auch wichtige Geschäfte zu verschieben, vielleicht gar zu versäumen. Auch die Juden, denen man nachsagt, daß der Geschäftssinn sie ganz beherrsche, lassen, wenn sie fromm sind, ihren Gottesdienst dem Geschäfte vorgehen, wie sollte dieser fromme Kaufmann nicht den Gottesdienst des Hauses seinen Geschäften vorgehen lassen? Er las dann den Seinen das Schönste und Weiseste vor, was er in seinen Büchern gefunden hatte — er hatte sich schon lange darauf gefreut — oder Frau Susanne setzte sich ans Klavier und sie, ihr Mann und ihr Töchterchen sangen deutsche Lieder, denen Hermann so furchtbar ernst, so atemlos gespannt zuhörte, daß er den Kopf immer weiter, immer weiter vorstreckte, als wär's Hänsel und Gretel, und die Hexe machte den Ofen heiß, um den Hans zu braten. Aber das deutsche Lied war nicht etwa auf solche Abende und aufs Musikzimmer beschränkt; überall, in Dachkammer und Keller, in Küche und Schlafzimmer steckte es plötzlich sein reines Kindergesicht durch Wand und Vorhang, und wenn Theobald es hörte:

„Ein getreues Herze wissen
Ist des höchsten Schatzes Preis"

oder

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt",

dann schlich er plötzlich auf Zehenspitzen an seine Tür, öffnete sie ganz leise und stand an der Spalte mit geneigtem Haupte und lächelte wie im Traum. Oder wenn Susanne ihren Mann hörte:

„Ach, wie ist's möglich dann"

oder

„Morgen muß ich fort von hier",

dann hielt sie plötzlich im Nähen oder Umrühren inne, neigte das Haupt und lächelte wie im Traum. — —

4. Kapitel.

Es wird nachgerade Zeit, daß wir die Heldenlaufbahn Hermanns und Gracchussens weiter verfolgen. Eines Tages war Hermann sehr erhitzt nach Hause gekommen, hatte einen schmächtigen, aber für seine sieben Jahre ziemlich großen

Jungen an der Hand geführt und nicht losgelassen, bis er ihn seiner Mutter leuchtenden Auges vorgestellt hatte mit den Worten:

„Mamma, das is mein Freund!"

Frau Susanne hatte von dieser Erklärung gebührend und mit Vergnügen Kenntnis genommen, weil es sie nur freuen konnte, daß ihr Hermann einen Spielkameraden gefunden hatte, der ihm offensichtlich von Herzen gefiel und an dessen gutmütig-vertrauendem Gesichte auch sie beim ersten Anschaun Gefallen fand. Sie hatte dem jungen Gracchus die Nase geputzt, ihm freundlich die Backen geklopft und ihn gleich zum Abendessen dabehalten, nachdem sie beiden Jünglingen gründlich die Vorderpfötchen gereinigt hatte; denn beide hatten sich an diesem Tage offenbar vorwiegend vierfüßig bewegt.

Daß der gereiftere Gracchus schon die Schule besuchte, hatte für Hermann den Nachteil, daß er ihn an den Vormittagen entbehren mußte, aber auch den Vorteil, daß er an jedem Mittag, sobald er den Kameraden an der Tür des Schulhauses in Empfang genommen hatte, das Neueste aus dem Bereiche der Wissenschaften und Künste erfuhr. War es etwas besonders Wichtiges und Dringliches, z. B. der Kampf des David mit dem Goliath oder die Rache Simsons, so entlud sich Gracchus sofort seiner Herzenslast; die stilleren Freuden des Geistes aber genossen sie an ihrem gewohnten Findeplatz, den sie mit merkwürdigem Instinkt an der heimlichsten und schönsten Stelle der Umgebung des dichtumgrünten Ortes entdeckt hatten. Es war ein herrlicher, echt holsteinischer Knick-, d. h. Heckenweg, der in wunderlich-launischem Zickzack dahinlief und Weißdorn-, Schlehdorn-, Rosen- und Brombeerhecken, alle erdenklichen Blumen und Gräser, einen Graben, mancherlei Vögel mit ihren Nestern, auch hier und da gedankenvolle Bäume bot. Auch Feldmäuse gab es hier und Maulwürfe, Hasen, Wiesel und ab und zu ein Eichhörnchen, ja Hermann hatte sogar einmal einen richtigen Wolf gesehen; es war aber Nero gewesen, der höchst humane Hofhund des Bauern Brockmann. Um aber aller Schönheit die Krone aufzusetzen, so schlich von diesem engen Zickzackweg an heimlichster Stelle ein noch viel schmalerer Pfad ins Dunkel, führte auf ein dichtumschlossenes

rundes Plätzchen, das mit einem Wiesengatter abschloß, und hinter diesem Gatter in lachendem Lichte lag eine weite Wiese, so friedensschön, wie nur eine Wiese sein kann. Inmitten dieser Wiese glänzte ein kleiner Teich so klar wie ein Gottesauge, und an einer Seite umschatteten ihn hohe Erlen wie dunkle Wimpern. Hermann warf einmal Steine hinein, da sagte Gracchus ruhig: „Das mußt du nicht tun; dann kann man ja nicht hineinsehen.“ Da ließ es Hermann. Zuweilen grasten auch Rinder auf der Weide. Als sie für das Temperament unseres Hermann einmal zu lange wiederkäuten, versuchte er, sie aufzuscheuchen durch Rufen, Armschwenken und zuletzt durch einen Steinwurf. „Das muß man nicht tun,“ sagte Gracchus in Form eines allgemeinen Sittengesetzes. Und Hermann tat es nicht wieder. Es war klar, daß Gracchus ihm gegenüber so etwas wie väterliche Autorität besaß.

Kaum jemals kamen sie an dieses Stelldichein, ohne daß Gracchus sich umschaute und leise sagte: „Hier is es fein, nicht?“ In ihm begannen Natur- und Schönheitssinn schon zu erwachen. Hermann stimmte zu, aber ohne die volle ästhetische Reife. Er dachte dabei mehr daran, daß es hier „fein“ zu laufen, zu springen, sich zu wälzen und zu schreien sei; hier gab es eben gar keine lästigen Kulturrücksichten wie zu Hause.

Da Gracchus unbedingt los sein mußte, was er des Morgens gelernt hatte —

„Ach, was haben die Herr'n doch für ein kurzes Gedärm!“ —

so begann fast jede ihrer geheimen Zusammenkünfte mit Unterricht, und Hermann war es sehr zufrieden. Mit dem Lernen ging es bei Hermann nicht gerade blitzschnell, zumal Gracchus nicht die feineren Künste der Methodik beherrschte; dafür entwickelte er eine bei einem Kinde höchst merkwürdige Geduld — Ungeduld ist unphilosophisch —, und es ging doch ganz hübsch vorwärts, und was Hermann einmal erfaßt hatte, das hielt er fest, wie er als zweijähriges Bübchen noch im Schlaf ein Pferdchen krampfhaft festhielt, das man ihm aus der Hand nehmen wollte. So lernte er von seinem Freunde lesen, auch die Ziffern lernte er kennen und merkwürdig viel Rechnen, das ihm Spaß machte. Besonders aber lernte er viele Märchen

von Grimm und Andersen kennen. Die Bücher brachte bald er, bald Gracchus mit, gewöhnlich Gracchus, den man überhaupt selten, selbst beim Marmel- oder Kreiselspiel, ohne ein Buch sah, das er sorglich unter den Arm geklemmt festhielt. Die Stahmerschen Bücher waren neuer und sauberer; Gracchus brachte immer alte, stockfleckige; manchmal fehlte der Deckel oder ein Teil der Blätter, und das gab ihnen einen besonderen Reiz. Denn was mochte nicht alles in dem fehlenden Teile gestanden haben! Wahrscheinlich das beste!

Als sie sich schon ein gut Teil Märchen einverleibt hatten, sagte Gracchus eines Tages:

„Das is ja alles nich wahr; aber ich mag es doch gern lesen."

„Das is nich wahr?" rief Hermann wie aus den Wolken gefallen.

„Nee," sagte Gracchus. „'n Mensch kann doch kein Reh werden, nich?"

„Kann er doch!" rief Hermann. „Wenn er verzaubert is?"

„Zauber gibt es nich," erklärte Gracchus.

„Och du! 'türlich gib es Zauber!"

„Nee. Mein Bruder sagt: Zauber gibt es nich."

„Och! Dein Bruder is 'n Schafskopp!"

Gracchus machte keinen Versuch, die Familienehre zu verteidigen. Vielleicht unterblieb es auch deshalb, weil sein Rationalismus noch nicht ganz sattelfest war. Manche Dinge in Märchen und Leben waren doch zu schön, als daß man daran zweifeln konnte. Seitdem die beiden einmal einen regungslosen Schmetterling durch Anhauchen zum Fortfliegen gebracht hatten, waren beide fest davon überzeugt, daß man jedes tote Wesen durch Anhauchen wieder ins Leben zurückrufen könne, wenn man nur lange und kräftig genug hauche. Zahllose vergebliche Versuche an toten Vögeln belehrten sie auch nicht eines andern.

Als sie kurz nach jenem Maurergastspiel wieder einmal ihren schönen Zufluchtsort aufsuchen wollten, hatten sie übrigens ein Abenteuer mit lebendigen Vögeln. Man pflegt wohl von einem Menschen zu sagen: „Er ist so dumm, daß ihn die Gänse beißen." Ich habe viel darüber nachgedacht, welcher Art und Größe diese Dummheit wohl sein mag. Da die Gänse an-

geblich sehr dumm sind, so muß eine Dummheit, die ihren Zorn erregt, schon ganz ungeheuerlich groß, oder sie muß — ein nicht ganz abzuweisender Verdacht — Klugheit sein. Die Menschen verwechseln das gern. Jedenfalls schien Gracchus Ohlenfleth diese Art von Dummheit an sich zu haben; denn kaum hatten die beiden Bummelanten das kleine Gehöft vom Bauern Brockmann erreicht, das Gehöft mit dem herrlich großen Jauchetümpel, so stürzte eine Schar von schreienden Gänsen in offenkundig großer Gemütsbewegung auf Gracchus los, allen voran der Gänserich, der mit schlagenden Flügeln und langgestrecktem Halse nach dem Nacken des Knaben schnappte. Gracchus schämte sich offenbar, zu fliehen; er floh deshalb mit Mäßigung; aber er floh und machte ein klägliches Gesicht. Die Gänse ließen nicht nach und verfolgten ihn wie die Erinnyen den Orest.

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da —!"

Wer aber nicht floh, das war Hermann Stahmer. Es ist ewig jammerschade, daß kein Maler dabei gewesen ist und es festgehalten hat, wie der Kleine mit wütend geballtem Fäustchen in rasender Geschwindigkeit auf den Gänserich loshämmerte, der sich alsbald erschrocken zur Flucht wandte. Ein aufgeraffter Stecken, mit dem der Held unter die Herde fuhr wie Ajax unter die Schafe, tat das Übrige. Der Angriff war abgeschlagen; das Schlachtfeld bedeckte eine Gänsefeder, die Hermann als wertvolle Beute aufhob. In einiger Entfernung stand Gracchus mit Erleichterung da und rief:

„Ich steh dir mal wieder bei!"

„Och, das laß man!" lehnte Hermann bescheiden ab. „Meins, ich bin bange? Kuck mal, 'n feine Feder!"

„Da kann man mit schreiben," sagte Gracchus.

„Schreiben?" fragte Hermann verwundert.

„Ja, früher haben die Menschen immer mit Gänsefedern geschrieben. Ich hab 'n Buch zu Hause, da ist 'n Bild drin: Faust und Mephistopheles, das is der Teufel, da schreibt Faust auch mit 'ner Gänsefeder."

Gracchus mußte versprechen, das Buch mit dem Teufel und der Gänsefeder das nächste Mal mitzubringen.

An dem gleichen Tage hatten sie noch ein anderes Erlebnis von Bedeutung. Nach beendigtem Unterricht fanden sie in ihrem Schlupfwinkel ein langes Brett; das legten sie quer über das Wiesengatter und hatten nun eine großartige Wippe. Soweit war alles gut und schön. Aber in dem Brett saß ein ganz niederträchtiger, heimtückischer Nagel, und dieser Nagel erwischte die Gelegenheit, als Gracchus vom Brett herunterrutschte, ihm längelang das rechte Hosenbein aufzuschlitzen, so daß er auf dieser Seite einer antiken Griechin mit seitlich geschlitztem Gewande glich. Ich habe schon gesagt, daß im Hause Ohlenfleth nicht erzogen wurde; Schläge oder schwere Vorwürfe waren nicht zu befürchten; aber bei den Ohlenfleths war eine zerrissene Hose eine ernste wirtschaftliche Angelegenheit; der Kummer der Eltern würde nicht unerheblich sein, und dieser Kummer drückte unserm Gracchus aufs Herz. Stumm stand er da, das gedankenschwere Haupt geneigt und den seit frühen Säuglingstagen geliebten Daumen im Munde. (Seine Mutter würde es für grausam gehalten haben, ihm diesen Tröster abzugewöhnen — warum auch? dachte sie. —) Hermann Stahmer aber wußte Rat.

Wir haben diesem Knaben eine entschiedene Begabung für Handfertigkeiten und technische Verrichtungen aller Art mitgegeben, und die sollte sich schon hier bewähren.

„Has du Bindfaden bei dir?" fragte er.

Natürlich hatte Gracchus Bindfaden bei sich, ein ganzes Knäuel sogar.

„Gib mal dein Messer her."

Gracchus zog sein kleines Taschenmesser hervor.

„Nu muß du dich lang hinlegen," verlangte Hermann. Gracchus gehorchte schweigend, wie Isaak, als Abraham ihn schlachten wollte. Und nun stach Hermann zu beiden Seiten des Risses immer in Abständen von etwa zwei Zentimetern Löcher in das heile Hosenzeug, und dann zog er Bindfaden hindurch, immer kreuz und quer, von links nach rechts und von rechts nach links, und dann zog er den Bindfaden an und knotete die Enden zusammen. Hermann hatte einmal das seltene Schauspiel erlebt, den Schuster Steenkopp bei der Ar-

beit zu sehen, als er ein Paar seit Wochen fällige Stiefel abholen sollte, und nicht umsonst hatte er beobachtet, wie der Schuster einen Riß heilt.

Beide waren über das gelungene Werk von Herzen froh. Jetzt konnte Mutter Ohlenfleth nichts mehr sagen.

„Junge, das geht fein!" sagte Gracchus.

Hermann strahlte von Künstlerstolz.

Als sie danach seelenfroh und mit ihrer äußeren Erscheinung ahnungslos zufrieden heimwärts gingen, mußten sie am Hause Meister Zirbelhahns des Schneiders vorbei. Meister Zirbelhahn stand singend in seiner Tür. Singend, natürlich singend; denn er sang immer. Als er seine Frau begraben hatte, war er danach drei Tage lang tot gewesen, das heißt, er hatte nicht gesungen und also auch nicht gearbeitet; denn arbeiten ohne zu singen konnte er nicht; er hatte auch nicht gegessen und getrunken außer einem gedankenlos verschluckten Bröckchen oder Schlückchen; denn essen und trinken und nicht singen, das konnte er auch nicht; er hatte also nicht gelebt. Er hatte nicht gesungen, obwohl seine Frau auf ihrem langen Krankenlager ihm immer wieder gesagt hatte:

„Sing, lieber Matthias, sing mir was vor, und wenn ich mal nicht mehr da bin, vergiß das Singen nicht; du brauchst es. Versprich mir, daß du dann auch singen willst."

Und er hatte es mit nassen Augen versprochen. Am vierten Tage nach ihrer Bestattung hatte er in seiner einsamen Stube vor sich hingesprochen: „Sie freute sich immer so, wenn ich sang; sie freut sich auch jetzt, wenn ich singe. Warum soll ich nicht singen? Ich singe ja nicht zu meinem Vergnügen! Ich muß singen, ich kann sonst nicht leben." Und dann hatte er mit seiner schmächtigen, aber nicht unangenehmen Stimme ganz leise angefangen und hatte dann ganz heftig schluchzen müssen, und als er sich satt geweint hatte, war er eine Weile stumm gewesen, und dann hatte er leise wieder zu singen begonnen. So war er langsam mit Weinen und Schweigen wieder ins Singen hineingekommen. Nun sang aber Meister Zirbelhahn nicht bloß Lieder und Arien wie andere Leute; er sang alles, was das Leben mit sich bringt. Wie andere Menschen

Selbstgespräche führten, so führte er Selbstgesänge; aber auch, wenn er zu andern sprach und er nicht gerade eine Respektsperson vor sich hatte, ging er gern zum Gesang über. Er nahm irgendeine Melodie und stopfte den Text hinein ohne Rücksicht auf Silbenmaß und Betonung. So, wenn er sein Mittagessen kochte und prüfend eine Kartoffel anstach, sang er etwa nach der Weise der Lorelei:

„Die Kartoffeln sind noch nicht ganz gar;
die müssen noch etwas kochen."

Dieser Meister also stand in seiner Tür, als die beiden vorübergingen, und als sie respektvoll die Mützen zogen, unterbrach er sein Liedchen und rief freundlich: „Tag, Jungens!"

Fast im selben Atem aber rief er: „Herr du meines Lebens, Junge, was hast du denn gemacht!" Er meinte Gracchus und seine Hose.

„Komm mal her, Junge, laß dich mal ansehen!"

Die beiden kamen mit dem langsam erwachenden Bewußtsein eines Mangels näher.

„Hast du dir die Hose zerrissen?"

Das war nicht zu leugnen.

„Ja, Junge, so kannst du doch nicht nach Hause gehen! Komm mal herein."

Begossenermaßen folgten ihm die beiden ins Haus. Alsobald nahm Meister Matthias seinen Gesang wieder auf, und zwar nach der Weise „Prinz Eugen, der edle Ritter":

„Na, mein Junge, zieh mal aus die
Hose! Wer hat das denn so zurechtgeprünt mit Bindfaden?"

(Hermann bekannte sich zu seinem Werk.)

„Junge, du bist ja ein Hauptkerl! Du sollst
Schneider werden; denn du
Hast entschied'n Talent dazu."

Unter solcherlei Gesängen und häufigem Kopfschütteln und Lächeln vollendete er die Arbeit, und als sie fertig war, lieferte er sie ab nach der Melodie „Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald":

„So, nun
Ist der
Schaden kuriert,
Einigermaßen
Wenigstens; da Jung,
Vorläu-
fig merkt
Mutter wohl nichts."

Diesmal sagte Gracchus doch: „Ich danke auch vielmals!" und dann zog er seine Hose wieder an. Er wollte schon gehen, da trat Hermann mit ernster Miene vor den Meister und fragte: „Was kostet das?"

Zirbelhahn legte ihm die Hand auf den Kopf und sang nach Escamillos „Auf in den Kampf, Torero":

„Das kostet nichts, mein lieber Junge, das
Machen wir für
Jungens umsonst.
Wir sind ja auch mal Jungs gewesen und haben
Büxen nach Kräften zerriiiii —
ßen. Wenn Sie mal wieder was
Zu machen haben,
Gehn Sie mir nicht vorbei!" — — —

5. Kapitel.

Für Gracchus in seinen gesetzten Jahren gab es aber nicht nur Wege der Freude, sondern auch Wege der Pflicht; es kam jedoch kaum einmal vor, daß Hermann den Ernst des Lebens nicht mit ihm teilte, weil man nämlich bei diesen Wegen der Pflicht sehr im Zweifel sein konnte, ob sie nicht eigentlich Wege der Freude waren. Dem wahrhaft sittlichen Charakter soll die Pflicht zur Freude werden, und so geschah es hier. Es handelt sich nämlich um die Besorgungsgänge, die Gracchus für sein Haus zu versehen hatte. Einer frischen Kindesseele ist jeder Ausgang eine Abenteuer- und Entdeckungsfahrt; was einem Kolumbus und Vasco, einem Marco Polo und della Valle, einem Humboldt, Nachtigall und Hedin ihre Forschungsreisen waren, das ist einem offenäugigen Jungen jeder Weg zum Schlachter oder Krämer. Ganz zu geschweigen, daß solche Gänge noch eine greifbarere Ausbeute lieferten als die rein geistige.

Schon wenn Hermann seinen Herzbruder aus dessen Wohnung abholte — wie anders war es als daheim! Zu Hause alles weit, licht und blinkend; hier alles enge, dämmrig und altersbraun und doch so anheimelnd! Wenn man als Neuling unten an der Straße die Haustür aufmachte, lag man sofort bei Ohlenfleths in der Wohnung, weil man nämlich unfehlbar stolperte und die Treppe hinauffiel. Denn vorläufig sah man nichts, und die Treppe, etwas breiter als eine Hühnerstiege und steil wie eine Schiffstreppe, begann unmittelbar an der Haustür. Wenn man sich dann von seinem Falle erholt hatte, roch man sofort entweder Blumen oder guten Kanaster oder gutes Essen. Gleich oben an der Treppe sah man die winzige Küche, wo gewöhnlich Frau Ohlenfleth, eine fünfundvierzigjährige Holsteinerin, die gut und gern für sechzig gelten konnte, hantierte und eine gute, fette holsteinische Küche bereitete, die angenehm riecht und schmeckt. Sie selbst freilich war nicht fett; kein Ohlenfleth war fett. Hermann Stahmer wurde von ihr stets mit großen Ehren empfangen, z. B. mit einem Stück Pudding, einem Eierkuchen, einigen Dörrpflaumen, Rosinen oder dergleichen. Von dem schmalen Vorplatz, auf den die schmale Stiege mündete, trat man links in das Wohnzimmer, allwo man unweigerlich sofort nach den Fenstern blickte. Denn dort wimmelten, drängten sich, ja balgten förmlich miteinander Levkojen, Geranien, Fuchsien, Reseda, Oleander, Amaryllis, Morgenpracht und andere Prächte. Zwischen den beiden Fenstern stand ein Tisch, der eine Altersunterstützung von der Wand genoß, rechts davon für Vater Ohlenfleth ein alter Arm- und Ohrenstuhl, der hier und da Neigung zeigte, seine innersten Geheimnisse zu offenbaren, und links ein gewöhnlicher Stuhl für die Mutter. Über dem Tische hing ein Spiegel, der schon seit Jahren durch einen heilen ersetzt werden sollte. Die ganze Familie legte aber keinen Wert auf übertriebene Eleganz, sondern kaufte sich für ihr Geld lieber gutes Essen und gute Bücher. Wenn sich nämlich das Auge gewöhnt hatte, so erblickte es im tieferen Grunde der Stube ein dämmerig ragendes Heiligtum; ein vielbordiges Büchergestell mit zahlreichen, aber nur alten Büchern, die alle beim Karrenantiquar gekauft waren. Und von diesen Büchern waren weitaus die

meisten Geschichtswerke, weil Nautikus Ohlenfleth (so hatte ihn sein Vater getauft, weil er auf diese Weise einen Seemann aus ihm zu machen hoffte) nichts als Geschichte las, „Weltgeschichte" pflegte er zu sagen. (Du lieber Himmel.) Obwohl sein Vater mit dem „Nautikus" so wenig Erfolg gehabt hatte, nannte dieser seinen Jüngsten „Gracchus", weil er ein Volkstribun werden sollte. Er blieb sein Lebelang der Meinung, wenn man alles wisse, was die Menschen bisher getan haben, so könne man daraus schließen, was sie in Zukunft tun würden. Wir wollen darüber nicht streiten, sondern nur bemerken, daß hinter diesem Zimmer zwei Schlafkammern für die Eltern und die drei Söhne lagen, nämlich für den kleinen Spätling Gracchus, den sein Vater vor der Schwelle des Greisenalters gezeugt hatte, und die beiden erwachsenen, den Schriftsetzer und den Zigarrenmacher. Die Bekanntschaft des ältesten Kindes, der Tochter Trina, können wir vorläufig nicht machen, weil sie, wie schon berichtet, außer dem Hause in Diensten steht.

Aber unsere beiden Weltumsegler trippeln bereits ungeduldig mit den Füßen, um ihre Reise anzutreten, und die Wünsche der Mutter sind heute sehr lang. Sie verlangt:

2 Kopf Blumenkohl,
für 5 Pf. „in die Suppe",
2 Pfund Äpfel,
½ Pfund Blutwurst,
½ Pfund Käse,
1 Pfund Mehl,
1½ Pfund Schweinekarbonade,
1 Kruke Senf,
½ Liter Weinessig,
½ Pfund Rosinen,
½ Pfund Korinthen,
Für 10 Pf. Chlorkalk,
1 Pfund Soda,
für 10 Pf. Nelkenpfeffer,
für 10 Pf. gestoßenen Pfeffer,

für 10 Pf. Kaneel,
für 10 Pf. Cardamom,
4 Meter Schürzenband.
Bei Steenkopp vorfragen, ob die Stiefel noch nicht fertig sind.

Das waren 19 Aufträge.

„Schall ick di dat vok lewer opschrieben?" fragte die Mutter. Welche Zumutung! Er kannte die „Kindesmörderin" auswendig (wenn er auch nicht wußte, warum sie ihr Kind ermordet hatte) und sollte das nicht behalten? Er hatte in der Tat noch nie etwas vergessen. Er schüttelte also nur verächtlich den Kopf, nahm zwei Körbe und machte sich auf. Die Mutter sah ihm nach mit stolzer Sorge. Sie hatte gehört, daß Wunderkinder nicht alt werden.

Außer den beiden Körben, deren jeder einen trug, und dem nötigen Geld, nahmen sie viel Zeit mit. Denn Zeit muß ein Forscher sich nehmen, wenn er alles ordentlich beschauen will. Sie kamen zunächst zu dem Grünhöker Pohlmann, der seine Kostbarkeiten vor der Tür seines Strohdachhauses in zahlreichen Körben auszubreiten pflegte; da prahlten die Äpfel, da strotzten die Birnen, da schwollen die gefährlichen Pflaumen mit gelbem Lachen, da funkelten die Kirschen mit schwarzen Augen — zur Zeit der Frucht also war Pohlmann eine starke Belastungsprobe für kindliche Charaktere. Hermann besaß noch keine Barmittel; aber Gracchus, in dessen Hause man, wenn man schon erzog, nicht nach dem Lebensalter fragte, verfügte zuweilen über einen oder auch mehrere Groschen. Hier wurde indessen heute keine Kapitalanlage gemacht; man trug Höheres im Sinn. Übrigens pflegte Frau Pohlmann sie regelmäßig mit einigen Früchten zu beschenken; solch ein Kind wünschte sie sich wie den Hermann und bekam nie eins. Interessant war auch Herr Pohlmann selbst, der seinen Laden von der Frau versehen ließ und indessen mit seinem Karren durch die Straßen zog und fernhinhallenden Ruf ertönen ließ. Ein Etymologe konnte an ihm beobachten, wie Wörter sich im Laufe der Zeiten abschleifen. Mit wunderschönem Bariton sang er nämlich:

„Owioooo-olaaa-nioooo-cum-cum-cum-cummaaaaa!“
was manche für italienisch hielten; es hieß aber:

„Kohl, witten Kohl, Pohlarfen, Snibohnen, Kukummer!“
(Vom lateinischen cucumis, die Gurke.)

Immer wieder lauschten die beiden diesen geheimnisvollen Lauten und konnten sie nicht verstehen. Es war auch nicht zu verlangen.

Nun ging es zu Meister Schröder dem Schlachter. Das war der mildeste, sanfteste, freundlichste Schweinemörder von der Welt, und wenn er fragte: „Na, Kleiner, was willst du haben?“ dann war es genau so, wie wenn der Generalsuperintendent Lau die weichen, weißen Hände ineinander legte und sagte: „Kindlein, liebet euch untereinander!“ Wenn Hermann mit seinen großen Augen ihn fest und steif anstarrte, dann konnte und konnte er nicht begreifen, daß dieser Mann immerfort Ochsen totschlug und den Schweinen und Schafen und Lämmern die Kehle durchschnitt, daß das Blut nur so herausfloß. Er hatte einmal beim Schweineschlachten zugesehen. Eigentlich fürchtete er sich vor dem sanften Mann; aber er ließ es sich nicht merken. Hier wurde außer der Karbonade eine Leberwurst für zehn Pfennige erworben. Sie wurde aber noch nicht gegessen, sondern zu späterer Verwendung in den Korb gelegt.

Nahe beim Schlachter Schröder gab es einen Anziehungspunkt: das war ein großer Zimmerplatz, an dem sie selten vorbeifanden. Heute lag das Grundgerüst zu einem großen Dachstuhl da, und da kein Arbeiter anwesend war, so konnten sie auf sämtlichen Längs- und Querbalken entlang laufen und ihre Tragfähigkeit probieren, ohne einen einzigen auszulassen. Danach betrachteten sie mit sachverständiger Miene das kunstvolle Gefüge; Gracchus stellte an einer Stelle fest, daß das ein rechter Winkel sei; er hatte das von seinem Bruder Schriftsetzer; Hermann übernahm diesen Begriff ohne Hilfe einer Definition und faßte an diesem Tage den denkwürdigen Entschluß, Zimmermann zu werden, ein Vorsatz, in dem er noch am selben Abend bestärkt wurde, als er seinen Vater singen hörte:

„Dröhnt der Schlag im Holz, als will die Erde erbeben,
Jauchzt des Zimmermannes Brust vor wonnigem Leben.“

Dieser Abstecher auf den Zimmerplatz kostete zwar Zeit; aber Gracchus war kein Zeitknicker. In gelassener Geschwindigkeit begaben sie sich zu Herrn Weichfeld, dem — wie Hermann noch zu sagen pflegte — „Dekalitessenhändler". Herr Weichfeld verkaufte Fettwaren und alles, was lecker ist, und stimmte in seinem Äußern, im Gegensatz zu jenem Metzger, ganz zu seinem Geschäft; er war eine glänzende Erscheinung; alles, was die Kleidung von seinem Körper sehen ließ, sah nämlich aus, als würde es jeden Morgen frisch mit Speck eingerieben. Alles, was er verkaufte, aß er selbst gern — was für den Kunden allemal vorteilhaft ist —, und er empfahl es ausnahmslos mit den Worten:

„Hocherzellenz fein! Schmilzt auf der Zunge!"

und wenn es Haselnüsse waren. Damals war es noch Sitte, daß die Händler den Kindern, die zu ihnen kamen, ein Geschenk machten, und Herr Weichfeld pflegte ein stattliches Endchen Wurst, ein Stück Käse, ein Plättchen Schokolade oder sonst etwas aufs innigste zu Wünschendes zu spenden, wofür ihn die beiden mit vorzüglicher Hochachtung belohnten. Obwohl sie beide zu Hause gut „verpflegt" wurden, schmeckten ihnen solche Gaben der Laune doch immer besser als die tägliche Gabe des Gesetzes. So ist der Mensch.

Ein retardierendes Moment trat wieder in den Besorgungsgang unserer Freunde, als sie bemerkten, daß in der Reiherstraße tiefschürfende Erdarbeiten im Gange waren. Es wurde kanalisiert, und die Wände der Grabung waren durch Holzwellen abgestützt. Natürlich kletterte Hermann hinab —

„In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen" —

während Gracchus sich wie gewöhnlich auf den überschauenden Standpunkt beschränkte. Zu seiner größten Überraschung nahm Hermann wahr, daß die Erde „inwendig" nicht überall so aussah wie auf der Oberfläche; unter der schwarzen Schicht lag eine gelbe Schicht, und das war Lehm. Und unten war überall Wasser. Auch große Tonröhren lagen da, die aneinandergefügt wurden. Hermann konnte es sich nicht versagen, in den langen Röhrengang mit streng wissenschaftlichem Blicke

hineinzuschauen und dann auch hineinzurufen: „Ho! Ho! Hoooo!“ Es schallte mächtig. Als ein richtiger Tiefenforscher stieg er nicht wieder ans Licht, ohne reichliche Proben von allerlei Erdreich an seinen Stiefelchen mit heraufzubringen. Das alles hatte wieder Zeit gekostet; aber die Uhr schlägt keinem Glücklichen, besonders wenn er keine hat.

Bei Fräulein Thusmann gab es keine Geschenke; sie führte ein Holländischwarengeschäft, und was hätte da einen Jungen reizen können! Aber Hermann ging dennoch besonders gern zu ihr; sie hatte so etwas unendlich Sanftes, Gutes und Freundliches an sich; sie lächelte ihn immer an, während sie Gracchus die vier Meter Schürzenband abmaß, und er lächelte wieder, ohne es zu wissen. Es war eine heimliche Liebschaft zwischen ihnen, die leider der Altersunterschied — das Fräulein mochte etwa fünfunddreißig sein — ziemlich aussichtslos gestaltete. Der Leser braucht aber deswegen nicht zu verzagen; wir haben schon etwas Passendes für unsern Cherusker in Bereitschaft.

Gern gesehen waren die beiden eigentlich überall im ganzen Neste — obwohl sie, wie wir sehen werden, selbstverständlich auch ihre Feinde hatten — so sah z. B. auch Herr Dusendmark sie heute wieder mit Vergnügen zum Essigkaufen kommen. Zu Dusendmark zu gehen, dazu gehörte eigentlich ein gewisser Mut. Das schmale Haus, in dem er sein Lager hatte, lag eingequetscht zwischen anderen Häusern und machte doch immer den Eindruck eines ganz einsamen Hauses. Das mochte daher kommen, daß es nie ein Lebenszeichen von sich gab; die hohen Fenster waren auch so dicht von jahrzehntealtem Staub bedeckt, daß niemand hineinsehen konnte. Der Eingang lag wohl vier Fuß über dem Erdboden; hinauf führte eine bedenklich morsche Holzstiege — wenn sie da war. Zuweilen fehlte sie; dann konnte man keinen Essig kriegen. Heute war die Zugbrücke herabgelassen; die beiden stiegen hinauf und öffneten mit vereinten Kräften und schwerer Mühe den einen Flügel einer gewaltigen Doppeltür, der dann hinter ihnen sofort mit Krachen wieder ins Schloß fiel. Und dann sahen sie eine ganze Weile gar nichts; denn tiefe Nacht umfing sie; höchstens daß ganz hinten, in weiter Ferne, ein staubmüder

Sonnenstrahl auf gespenstische Fässer fiel. Und wenn man dann reichlich Geduld hatte, dann konnte man nach einer geraumen Weile aus der Ferne ein „Tap-tap-tap" vernehmen, und aus der Finsternis tauchte ein Riese auf, ein sieben Fuß hoher Menschenfresser, dem schwarze Haarsträhnen vor den Augen baumelten, in einem Paar Holzpantoffeln, die, mit einem Mast versehen, sehr wohl das Patent für große Fahrt hätten beanspruchen können. Dazu kam, daß man ihn schon auf dreißig Schritt Entfernung roch; an diesem Manne war alles sauer und zusammengezogen, sein Gesicht, seine Brust, sein Leib, die Haut seiner Hände, sein Hemd und seine Hosen. Nur seine Holzpantoffeln hatten der Säure widerstanden. Auch heute, wie gewöhnlich, sagte der saure Polyphem, als er die beiden erblickte, mit heimlich leiser Stimme:

„Jungens, holt mir mal für drei Groschen Schnaps."

Das besorgten sie gern; denn dafür gab es jedesmal einen Groschen Trinkgeld. Als sie die lohnende Kommission ausgerichtet und ihren Essig in Empfang genommen hatten, öffnete ihnen Herr Dusendmark die Tür, und, schneller als sie hineingekommen, sprangen sie die Stiege hinab; denn im Grunde genommen waren sie doch froh, daß sie die Sache hinter sich hatten.

Es ist ein bekannter Brauch, daß in Geschäften, die sich mit Genußmitteln befassen, die Angestellten so viel naschen dürfen, wie sie wollen, bis sich der Überdruß einstellt. Dieses kluge Gewohnheitsrecht übertrug Gracchus auf seine Einkaufsgänge. Er lieferte keine Ware an seine Mutter ab, ohne sie auf ihre Güte geprüft zu haben, und die Mutter hatte sich von jeher dieser Gepflogenheit ihrer Kinder loyal gefügt wie den Maßnahmen einer Zollbehörde. Immerhin handelte es sich hier nicht um geschriebenes Recht, sondern nur um eine eingewurzelte Gewohnheit, und wenn sich auch aus der Gewohnheit das Recht bildet, so war diese Entwickelung in diesem Falle doch noch nicht so weit fortgeschritten, daß Gracchus nicht bei jeder Probe solcher Art einen ganz leisen, ganz sanften Gewissensbiß empfunden hätte. Und dieser Biß gab der Sache ihren Reiz. An der nächsten Straßenecke nahmen sie beide einen Schluck aus der Essigflasche, und als sie beim Senf-

fabrikanten, um die Ecke herum, eine Kruke Senf erstanden hatten, lösten sie sorglich den kunstreichen Verschluß, nahmen eine Probe, und banden das Gefäß ebenso sorglich wieder zu. Zweifellos: wenn man diesen jungen Leuten befohlen hätte, reinen Essig und reinen Senf zu verschlucken, so würde ihr jugendliches Rechtsgefühl sich mit Ungestüm dagegen empört haben; aber da es sich um einen freien Entschluß handelte und die Rechtsfrage strittig war, so ward ihnen der beißende Senf und das beißende Gewissen zum Genuß.

Der Senffabrikant hatte übrigens noch einen anderen Reiz; denn sein Häuschen lag am Ende einer Sackgasse, und diese Sackgasse wurde durch nichts Geringeres abgeschlossen als durch eine mauerdichte, hoch in den Himmel hineinwachsende Hecke. Hier war die Welt zu Ende — davon waren Gracchus wie Hermann fest überzeugt. Es gab noch eine solche Stelle, bei der sogenannten Reitbahn, da schloß die Welt mit einer Wiese ab, über der man nichts mehr sah als Himmel. Manches liebe Mal standen die beiden mit offenen Augen und Mäulchen vor diesen Enden der Welt und sagten beide nichts. Und doch dachten beide dasselbe: „Wenn ich groß bin, will ich doch einmal sehen, ob man nicht über das Ende der Welt hinaus kann." — Oder war es doch nicht genau dasselbe, was sie dachten?

Genau dasselbe dachten sie jedenfalls, als sie sich nun dem Krämer näherten. Sie kauften nicht bei dem „verdrehten Krämer", der immer erst ausverkaufen wollte, was er im Laden hatte, bevor er neue Waren anschaffte. Wenn die Leute Reismehl kaufen wollten, sagte er patzig:

„Reismehl ist alle; aber ich hab noch sehr gute Linsen; woll'n Sie die haben? Sehr zu empfehlen."

Wenn der Kunde dann ablehnte, sagte er entrüstet: „Na, denn nich," und ging in sein Kontorchen. Er wunderte sich, daß sein Geschäft zurückging.

Und noch viel weniger gingen sie zu dem betrügerischen Krämer. Er hatte auf der Warenschale immer ein Gewicht stehen, damit man nicht merke, daß sie sich schon ohne Belastung senkte. Er war der einzige Händler im Ort, der für einen Betrüger galt, und Vorsicht und Verachtung hatten um sein Haus einen unsichtbaren Kreis gezogen, den nur Unkundige über-

schritten. Auch er wunderte sich, daß die Leute nicht kommen wollten. Die beiden Kleinen standen von weitem einen Augenblick still vor diesem Hause.

„Der betrügt," sagte Gracchus.

„Was tut er denn?" fragte Hermann.

„Er gibt immer zu wenig. Er hat 'ne falsche Wagschale. Der kommt ins Gefängnis."

Mit einem Male sah das Haus für unsern Hermann ganz düster aus, viel unheimlicher als die finstere Burg des sauren Menschenfressers.

Nein, sie gingen zu Herrn Liebenau, der richtig wog, immer etwas Süßes zugab und obendrein noch ununterbrochen Witze machte.

„Dann kann ich Ihnen noch meine Toilettenseife empfehlen," sagte er z. B. zu den Dienstmädchen. „Billig, schmutzt nicht, macht einen schmalen Fuß und gibt dem Magen eine gesunde Gesichtsfarbe."

Was sie bei diesem Krämer wollten, das also wußten sie beide ganz genau: vor allen Dingen Zucker einkaufen, für fünf Pfennige Puderzucker, mit dem sie etwas Großes vorhatten. Gracchus erwarb also zunächst für fünf Pfennige Puderzucker, und dann sagte er die ganze Litanei der mütterlichen Aufträge her.

„Junge!" rief am Ende Herr Liebenau, „laß dir nie den Kopf abschlagen; du hast 'n Kopf zum Behalten! Aus dir wird mal was Großes! Du mußt Kaufmann werden wie ich! Kannst bei mir in die Lehre kommen! Da! Weil du alles so schön behalten hast!"

Und damit überreichte er ihm eine ganze Zuckerstange.

„Er hat auch alles behalten," sagte Gracchus, auf Hermann zeigend.

„So?" schrie Herr Liebenau und wollte sich ausschütten vor Lachen, „na, dann muß er ja auch eine haben!" und seinen Worten folgte die Tat.

Reich wie Krösus und Crassus stürzten sie davon und wären vor Glück fast die Steinstufen vorm Eingang hinuntergepurzelt. Und nun, im nächsten Torweg, gingen sie an die Ausführung ihres Vorhabens. Seit längerem schon hatten sie nämlich die

Erwägung angestellt: Leberwurst schmeckt herrlich; Zucker schmeckt auch herrlich; wie herrlich muß nun erst Leberwurst mit Zucker schmecken! Dieses Ideal sollte nun schmeckbare Gestalt annehmen. Gracchus schnitt also den Zipfel der Wurst ab und sog ein wenig vom Inhalt heraus. In die so entstandene Höhlung schüttete er Zucker und sog dann als erster — denn seine Manieren waren noch primitiv — den Zucker mit der Wurstfüllung heraus; dann schüttete er neuen Zucker auf und ließ Hermann saugen, und so ging es umschichtig, bis Wurst und Glück ein Ende hatten.

Nach Bewältigung dieser Aufgabe gingen sie eine Weile sinnend nebeneinander her.

„Möchs du wohl Krämer werden?" fragte Hermann plötzlich, dessen zimmermännlicher Entschluß ins Wanken geraten war.

„Och — jaa?!" sagte Gracchus.

„Ich auch!" rief Hermann eifrig. „Fein!" —

„'ne ganze Zuckerstange hat er gegeben!" sagte er nach einer Weile und zog sie hervor. „Die schenk ich Gudrun!"

„Ja; ich schenk Mutter meine," erklärte Gracchus, und dann, da ihnen beiden die Empfindung kommen mochte, daß das immerhin ein Opfer sei, sagten sie beide wie aus einem Munde:

„Wir haben ja auch noch Schokolade!"

„Pfeffernüsse kriegen wir auch noch," fügte Gracchus zu weiterem Troste hinzu; denn sie mußten noch zu Klüth, dem Mehlhändler.

Bevor sie den erreichten, trat ihnen aber noch etwas außerordentlich Hemmendes in den Weg, nämlich eine Anschlagsäule.

6. Kapitel.

Seitdem er lesen konnte, hatte eine unersättliche Lesewut von unserm Hermann Besitz ergriffen; kein Firmenschild ließ er aus und keinen Anschlag. Nun mußte die ganze Litfaßsäule abgegrast werden, und Gracchus, da hier doch allerlei Interessantes verkündet wurde, machte mit.

„Auk-thi-on," las Hermann. Er las noch alles laut.

„Auk z i o n," verbesserte Gracchus.

„Hier steht Auk t h i o n," verteidigte sich jener.

„Ja, aber das wird ‚Auk z i o n' ausgesprochen." Das wußte er ganz genau von seinem Vater. Wäre Hermann nun ein freier Geist gewesen, so hätte er auf seiner Anschauung bestanden; aber er fügte sich der Autorität.

„Sagebiels Eta=blisse=ment," las Hermann.

„Etablissemang," berichtigte Gracchus.

Es klang ja unwahrscheinlich, aber Hermann fügte sich. Gracchus wußte eben alles.

„Junge, da möcht' ich mal hin!" rief Gracchus plötzlich.

„Wohin?"

„Nach'm Stadttheater! Da geben sie die ‚Räuber'!"

„Die Räuber?" fragte Hermann offenen Mundes.

„Ja. Das is von Schiller. Das haben wir auch zu Hause. Da kommen lauter Räuber drin vor."

„Richtige Räubers?"

„Natürlich!"

Das erschien allerdings auch Hermann höchst sehenswert.

„Schießen die auch?" fragte er.

„Aber fix, kann ich dir sagen! Un denn wird einer von den Räubern gefangen genommen un soll aufgehängt werden, un denn kommen die andern un befreien ihn!"

Hermann war ganz hingenommen. Inzwischen war aber wieder ein hübsches Weilchen verronnen, und der Zeitverlust wurde auch nicht dadurch eingebracht, daß sie sich streckenweise etwas rascher bewegten. Vor gewissen Häusern beschleunigten sie nämlich unwillkürlich ihre Schritte. Da war zunächst das Haus des Schornsteinfegers. Für Gracchus hatte dieser Mann wohl nachgerade seine Schrecken verloren; aber Hermann drängte an seiner Behausung vorüber, weil er immer noch glaubte, dieses schwarze Ungetüm, das in die Schornsteine hineinstieg — warum eigentlich?! — hole gelegentlich auch Kinder weg. Er war dann sehr erstaunt, als eines Tages ein Mann mit blütenweiß und rotem Gesicht, nett und sauber angezogen, in der Tür seines Elternhauses zum Einkassieren erschien und als er vernahm, das sei der Schornsteinfegermeister Straub. Daß der Mann jemals wieder hatte weiß werden

können, das schien ihm ganz unfaßbar. Er hatte sich immer vorgestellt, so teufelsschwarz, wie der Mann durch die Straßen laufe, so gehe er auch zu Tisch und zu Bett, und mit seinem Schauder hatte sich ein geheimes Mitleid gemischt. Als er nun den Teufel in Zivil gesehen und sein „Guten Morgen" vernommen hatte — Herr Straub sagte nicht „Guten Morgen", sondern er sang es, eine ganze Oktave hindurch aufwärts von f bis f; wenn er aber sein Geld hatte, sang er es in derselben Oktave abwärts — und als der Teufel ihn auch noch freundlich angelächelt hatte, da verblaßte dieser Schatten seiner Kindheit. Glückseliges Alter, dessen Gespenster noch durch Seife zu entfernen sind!

Sodann war da das Haus des Polizisten. Hier fühlte sich auch Gracchus nicht ganz unbefangen. Wenn der Mann z. B. sah, daß man an die Rosinentüten und an die Essigflasche ging? Der arme Mann galt nun einmal bei den Kindern für einen Dämon, der jede harmlose Freude der Menschen mit dem Schwerte verfolge, für einen Drachen, der plötzlich und unerwartet aus seiner Höhle schnaubend hervorschoß und mitnahm, was mit dem Finger in der Nase bohrte oder sonst eine Sünde beging. Hermann plauderte zuweilen über den Zaun mit einer kleinen Nachbarin, und die hatte es aus unbedingt zuverlässiger Quelle: neulich sei in Hamburg ein Mann, der das Pferd eines Schutzmannes gekitzelt hatte, gefangen genommen, in die Wache gebracht, dort „ganz nackend ausgezogen und geköpft" worden. „Ganz gewiß!"

Und endlich war da das Haus der Hexe Kuhlmann. Man muß schon sagen, daß Kuhlmannsch nicht alles tat, um den Ruf der Hexenhaftigkeit von sich abzuwälzen. Zunächst war sie abschreckend häßlich; dafür konnte sie nicht. Aber daß sie sich niemals wusch und niemals kämmte, dafür konnte sie. Und daß man niemals recht erfuhr, auf welchen Wegen sie ihren Unterhalt erwarb, dafür konnte sie auch; dafür konnte sie sehr. Sie hauste auch in einem richtigen Hexenhäuschen mit einer Hexenküche, und als die beiden heute vorüberkamen, lehnte sie gerade über die untere Hälfte der quergeteilten Tür. Nach einem scheuen Seitenblick flüsterte Hermann:

„Das is doch 'ne Hexe?!"

Gracchus widersprach nicht, obwohl sein Vater und seine Brüder ihm auch das gesagt hatten, daß es keine Hexen gebe. Ins allerinnerste war ihm diese Aufklärung noch nicht gedrungen, und so bewegte auch er sich in etwas gesteigertem Tempo.

„Mein Vater sagt es auch, daß es 'ne Hexe ist!" versicherte Hermann.

Als in seinem Hause einmal die Rede auf Kuhlmannsch gekommen war und auf ihren Hexenruf, da hatte Theobald Stahmer gelacht und gesagt: „Ja, das i st schon 'ne Hexe!" Das hatte Hermann in den verkehrten Hals gekriegt.

Meine beiden Helden schoben sich also scheu an dem Häuschen vorüber; daß aber eine gefährlichere Hexe weiter drinnen im Hause saß, das ahnte Hermann nicht; er sollt es freilich noch früh genug erfahren.

Einstweilen holten sie noch beim Bäcker Klüth von der Horandsmühle Pfeffernüsse und im Nebenberuf ein Pfund Mehl, und als Gracchus der Korb nachgerade etwas schwer am Arm wurde, rief Hermann eifrig: „Laß uns tauschen! Ich kann ihn tragen!" und sie tauschten die Körbe. Nach einer Weile hatten sie beide ein Ruhebedürfnis; sie setzten die Körbe hin, und da es ihnen schien, daß sie noch Zeit hätten, holten sie Marmel aus der Tasche und begannen ein Spielchen. Mit dem Stiefelabsatz wurde ein Grübchen in den Erdboden gebohrt; mit Gracchussens Mütze wurde es sauber auspoliert, und das Spiel begann. Gracchus war wie gewöhnlich hartnäckig im Pech; er verlor ein Vermögen; aber das erregte ihn nicht. Es würde ihn auch nicht erregt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß Hermann ihm nachher die gewonnenen Marmel zurückgeben werde. Hermann dachte sich nämlich, daß Gracchus traurig wäre, wenn er seine Marmel verlöre, und da Gracchus unter keinen Umständen traurig sein durfte, so gab er ihm das Verlorene zurück. Das war reiner Egoismus von Hermann; denn sowie Gracchus traurig war, war auch er traurig, und das mochte er nicht. Sie waren ganz ins Spiel vertieft wie ein Paar eingefleischte Jeuratten, als langsam Peter Grapengeter, der hoffnungsvolle zehnjährige Abkömmling des Maurerpoliers Grapengeter, näherkam. Peter wollte Seemann

werden, so rauchte er denn jetzt schon schwarzen Tabak, um nicht dereinst völlig unvorbereitet die schwere Laufbahn eines Seefahrers antreten zu müssen. Er kaute auch schon Tabak, und seine Eltern fanden beides in Ordnung. Peter kam wie gewöhnlich mit Gefolge, und Peter hatte sich etwas vorgenommen, das sah man. Peter und seine glänzende Suite sahen eine Zeitlang dem Spiele zu; dann fragte er Gracchus:

„Wievel Basches heß noch?"

(Ein „Bascher", das war ein weißer, bunter oder marmorierter Marmel, der nach herrschender Valuta so viel galt wie vier graue.)

Gracchus holte seine sämtlichen „Baschen" aus der Hosentasche hervor und zählte sie auf der flachen Hand.

Peter schlug mit seiner biederen Rechten kräftig darunter; die Marmel flogen umher, und sein Gefolge grappelte sie auf.

Der Menschenfreund wird annehmen, daß diese Nichtswürdigkeit wenigstens bei der Mehrzahl der Anwesenden Verurteilung und Verhinderung des Raubes bewirkt hätte; aber mit nichten. Nicht nur Peter, sondern auch sein ganzes Gefolge lief mit triumphierendem Hohngelächter davon. Gracchus stand begossen da und hielt den Daumen in Kinnhöhe; dem dicken Hermännchen aber traten zwei dicke Tränen der Wut in die großen Augen.

„Ich verhau ihn!" schrie er plötzlich und rannte den Räubern nach. Aber die hatten längere Beine und nahmen übrigens von dem Verfolger gar keine Notiz.

„Komm!" rief Gracchus, „komm her! Sie tun dir was!"

Langsam kam Hermann zurück.

„Junge, Junge!" rief er und ballte sein rechtes Fäustchen, „den treff ich mal wieder; den verhau ich, das solls mal sehn! Das sag ich mei'm Vater, un du muß das auch dei'm Vater sagen!"

„Och, der tut ihm nix," sagte Gracchus der Menschenkenner. Sie gingen eine Weile nachdenklich nebeneinander her.

„Da," sagte Hermann, „ich geb dir welche wieder," und reichte dem Gefährten eine Faust voll Marmel.

„Och nee, laß man," sagte Gracchus, „ich kauf mir welche."

Aber Hermann warf sie ihm in den Korb.

Jetzt brauchten sie nur noch vom Schuster Steenkopp die Stiefel zu holen. Aber Steenkopp war nicht zu Hause, und seine Frau erklärte mit Indignation über die Zumutung, daß die Stiefel nicht fertig seien. Steenkopp war nämlich auf einer Agitationsreise begriffen. Er hatte den Redner in sich entdeckt, den „geistigen Führer" und trug jetzt einen Kneifer. Böswillige sagten: um besser den Mann finden zu können, der die Arbeit erfunden hat. „Genossen!" hatte er erst kürzlich in einer Versammlung mit donnernder Stimme gerufen; denn Stimme hatte er, das mußte man ihm lassen — „Genossen! Ihr arbeitet nur für eure Ausbeuter! Ihr kriegt gerade so viel, daß ihr euer elendes Dasein fristen könnt; den Mehrwert steckt der Unternehmer in die Tasche. Genossen! Auf diese Weise sammelt sich das Kapital in immer weniger Hände; ihr braucht bloß die Akklamationstheorie von Karl Marx zu lesen; der hat es nachgewiesen, und das Proletariat versinkt immer tiefer in Elend und Knechtschaft! Proletarier, organisiert euch! Ihr habt nix zu verlieren als eure Ketten! Genossen! Ich habe gearbeitet, daß mir das Hemd auf'm Leibe verrottet ist, und was hat es mir geholfen? Nich so viel!"

Usw. Den chemischen Vorgang bei der Hemdverrottung erklärte er nicht näher. Aber seitdem hieß er „der Schuster mit dem verrotteten Hemd", auch bei seinen Genossen, soweit sie Sinn für Humor hatten. —

Die letzte Aufgabe dieser Forschungsreise bestand dann darin, die interessante schräge Mauer an der Eisenbahnüberführung mehreremale hinaufzusteigen und auf dem Hosenboden hinabzurutschen; war das getan, so konnte man im Gefühl erfüllter Pflicht nach Hause kehren.

Wenn ich im Vorhergehenden von der Pünktlichkeit im alten Deutschland gesprochen habe, so hätte ich das Haus Ohlenfleth ausdrücklich ausnehmen sollen. Wenn die Ohlenfleths heute nicht kamen, so kamen sie morgen, und wenn sie morgen nicht kamen, so kamen sie übermorgen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit. So machte es denn keinen Eindruck, daß die beiden Sendlinge mit mehr als zweistündiger Verspätung eintrafen; die Mutter des Gracchus lobte beide wegen ihrer Tüch-

tigkeit, besonders Hermann ob seiner wertvollen Unterstützung und beschenkte ihn mit einer Handvoll gedörrter Pflaumen. Die Ohlenfleths ließen sich bei allem Zeit, auch beim Zahlen. Mutter Rike war eine recht tüchtige Hausfrau, besonders im Kochen und Blumenpflegen, auch im Stopfen und Flicken; aber sie konnte nicht durch sieben dividieren. Daher waren mitunter schon am Freitag die Wocheneinkünfte aufgezehrt, und dann borgte sie entweder bei ihren erwachsenen Söhnen oder, wenn auch die blank waren, bei den Lieferanten, bis die neue Woche neue Mittel brachte. So schleppte Familie Ohlenfleth eigentlich immer einen kleinen Bleiklumpen von Schulden am Fuße mit sich; aber das störte sie nicht im geringsten.

Jetzt steh ich wieder vor einer schwierigen Aufgabe; denn ich soll beschreiben, wie sich Gudrun über die Zuckerstange freute. Sie gehörte, wie ihre Mutter, zu den merkwürdigen weiblichen Menschen, die sich nicht sonderlich viel aus Süßigkeiten machen, die die schönsten Näschereien oft wochenlang im Schranke liegen lassen und endlich gar — vergessen. Ich will daraus keine voreiligen Schlüsse auf besondere Tiefe und Gediegenheit der Gemütsanlage ziehen; aber das glaube ich doch ohne Waghalsigkeit annehmen zu können, daß Frauen dieser Art etwas voraus haben vor denen, deren Lebenselement die Schlagsahne ist. Also meine Gudrun war nicht süßmäulig — wohlverstanden: im gastronomischen Sinne! Daß es mir keiner im physiognomischen Sinne versteht!! — und wie nahm sie nun die Zuckerstange auf? Wie die gesamten Schätze des Maharadschas von Heiderabad! Pah, welch ein dummer Vergleich! Aus denen hätte sie sich ja nichts gemacht! Aus dem Geschenk ihres Bruders machte sie sich einen Taumeltanz des Herzens.

„Ich werde geliebt, ich werde geliebt, mein süßer, himmlischer kleiner Bruder liebt mich!" so jauchzten ihre Augen, und sie sah die Zuckerstange kaum; sie legte sie rasch und achtlos aus der Hand; aber aus den Augen sprühte unerschöpflich der goldene Strom, und beide Arme schlang sie um seinen Hals und drückte ihn und küßte ihn und drückte und küßte ihn, bis er, nach rauher Art der jungen Männer, sich losmachte, „och, laß doch!" brummte und davontapste. Die Händchen gefaltet, sah sie ihm nach, glücklich für ein Jahr, und das Köpf-

chen ein wenig geneigt und um das lächelnde Mündchen ein wenig, ein ganz klein wenig Schmerz, weil er sich immer nur so kurze Zeit drücken lassen wollte.

Flammenden Blicks und in vielfach stolpernder Rede berichtete Hermann seinem Vater von der Schandtat Grapengeters. Und dieser Vater ging nicht mit einem erhabenen Lächeln über die Sache hinweg, sondern nahm sie zu Gemüte, weil er sie nicht nach der Größe des Wertobjekts, sondern nach der Größe der Gemeinheit beurteilte. „Ich werde mir den Bengel gelegentlich einmal kaufen," sagte er.

Waren es nun die Backpflaumen oder die Leberwurst mit Zucker oder der Essig oder der Senf oder die Pfeffernüsse oder die Schokolade oder das Glas Buttermilch, das Hermännchen zu Hause getrunken hatte, oder war es alles zusammen: kurz, unser Freund mußte ein paar Tage das Bett hüten, und sogar der Arzt mußte kommen, ein Vertreter des verreisten Hausarztes.

„Na, junger Herr, wie geht's?" hatte der eines Morgens beim Eintreten gerufen, und die Mutter hatte sagen können, daß es schon bedeutend besser gehe.

Die Anrede hatte unserm Patienten zweifellos wohlgetan; aber zu einem reinen Genusse kam er doch nicht.

„Mutti," sagte er, als der Arzt gegangen war, „wenn ich nu wieder aufgestanden bin un der Doktor sieht, daß ich gar kein Herr bin........?"

Ihm war bei dieser passiven Hochstapelei nicht ganz wohl. Sonst aber erholte er sich vollkommen, und das Haus Stahmer konnte ohne jeden Stimmungsschatten den Geburtstag seiner milden Königin feiern.

7. Kapitel.

Der Geburtstag seiner Susanne! Aus ihm ein wahres Fest zu machen, daraus machte sich Theobald ein noch viel größeres Fest, wie denn Geben seliger als Nehmen ist. An diesem Tage durfte sie nicht vor ihm aufstehen; im Gegenteil: wenn sie auch schon lange wachte, mußte sie sich doch noch schlafend stellen. Er trat dann mit einem großen Veilchenstrauß an ihr Bett und hielt ihr den unter die Nase. Dann mußte sie erwachen, und

dann umarmte und küßte er sie und sagte: „Noch viele, viele Jahre so in Glück und Frieden, mein Susannchen.“ Dann machte er die Tür halb auf, und von unten herauf klang eine köstliche Morgenmusik. Er unterhielt gute Beziehungen zu einem vorzüglichen Hamburger Streichquartett, das er von Zeit zu Zeit zu sich bat, das natürlich zu Susannens Geburtstag kommen mußte und zu dem seinen schon ganz von selber kam. Wenn die Königin des Festes dann die Treppe herabstieg, stand unten ihr Volk: Gudrun, Hermann, die zarte Elly, die majestätische Grete und der ernste Klütermann, alle mit Blumen in der Hand, die Kinder mit Blumen aus dem Garten, Klütermann und die Mädchen aber mit selbstgekauften Töpfen; denn sonst hätt's ihnen keinen Spaß gemacht. Nun erscholl ein mehrstimmiger Gesang, etwa wie dieser nach den „Drei Knaben“ der „Zauberflöte“:

„Erschein, den Morgen uns zu bringen,
Du liebste aller Frau'n!
Soll uns ein frohes Werk gelingen,
Muß drauf dein Auge schau'n.
Wir möchten einen Tag dir geben,
Wie du uns gibst ein ganzes Leben.
Und blüht ein holder Tag nicht lang,
Blüht ewig unsrer Herzen Dank.“

Mit ihrem weichen Glockenstimmchen sprach Gudrun hierauf ein launiges Verschen, das ebenfalls Theobald selbst gemacht hatte, und das Rühmlichste an seinen hübschen Verschen war, daß er sich nie für einen Dichter hielt.

„Anläßlich Ihres geehrten Wiegenfestes beehre ich mich, Euer Hochwohlgeboren Beifolgendes als Zeichen meiner allerhöchsten Anerkennung zu übermachen,“ sagte Klütermann mit einer Verbeugung und überreichte wie immer eine Pantoffelblume, die ihm offenbar die Königin der Blumen schien. Sie hatte schon acht Pantoffelblumen von Klütermann, und sie hatte sie eigentlich nicht gern; aber wenn sie ihre Pflanzen tränkte, kamen Klütermanns Pantoffelblumen immer zuerst dran, damit sie nicht etwa vergessen würden. Betrat nun die Gefeierte das Wohnzimmer, so war der Kaffeetisch gedeckt mit schneeweißem Linnen, blütenüberhauchtem Porzellan und blitzen-

dem Silber; mitten auf dem Tisch stand ein Butterkuchen, bei dem man nicht zu erklären brauchte, warum er Butterkuchen heiße, rechts davon ein goldbrauner Puffer, dem die Rosinen aus allen Poren quollen, und links ein Kranzkuchen, außen leicht wie Rosenblätter und innen schwer wie Gold, alles die jüngsten Werke der majestätischen Grete, die nicht eher aus dem Zimmer ging, als bis Frau Stahmer gesagt hatte:

„Grete, der Kuchen ist Ihnen wieder mal glänzend gelungen!“

und Herr Stahmer:

„Also Grete — Sie sind eine Künstlerin!“

und die Kinder mit vollen Backen:

„Hmmmm — Grete!!! . . . . . .“

Die Musizi mußten wacker mit zugreifen, und alles plauderte, klapperte und lachte eine fröhliche Ouvertüre zum fröhlichen Tag.

Waren die Künstler gegangen, so huschten Theobald und seine Kinder in den Salon unter unbarmherzigem Ausschluß der Mutter, die, um die Festfreude vollzumachen, über diese Aussperrung entrüstet tun mußte. Drinnen wurde dann noch einmal mit Klütermanns Hilfe der Geburtstagstisch sorgfältig gemustert, und dann läutete Klütermann ein Glöckchen, ganz wie zu Weihnachten. Wenn Susanne die Frage Theobalds, ob sie auch immer artig gewesen sei, mit „Na, es geht an“ oder so ähnlich beantwortet hatte, durfte sie herein, und dann starrten die Kinder sie an: Wie sie sich diesmal wohl freuen wird!

Das Glänzendste waren jedenfalls die 32 Lichter, die auf dem blumenübersäten Tische brannten, weil Susanne heute Zweiunddreißig wurde. Theobald hatte erklärt, daß er diesen Brauch fortsetzen werde, bis es hundert Lichter seien; dann könne man ja, der Sparsamkeit wegen, wieder mit einem Lichte anfangen. Sonst will ich mich mit der Beschreibung der Geschenke nicht aufhalten, weil es in diesem Hause auf Zahl und Gegenstand der Geschenke nicht ankommt. Nur die Geschenke der Kinder müssen wir beachten, weil sie sich sonst gekränkt fühlen; auch Frau Susanne schenkte ihnen ganz besondere Beachtung. Sie wurden überreicht mit Theobaldischen Versen, und

zwar ein selbstgearbeitetes Deckchen von Gudrun mit den Worten:

„Diese Decke stickt' ich Dir
Für des Vaters Arbeitszimmer.
Was man Dir, Du Gute, schenkt,
Ist ja doch für andre immer.“

und eine kleine Kristallschale durch Herrn Stahmer junior mit der mühevollen Ansprache:

„Länger daure diese Schale
Als das Glück von Edenhall!
Oft erscheine sie beim Mahle,
Aber niemals knall und fall!“

Und damit sich dies möglichst bewahrheite, nahm die Beschenkte sie ihm so schnell ab, wie es sich irgend mit der Würde des Augenblicks vertrug.

Die beiden Kleinen schenkten ihrer Mutter aber immer noch etwas Besonderes zum Geburtstage. Gudrun — das sah man schon jetzt — gehörte zu den Menschen, bei denen man sich den negativen Teil der Erziehung eigentlich sparen kann, denen man höchstens einmal zu sagen braucht, was sie tun sollen; was sie nicht tun sollen, sagt ihnen ein angeborenes Gefühl; also gehörte sie zum Geburtsadel, dem eigentlichen Geburtsadel, den der andere nicht immer mit Glück nachgeahmt hat. Sie war — es klingt eigentümlich, wenn man es von einem Kinde sagt; aber ich muß es schon so nennen — sie war vornehm, und also war sie immer „artig“, wie man es zu nennen pflegt. Hermanns „Artigkeit“ war nur „im ganzen gut“; er hatte Anfälle von leichter Rüpelhaftigkeit, gelegentlich einen durch Vernunftgründe nicht ganz zu rechtfertigenden Trotz und andere kleine Schönheitsfehler junger Männer. Am Geburtstage der Mutter aber nahmen sich beide stillschweigend eine Extraleistung vor; denn die Mutter an diesem Tage betrüben, wäre ja eine unsagbare Nichtswürdigkeit gewesen. Die kleine Gudrun hatte eine förmliche Angst, ihrer Mutter an solchem Tage nicht zu genügen, wie denn die Besten ihrer Vortrefflichkeit immer am wenigsten gewiß sind; aber auch Hermann strengte sich aus Leibeskräften an, eine Seele von Mensch zu sein. Daß ihm

das an jedem Geburtstage der Eltern voll gelang, soll nicht behauptet werden; aber er wollte es, und das war das Geschenk.

Nach Beendigung der Morgenfeierlichkeiten rief die Pflicht unsern Theobald ins Geschäft, unsere Susanne zu den häuslichen Dingen. Stahmer beugte nicht gern — so wenig wie seine Frau — die Pflicht zugunsten des Vergnügens; aber noch weniger kannte er die Starrheit einer Pflichtmaschine. Wenn es die Geschäfte nur irgend zuließen, schickte er an solchen Tagen seine Angestellten ein paar Stunden früher nach Hause und strich dann selber heim, vergnügt wie ein braver Schulknabe, der sich freut, daß der Lehrer ein paar Stunden ausfallen lassen muß, und wär's auch wegen Schnupfens. Daheim beschäftigte sich dann der fidele Kontorschwänzer damit, daß er in den Weinkeller stieg, sorgfältig die passenden Sorten für das folgende Festessen aussuchte, den alten Rotwein prüfte, ob er auch Kork habe, ihn behutsam in schöne Kristallkaraffen abgoß, seine besten Zigarren aufbaute — denn für seine Gäste war ihm das Beste gerade gut genug —, die zu gewärtigende Speisenfolge in Versen niederschrieb und dazwischen immer abwechselnd sang, pfiff oder seine Frau küßte, sobald sie sich sehen ließ. Das Vergnügen hatte er freilich nicht oft; denn Susanne durfte an diesem Tage nicht schwänzen. Des Herrn Auge macht die Pferde fett, und der Herrin Auge den Kohl. Die zarte Elly und die majestätische Grete in höchsten Ehren — sie waren Perlen von höchstem Karat! — aber wenn Frau Suse die Augen nicht überall hatte, dann ging vielleicht — unter Umständen — doch irgend etwas — möglicherweise — einmal ein ganz klein wenig schief.

Freilich hatte ein solcher „Feiertag" für unsere Hausmutter etwas Ironisches an sich, und am Schlusse eines solchen fünfzehnstündigen Arbeitstages pflegte denn auch Theobald, indem er sie auf den Schoß zog, zu sagen: „Na, mein Liebling, du hast natürlich das Wenigste von deinem Festtage gehabt!"

„Aber — wie kannst du das sagen?" entgegnete sie dann lächelnd, „ein bißchen Arbeit? Das geht doch nun einmal nicht anders! Ich bin ja so glücklich!"

Sie mußte ihm dann schwören, daß sie die nächsten Tage

der größtmöglichen Ruhe pflegen wolle, und es war rührend anzusehen, wie diese Frau mit dem frömmsten Gesicht von der Welt die fürchterlichsten Meineide schwur.

Noch war freilich der Tag bei weitem nicht zu Ende; denn die Mädchen waren noch beim Tischdecken, und jetzt erschien erst Schlippendahl, der Lohndiener, der heute beim Auftragen helfen mußte. Schlippendahl amtierte bei Leichenbegängnissen und bei frohen Festen; aber die Natur hatte ihm für beide Verrichtungen nur ein Gesicht gegeben, und zwar eins für Leichenbegängnisse. Er betrauerte einen toten Hammel genau wie einen toten Stadtverordneten; da aber die Natur eine gute Malerin ist, so hatte sie der schwarzen Erscheinung einen freudigroten Farbenfleck auf die Nase gesetzt. Schlippendahl behauptete, das komme nicht vom Trinken; aber Stahmer setzte ihn doch über die Speisen und die zarte Elly über die Weine; das war sicherer. Vor jedem Festmahle solcher Art schloß Herr Stahmer mit ihm eine Art stillen Vertrag; er bekam nämlich zwei Flaschen anständigen Rotwein, wofür er sich stillschweigend verpflichtete, die besten Sorten unangetastet zu lassen. Diesen Vertrag hielt er; nur Reste waren nachher in keiner Flasche zu entdecken; jedenfalls nicht von den edleren Gewächsen; denn Schlippendahl war natürlich Kenner. Im übrigen war Schlippendahl ein ganz verwendbarer Mann, besonders nachdem man ihm bedeutet hatte, daß sein Daumen nicht in die Suppe gehöre (nicht einmal der behandschuhte!), ja, mit seinem unveränderlichen Ganztrauergesicht hätte er für einen hochfürstlichen Lakaien gehen können, der bekanntlich selbst bei Witzen der allerhöchsten Persönlichkeiten nicht lachen darf. Allerdings auch nicht zu lachen braucht; ein jeder Stand hat seinen Frieden.

Und dann kamen erst die Gäste, die den Lesern vorstellen zu dürfen, ich gütige Erlaubnis erbitte, zumal sie in dieser Geschichte noch zu anderen Dingen als zum Essen erscheinen. Allen voran trat auf der Heldenvater Oswald Bullerbohm. Er war immer der Erste, weil ihn die Furcht trieb, es könnte aufgetragen sein, bevor er da wäre, und war Goethe weit überlegen, insofern als er nicht nur einen g a n z e n Salmen und einen ganzen Hahnen, sondern danach auch sehr wohl noch einen ganzen Hasen mit vielem Gemüse, Kompott, Salat „auf-

fressen" konnte, der Suppe und des Nachtischs nicht zu gedenken. Aber nicht nur beim Essen und Trinken nahm er den Mund voll, nein, auch beim Reden, und er sagte seinen Wirten gleich beim Kommen so hyperbolische Lobsprüche, daß sie davon in den Boden gesunken wären, wenn sie's nicht schon gewohnt gewesen wären. Das wäre also eigentlich ein Grund gewesen, ihn nicht einzuladen. Aber ihm und seiner Frau ging es schlecht; sie hatten in ihren Glanzzeiten gelebt, wie Rotschild hätte leben können, staken daher nun in unsterblichen Schulden und bewegten sich schon seit längerem auf dem absteigenden Aste ihres Künstlertums. Dies und ihr Söhnchen, das Frau Susanne ganz heimlich bemutterte, waren wiederum Gründe, den Verkehr mit den Leuten aufrecht zu erhalten. Dazu kam, daß Bullerbohm leidenschaftlicher Patriot war — wenigstens, wenn man seinen Worten glauben durfte — und dreimal leidenschaftlicher Bismarckverehrer. Er machte zahlreiche Gedichte auf Bismarck, die, selbst in kleiner Schrift, viel länger waren als Bismarck, und die Stahmer ruhig über sich ergehen ließ, weil er die Gesinnung schätzte. Wer zu Bismarck hielt, besonders zu dem toten, der war sein Mann.

Frau Anna Bullerbohm hieß für die Welt nicht Anna Bullerbohm, sondern „Adele Lorma", weil sie das für viel schöner hielt. Aus Schönheitsgründen hatte sie auch ihren Sohn Rodrigo genannt. Er war nach ihrer Feststellung schon mit sechs Jahren „eine entschiedene Künstlernatur" gewesen, „wahnsinnig begabt in jeder Hinsicht", würde „unbedingt eine strahlende Tenorstimme bekommen" und mußte natürlich Künstler werden. Bei solchen Eltern lag das nahe. Aus Schönheitsgründen schminkte sie auch den Kleinen, wenn sie mit ihm ins Theater ging, um den „Erdgeist" von Wedekind zu sehen; wenn sie aber selbst Benefiz hatte, postierte sie ihn oben auf den Schnürboden des Theaters, und er mußte, wenn sie sich verneigte, Blumen hinunterstreuen zum Zeichen ihrer allgemeinen Beliebtheit. Als Frau Stahmer nach und nach hinter diese Dinge kam, rief sie: „Mein Gott, das arme Kind!" und zog es in Gedanken noch näher an ihr Herz.

Nun kam Onkel Konrad, der auch immer rechtzeitig am Platze war, wo es etwas gab, was nichts kostete. Er war

Theobalds Bruder; aber sie waren ungleicher denn die ungleichen Kinder Evae. Konrad war Eisenkrämer und trug denn auch eine Kneifzange als Mund. Aus Sparsamkeit war er Junggeselle geblieben, und er hielt jeden für einen kapitalen Esel, der einem Arbeiter vier Mark für den Tag zahlte, wenn er ihn für 3 Mark 98 Pfennig haben konnte. Wenn er hörte, daß sein Bruder Theobald seine Arbeiter und Angestellten wieder einmal aus freien Stücken aufgebessert hatte, weil das Geschäft es erlaubte, bekam er regelmäßig langwierige Zuckungen. Auf jede Anrede antwortete er zunächst mit „Hä??", indem er die Hand ans Ohr hielt, als sei er etwas schwerhörig; er wollte sich aber nur die vorteilhafteste Antwort überlegen. Theobald würde ihn niemals geladen haben, wenn nicht Susanne darum gebeten hätte; sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß unter Verwandten nicht Eintracht bestehen sollte. Es war ihr schon schrecklich genug, daß Onkel Rupprecht, der lustige Onkel Rupprecht nur kam, wenn Onkel Konrad nicht kam, und daß Onkel Konrad nur kam, wenn Onkel Rupprecht nicht kam. Dieser hatte ein- für allemal erklärt: „Ich kann den Kerl nicht riechen!"

Hierauf erschienen Herr Dr. Salomon Baer und Frau, der Mann ein blonder, freundlicher Riese, dem es einmal begegnet war, daß ein deutscher Professor ihn als echten Vertreter des Germanentums angesprochen hatte; die Frau eine häßliche kleine schwarze Dame aus Rußland. Baer war Direktor einer jüdischen Realschule und Germanist, und Nibelungen, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide und Richard Wagner waren die Punkte, in denen er und Stahmer sich in glühender Begeisterung begegneten, zumal Salomon Baer den Letztgenannten ganz meisterlich auf dem Flügel wiederzugeben verstand. Hier griff er kaum jemals daneben, wie er es bei der Wahl seiner Gattin offenbar getan hatte, obwohl Frau Baer dafür schwärmte, alles in der Welt „milde, ganz milde" zu beurteilen. Auch ihren Sohn Siegfried beurteilte und behandelte sie milde, ganz, ganz milde. Der russische Despotismus hat sehr natürlicher Weise den Anarchismus erzeugt, u. a. auch den Erziehungsanarchismus, und dies herrliche Produkt hatte Frau Baer mit in die Ehe ge-

bracht. Wenn ihr Siegfried etwas verübte, was nicht recht zu verteidigen war, so erklärte sie es mit Nervosität. Der gute Siegfried log, stahl, gab fremden Leuten außerordentlich freche Antworten, drehte ihnen Nasen, spuckte ihnen auf den Rock, stieß seiner Mutter mit dem Fuß gegen das Schienbein und fälschte unter dem Schulzeugnis, als der Vater einmal verreist war, die Unterschrift seiner Mutter — alles aus Nervosität. Als der Lehrer des Jungen Verdacht schöpfte und die Mutter wegen der Unterschrift befragte, erkannte sie sie als die ihrige an, aus Milde, aus alles verstehender und verzeihender Milde. Der riesenhafte Salomon war gegen diese milde Anarchistin (die mit unumschränkter Gewalt herrschte), obwohl er die Folgen ihrer Erziehungspraxis klar überschaute, vollkommen machtlos und zog sich auf das Nibelungenlied zurück, in welchem ihm besonders der grimme Hagen imponierte.

Danach hörte man Dr. Rüter sich auf dem Vorplatze räuspern und mit einem Organ, das den Kölner Dom ohne Anstrengung „gefüllt" hätte, mit der kleinen Gudrun scherzen. Rüter kam wie immer ohne Frau; denn er hatte das, was man „eine unmögliche Frau" nennt. Stahmers hatten ein unendlich weites Herz für ihre Mitmenschen; sie würden selbst diese Frau aufgenommen haben; aber Rüter hätte sie doch nicht mitgebracht. Warum er sie eigentlich geheiratet hatte, wußte kein Mensch; vielleicht war sie einmal sehr hübsch und jedenfalls war er sehr jung gewesen. Es werden mehr junge Männer durch Weiber verführt als junge Weiber durch Männer, das soll man nie vergessen. Jedenfalls hatte Clemens Rüter bald eingesehen, daß er nicht das Richtige getroffen hatte, und je mehr er das empfunden hatte, desto mehr hatte er sich dem Alkohol zugewandt. Der Direktor des Krankenhauses hatte indessen einmal zu Theobald gesagt: „Wenn der total besoffen ist, kann er immer noch mehr als die meisten von uns andern." Das Besondere an diesem Menschen war, daß er die Krankheit nie als *seine* Sache, sondern als die Sache des Patienten ansah. „Hier ist ein leidender Mensch, der Hilfe sucht," das war immer der erste Satz seiner Diagnose, und mit unendlicher Behutsamkeit und mit erstaunlichstem Scharf-

sinn, der im Rausche noch gesteigert schien, baute er dann seine ärztliche Diagnose auf. Und auch beim allerärmsten Kranken vergaß er das rechtzeitige Kommen nicht, dafür aber das Rechnungschicken. Das war zur Kenntnis unserer Stahmerleute gekommen, und so war aus dem Hausarzt ein Hausfreund geworden.

Und nun kam etwas ganz Kleines, eine Zwergin schier, ein weiblicher Gnom, die Vorsteherin des Kindergartens, Fräulein Brunhilde Mackentum. Als der liebe Gott sie schuf, hatte er wahrscheinlich einen Nußknacker bilden wollen; etwas spät hatte er dann seinen Plan geändert, um eine Vertreterin des schönen Geschlechts daraus zu machen. Die Eltern hatten wieder einmal voreilig gehandelt, als sie sie Brunhilde nannten. Und doch war sie ein Wunder! Ihr gelang, was meines Wissens keinem vorher und keinem nachher gelungen ist, nämlich: einen Topf voll Flöhe zu hüten. Verzeihung, das ist nur ein schönes Bild von mir; ich meine: 50—60 Kinder im Alter von vier bis sechs Jahren halbe Stunden lang ruhig zu machen und zusammenzuhalten. Kinder sind bekanntlich um so zappeliger, je kleiner sie sind; durch äußeren Zwang beruhigt man sie nur auf kurze, immer kürzer werdende Augenblicke, und auf die Dauer wäre das auch unmenschlich und unheilsam. Brunhilde fesselte sie an Händen, Füßen, Ohren, Augen, Zungen und Herzen, ohne daß sie's merkten. Wenn sie ihnen die „Bremer Stadtmusikanten" erzählte, so bildete sie sofort aus dem Hunde, dem Hahn, der Katze, dem Esel und sämtlichen Zuhörern eine G. m. b. H., in der jeder einzelne an der Entwicklung der Gesellschaftsreise das lebhafteste persönliche Interesse hatte, die Reisenden ununterbrochen begleitete und sie durch Rat, Zuspruch, Gesang und alle erdenkliche Kurzweil ermunterte. Es kam den Kindern gar nicht in den Sinn, an irgend etwas anderes zu denken als an die Bremer Stadtmusikanten. Älteste, mit allen Wassern gewaschene Pädagogen standen sprachlos vor der Leistung dieser Gärtnerin. Für diese Leistung erhielt sie monatlich 100 Mark. Das damalige Deutschland wußte noch nicht, daß geistige Arbeiter solcher Art den N ä h r s t a n d eines Volkes bilden. Seine Regierenden wußten noch nicht, daß ein Staat, der bestehen will, d i e s e

Aristokratie nach oben ziehen muß, die Aristokratie der Leistung und nicht eine der Erdreistung.

Zum Glück war Brunhilde nicht auf ihr „Gehalt" angewiesen; sie hatte „etwas in die Milch zu krumen", und gar so viel, daß sie in jedem Jahr, das Gott werden ließ, eine Ferienreise nach Paris unternehmen konnte. Jawohl: ich habe mich nicht verschrieben: nach Paris. Denn diese Stadt galt ihr für den schönsten Fleck der Erde. Und die Franzosen hielt sie für ein ritterliches Volk, weil in einem Gedränge ein Mann ihr Platz gemacht und höflich gesagt hatte: „Passez, madame!" Die Wirte, bei denen sie zu wohnen pflegte, hatten in Würdigung ihres Temperaments erklärt:

„Mademoiselle Mackentum a du sang français",

und Brunhilde glaubte offenbar, daß das für eine Hannoveranerin eine Schmeichelei sei. Die Franzosen hatten es jedenfalls dafür gehalten. Diese Hinneigung zum Franzosentum würde ihr keinen Zutritt zum Hause Stahmer verschafft haben; dafür war etwas hunderttausendmal Gewichtigeres ausschlaggebend gewesen. 1892 hatte in Hamburg mit rasender Gewalt die Cholera gewütet, und bei den Cholerakranken und Cholerawaisen hatten sich Brunhilde Mackentum und Susanne Stahmer gefunden. Schulter an Schulter hatten sie monatelang gegen Schrecken und Elend gekämpft, wie Männer niemals mutiger gekämpft haben. In solchem Klima wächst dauernde Freundschaft.

Da die bisher eingeführten Gäste sich alle so ziemlich auf der mittleren Höhe des gesellschaftlichen Ansehens bewegen, so empfinde ich das Bedürfnis, etwas Vornehmes einzuschieben und so laß ich jetzt den Hamburger Senator Dr. Hachmeister und seine Frau erscheinen. Großen Eindruck werde ich damit freilich nicht machen, weil es beide durchaus an der standesgemäßen Aufgeblasenheit fehlen ließen, sich vielmehr so einfach und natürlich bewegten, als wären sie Menschen, vom Weibe geboren. Hachmeister war als ehemaliger Anwalt der ständige Rechtsbeistand Theobalds gewesen, und das war für Theobald sehr vorteilhaft gewesen; denn Hachmeister gehörte zu den wenigen Anwälten, auf die die Richter hören, weil sie ehrlich oder gescheit oder beides sind. Auch zählte er zu jenen merk-

würdigen Anwälten, die sich nicht darauf verlassen, daß sich aus den Ausführungen der Parteien schon schließen lassen werde, um was es sich eigentlich handle, sondern die vorbereitet zum Termin kommen, und niemals hatte er den Ehrgeiz, ein Doktor beider Rechte sein zu wollen, nämlich des Rechts und des Unrechts. Er war ein langer, stiller Mann mit richtigen, nicht zu reichlichen und nicht zu knappen Verbeugungen, und wenn auch seiner Bildung nach Jurist, legte er doch mehr Wert auf das, was er sonst wußte, und auf seine wundervolle Gemäldesammlung, die für eine der besten Deutschlands galt. Solchem Geschmack entsprechend, hatte er sich eine Frau gewählt, die jetzt noch, mit ihren 37 Jahren, wirklich sehr hübsch war und die nur die einzige Schwäche hatte, daß sie bei jeder schicklichen Gelegenheit erzählte, ihre Tochter werde „das schönste Mädchen von Hamburg" genannt. Wenn man darauf der Frau Senator fest ins Antlitz schaute und sagte: „Das begreift sich ohne weiteres!" dann lächelte sie vollkommen unbeleidigt. Sonst leitete sie aus ihrer Schönheit keine Ansprüche her, und die kleine Freude konnte man der niedlichen Frau wohl machen.

„Immer herein, daß mein Haus voll werde!" rief Stahmer seinen alten Freunden Käpt'n Braß und Gemahlin zu, als sie in der Tür erschienen, und mit dieser Aufforderung hatte er die größte Aussicht auf Erfolg; denn wo das Ehepaar Braß erschien, war das Haus sofort voll. Christopher Braß war als Sechzehnjähriger seinen Eltern ausgerissen, weil er wollte, was er nicht sollte, nämlich Seemann werden; er war es auch geworden — und was für einer! — hatte auch zur Abwechslung ein paar Jahre als Taucher gewirkt und hatte, als er mit 28 Jahren einmal wieder seine Heimat besah, von seinem Vater eine gewaltige Maulschelle bekommen mit den Worten:

„Das ist für's Ausreißen. Aber sonst hab' ich Respekt vor dir."

Dann war er zehn Jahre lang ein bißchen an der chinesischen Küste hin- und hergefahren, hatte sich mit Japanern herumgeschlagen, mit Li-Hung-Tschang, dem „Bismarck des Ostens", zu Tisch gesessen, einen Drachenorden bekommen (den er aber nicht trug) und zwischendurch sich eine Engländerin zur Frau genommen, die von Gemüt und Gewicht zu ihm

paßte und die man ihm eigentlich nicht geben wollte, die er sich aber ebenso unbekümmert um Einwände antraute wie seine andere Braut, die See. Mit lebhafter Zustimmung seiner Geliebten entführte er sie auf dem kürzesten Wege zum Friedensrichter, und sein Haus wurde nicht etwa englisch, sondern war deutsch und blieb deutsch bis in sämtliche Nieren. Seine Frau liebte ihn so sehr, daß sie vom ersten Tag der Ehe an deutsch sprach, und sie hatte es schließlich darin zu immer zunehmender Gewandtheit und zu immer abnehmender Richtigkeit gebracht.

Seit Jahren schon hatte sich Käpt'n Braß als Seemann zur Ruhe, dafür aber seine auf der See erwachten kaufmännischen Talente in Bewegung gesetzt, auch mit Theobald Stahmer Geschäfte gemacht und durch seine stillschweigende Redlichkeit und Anständigkeit dessen unbedingtes Vertrauen erworben.

Und nun kommt der Letzte — er war immer der Letzte, der Dreizehnte bei Tisch, auch wenn er als erster gekommen wäre. Schon der Name: Emil Leichmann! Schon in der Schule hatte er nicht Emil, sondern Schlemil geheißen; so hieß er noch jetzt, und das war beinah schlimmer, als daß er einer war. Niemand hatte Vertrauen zu seinen Unternehmungen; er selbst auch nicht mehr. Er stand ungefähr im gleichen Alter mit seinem Schulkameraden Stahmer; aber gebracht hatte er es noch zu nichts. Er hatte eine Maschinenfabrik; aber seine Arbeiter faulenzten unter seinen Augen; sein Werkmeister betrog ihn; seine Erfindungen, die auf guten Gedanken beruhten, kamen nicht zur Reife, oder sie wurden ihm von Schlaumeiern aus der Hand gedreht, oder er mußte sie aus Not für ein Ei und Butterbrot verkaufen. Dabei lächelte er ununterbrochen, als wollte er sagen: Wie komisch: was ich anfasse, geht schief.

Was war also seine Legitimation für das Haus Stahmer? Nun, sein Unglück.

„Na, alter Freund?" rief Stahmer, „wie geht's denn?"

„Na —!" sagte Leichmann, zuckte die Achseln und lächelte. „Was machst du denn?"

„Danke, mir geht's gut. Bis auf eine kleine Erkältung —"

„Das weiß ich," sagte Leichmann.

„Das weißt du? Von wem?"

„Von denen," sagte Leichmann und zeigte nach oben. Er war seit kurzem Spiritist, hatte mit Geistern Verkehr. Aber geschäftliche Winke gaben sie ihm offenbar nicht, wenigstens nicht die richtigen.

„Ah so!" machte Stahmer verständnisvoll und bat nun, da Schlippendahl die Doppeltür zum Speisezimmer feierlich auseinanderschob, die Geladenen zu Tische.

8. Kapitel.

Als sie des gedeckten Tisches ansichtig wurden, erfolgte nicht das übliche „Gott, wie reizend", zu dem sich höfliche Menschen, besonders die Geschlechtsgenossen der Wirtin, verpflichtet fühlen, sondern es ertönte ein ganz allgemeines, ganz ehrliches und lautes „Doooooh!" Frau Susanne hatte an Blumen nichts als lila Wicken verwandt; aber wie sie das gemacht hatte, das war's.

„Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen wir mit leichter Hand..."

„Mit leichter Hand" — das ist es! Der Dichter weiß es, und Frau Susanne fühlt es.

Was da mit weißem Linnen schimmerte, aus farblosem, schier unsichtbarem Kristall blitzte, aus vielfarbigen Römern funkelte, aus sanften Blumenaugen schelmisch winkte und aus dem sonniggrünen Garten durchs Fenster herein lachte, das war ein Tisch und ein Tag der Lebensfreude in einem glücklichen Lande.

Munter-geschwätzig, in schwirrender Geschäftigkeit, ließ man sich nieder wie ein Spatzenschwarm, der in einen Kirschbaum fällt. Und angelegentlich las man die Speisenordnung, nach der es Schildkrötensuppe, Hummer, Heidschnuckenrücken, Artischocken und Spargel, Rebhuhn und den üblichen Nachtisch geben sollte. Theobald hatte das auf folgende Weise „gesungen":

Suppe werde gereicht vom Fleische der Kröte des Schildes;
Sei sie nun real oder mock — wenn sie euch schmeckt, ist sie echt.

Hummer, du Ritter der Tiefe! Gepanzerter Recke — gelänge,
Ach, mir ein Distichon je, wie's deinem Haupte entspringt!

Heidnische Schnucke, garnierte, dich hab ich noch niemals besungen —
Kehrst du den Rücken mir zu, übel nehm ich dir's nicht.

Artischocken und Spargel, Symbole genießender Weisheit!
Schätz ich an diesem den Kopf, küß ich der andern den Fuß.

Rebhuhn, Salat und Kompott — hab ich Schnucken und Spargel und Hummer,
Eß ich geduldig toujours Käse und Obst und perdrix.

Butter und Käse gewährt dem Kunstgeschäftler die Muse;
Aber in jeglichem Fall braucht sie ein Rindvieh dazu.

Seht, das Gefrorene mahnt des balde sich nahenden Winters!
Nimmst du mit Wärme ihn auf, wird auch der Winter dir süß.

Früchte von eigener Zucht — und schon erreicht ist das Ende!
Tut ihr nicht Freude hinzu, bin ich ein trauriger Wirt.

Dieses Kunstwerk fand sowohl in Hinsicht der Form wie des Stoffes, namentlich wohl in Hinsicht des Stoffes, die allgemeinste Anerkennung; die Unterhaltung gestaltete sich gleich sehr lebhaft und dramatisch, weshalb wir für ihre Wiedergabe auch die Form des dramatischen Dialogs wählen wollen.

Oswald Bullerbohm der Schauspieler (mit der ersten Semmel hinter der Backe): Also Theobald? Einfach ge—ni—al! Einfach — ge—ni—aaal!

Theobald: Ja, ja. Es „ragt in die Weltliteratur hinein".

Bullerbohm: Nein, nein, im Ernst, das ist klassisch! Diese Grazie, dieser Humor —!

Frau Baer: Ach ja, es ist etwas Herrliches, wenn man eine solche Begabung hat! Unser Siegfried macht ja auch so wunderbare Verse!

Frau Adele Lorma-Bullerbohm: Ja?? Ihr Sohn auch? Unser auch! Gott, ist das Kind begabt!

Frau Baer: Ja, unser Siegfried ist schon überbegabt, das muß man wohl sagen. Das Lernen macht ihm überhaupt keine Arbeit. Und was das Kind für Aussprüche tut! Mitunter ist es mir geradezu unheimlich.

Dr. Baer (senkt schweigend den Blick in die Suppe).

Frau Baer (fortfahrend): Darum ist das Kind auch so nervös.

Brunhilde Mackentum (drastisch): Nervös?

Theobald (ruhig): Nervös?

Dr. Rüter (blickt sie fragend an, als wollte er sagen: „Nervös?").

Frau Baer: Ach Gott, ja, das ist ja meine ewige Sorge! Mein Mann meint zuweilen, es wäre Ungezogenheit; aber es ist wirklich nichts weiter als Nervosität. Der Knabe ist eben weit über seine Jahre entwickelt; er weiß nicht, wohin mit seiner Begabung!

Käpt'n Braß (leise zu Frau Susanne): Er kann das Talent nicht halten.

Frau Susanne (lächelt seinetwegen ein ganz klein wenig).

Theobald: Mit Nerven hab ich mal etwas Eigentümliches erlebt. — Ich hatte wohl etwas viel gearbeitet — es handelte sich um eine persische Faktorei, wo die freundlichen Engländer uns möglichst dicke Steine in den Weg legten — und fühlte mich nervös. Ich ging also zum Arzt. „Na, was haben Sie denn?" fragt er. „Nerven," sag ich. „Was?" sagt er, „Nerven? Ih, die woll'n wir woll wegkriegen! Wissen Sie, wie man die wegkriegt?" „Nee," sag ich. „Gar nicht beachten," sagt er. „Das könnén die Biester nämlich auf den Tod nicht vertragen!" — Den Rat hab ich befolgt, und seitdem hab ich Ruhe.

Frau Baer: Ja, aber, Herr Stahmer, Sie können sich doch unmöglich mit einem zarten Kinde vergleichen.

Käpt'n Braß: Wie alt ist er denn?

Dr. Baer: Zehn.

Theobald: Ich weiß doch nicht — vielleicht sollten Sie doch seine Nerven etwas weniger beachten.

Frau Baer: Das kann ich nicht. Jede Regung meines Kindes ist mir heilig!

Dr. Rüter (mit tiefem Baß): Daher kommt es.

Frau Baer: Wie?

Dr. Rüter (etwas höher): Daher kommt es.

Bullerbohm: Die Heidschnucke ist ein Gedicht, gnädige Frau!

Frau Baer (wissenschaftlich): Ja, Herr Doktor, Sie sind nun doch Autorität —

Dr. Rüter: Nicht, daß ich wüßte, gnädige Frau.

Frau Baer: Nun, Sie sind doch Arzt und Mann der Wissenschaft; ist es denn nicht so, daß eine hohe geistige Agilität immer mit hochgradiger Nervosität verbunden ist? Beruhen nicht gerade die genialsten Leistungen der Kunst auf differenziertester Nervosität?

Dr. Rüter: Ist Ihr Sohn Künstler?

Frau Baer: Noch nicht, aber er wird es jedenfalls werden.

Brunhilde: Kann man das mit solcher Sicherheit vorhersagen?

Frau Lorma-Bullerbohm: Oh ja! Das kann man! Was sagen Sie, Herr Senator?

Der Senator: Gnädige Frau, ich fürchte, das letzte Wort in dieser Frage — wie in allen Fragen — hat die Zeit.

(Ein Engel fliegt durchs Zimmer.)

Dr. Rüter: Wenn Ihre Söhne Künstler werden sollen, meine Damen, dann sorgen Sie für recht gesunde Nerven. „Nervi" sagten die alten Römer, wenn sie Kraft, Spannkraft, Lebenskraft meinten. Wenn der Künstler mehr sieht, hört und fühlt als wir gewöhnlichen Menschen, dann liegt's daran, daß er bessere Nerven hat als wir, nicht weil er schlechtere hätte. Es gibt nämlich kranke Nervosität, und es gibt gesunde Nervosität. Der Hund ist ja auch nicht krank, weil er schärfer hört und riecht als der Mensch. (Allmählich erregter:) Haben Sie jemals gehört, daß Bach oder Mozart Nervenfatzkes gewesen wären? Oder Dürer oder Rembrandt? Oder Schiller oder Goethe? Aber das ist die Mode: Man will uns Krankhaftigkeit unterschieben für Genialität. Gesundheit ist spießig. Ihre Gesundheit, gnädige Frau! (Er hebt sein Glas gegen sie.)

Frau Baer (anstoßend und säuerlich): Anstoßen will ich gern mit Ihnen, aber spießig sein ......

Dr. Rüter: Warum denn nicht, Frau Doktor? Alles was ehrlich, gesund und tüchtig ist, heißt jetzt Spießer; es ist ein Ehrenname. Übrigens, warum halten wir uns so lange bei den Nerven auf? Aus Nerven allein kann selbst der liebe Gott keinen Künstler machen. Wissen Sie, was er zuerst nimmt, wenn er einen Künstler machen will?

Frau Baer: Nun?

Dr. Rüter: Können Sie sich's gar nicht denken?

Frau Baer: Nein — —?

Dr. Rüter: Zuerst nimmt er ein besonders großes und heißes Herz, und da baut er alles andre drum herum.

Bullerbohm (mit einem dicken Spargel im Munde): Bravo!!!

Brunhilde: Meine Herrschaften, Sie sprechen so viel vom Kind — mir geht ordentlich das Herz auf! Unser Kindergarten braucht notwendig ein Klavier. Nachher komm ich mit dem Sammelbogen.

Susanne (nickt ihr lachend zu).

Die Frau Senator: Das ist recht!

Brunhilde (zu Onkel Konrad, der neben ihr sitzt): Sie als mein Tischherr müssen die Sammlung eröffnen.

Onkel Konrad: Hä??

Brunhilde: Auf dem Ohr hören Sie wohl schlecht, nicht wahr?

Onkel Konrad: Ja — ja — ich höre überhaupt etwas schlecht.

Brunhilde: Na, ich werd mich Ihnen dann schon verständlich machen.

Die Frau Senator (zu Brunhilde): Wie werden Sie nur immer mit den vielen kleinen Kindern fertig! Ich bewundere Sie oft deswegen! Das muß doch eine schreckliche Last sein!

Brunhilde: Last? Nun ja, mitunter. Die Hauptsache ist, daß man sie fesselt. Wenn sie interessiert sind, sind sie ruhig.

Die Frau Senator: Brauchen Sie gar keine Strafmittel?

Brunhilde: O doch! Wenn sich einer unnütz macht, wird er mal ausgesperrt und darf eine halbe Stunde lang nicht mittun. Das wirkt. Im äußersten Falle gibt's auch einen Klaps.

Käpt'n Braß: Bravo!

Frau Dr. Baer: Schläge? Wie kann man ein Kind schlagen!?

Stahmer: Verzeihen Sie, gnädige Frau: Warum soll man ein Kind nicht schlagen?

Frau Dr. Baer: Nun — das ist doch Vergewaltigung.

Dr. Rüter: Wissen Sie, gnädige Frau, wann Sie Ihr Kind am schlimmsten vergewaltigten?

Frau Dr. Baer (fragt mit einem erstaunten Blick.)

Dr. Rüter: Als Sie ihm das Leben gaben. Oder haben Sie's vorher gefragt?

Stahmer (zu Dr. Baer): Sind Sie derselben Meinung wie Ihre Gattin, Doktor?

Dr. Baer: Walther von der Vogelweide sagt:

„Niemand kann mit Ruten
Kinder ziehn zum Guten.
Wen man zu Ehren bringen mag,
Dem gilt ein Wort wie ein Schlag."

Aber das ist allerdings ein gutes Wort dabei: „Wen man zu Ehren bringen mag." Freilich wird man auch durch Schläge einen Menschen kaum zu Ehren bringen, es sei denn, daß man sie sehr früh anwendet. Ein Schlag in zartem Alter macht oft alle späteren überflüssig. Das Kind muß schon früh empfinden, daß eine Macht da ist, die seine Willkür hemmt. Der Schlag ist dann sozusagen das Siegel der Autorität.

Frau Dr. Baer: Ja, Sally, wenn du noch durch Autorität erziehen willst —!

Dr. Baer (blickt wieder auf seinen Teller).

Dr. Rüter: Wodurch wollen Sie denn erziehen, gnädige Frau?

Frau Dr. Baer: Durch Freiheit natürlich.

Dr. Rüter: Durch Freiheit ohne Vernunft? Denn das Kind hat ja noch keine Vernunft.

Frau Dr. Baer: Die Vernunft müssen eben wir haben.

Dr. Rüter: Ja, dann muß Ihr Kind doch glauben, daß Sie Vernunft haben! Da sind wir also bei der Autorität. Hoch die Autorität, gnädige Frau. Wo sie abgesetzt wird, steigt die Gemeinheit auf den Thron.

Käpt'n Braß: Meine Herrschaften, ich habe noch mit 28 Jahren von meinem Vater eine Maulschelle gekriegt. Das will ich ja nu nich als normal bezeichnen; sie hat auch nichts mehr genützt. Aber sonst, wenn ich die Prügel überzähle, die ich als Junge gekriegt habe, kann ich nur sagen: es waren noch lange nicht so viel, wie ich verdiente, und ich möchte mich nicht sehen, wenn ich sie nicht gekriegt hätte. Ich würde mich dann höchstwahrscheinlich heute in anderer Gesellschaft befinden, aber nicht in besserer. Und wenn Sie einem alten Seefahrer glauben wollen: es gibt auch unter den längst Erwachsenen eine Sorte von Viechskerlen, mit denen man nur auf diesem Wege (mit bezeichnender Handbewegung) auskommt. Der Engländer nennt das manual persuasion — handgreifliche Überredung.

Stahmer (zu Frau Braß): Was sagen Sie denn, Frau Kapitän, haben die Prügel ihm gut getan?

Frau Braß: Sehr gut. Er is das beste Mensch, Sie sich denken können. Sie mussen nich denken ihn brutal. Er immer sagt „Wir mussen Kinder mit Liebe züchten!" und so er tut.

Stahmer: Wie geht's denn Ihrem Jungen beim Militär?

Frau Braß: Aoh, sehr gut.

Käpt'n Braß: Zu gut. Hat offenbar zuviel Zeit zum Bummeln. Die Rechnungen sollten Sie mal sehen, die er mir schickt. 215 Mark für Handschuhe! Er muß schon auf'm Daumen lutschen! Die Handschuhe kenn ich. Nächstens fahr ich mal bei ihm vor, und ich stehe nich dafür ein, daß es nich auch da zur Anwendung von etwas manual persuasion kommt! (Gelächter.)

Bullerbohm: Wenn ich noch mal die Artischocken haben dürfte!

Frau Lorma (zu Frau Baer): Kennen Sie Nietzsche, gnädige Frau?

Frau Baer: Ob ich ihn kenne!

Frau Lorma: Ist er nicht himmlisch?

Frau Baer: Für mich ist er der Denker.

Der Senator: Ist er ein Denker, gnädige Frau?

Frau Baer (sehr verblüfft): Ob Nietzsche ein Denker ist?

Der Senator: Einen Denker erkennt man, glaub ich, daran, daß er einen Gedanken zu Ende denkt. Bei Nietzsche habe ich immer nur Anfänge gefunden. Manche gute und viele schlechte. Die Konsequenzen hat er immer gescheut.

Frau Baer: Aber ich bitte Sie: Seine Herrenmoral — jenseits von Gut und Böse — ist er da nicht konsequent?

Der Senator: Da am wenigsten. Wenn er diese Lehre zu Ende gedacht hätte, wäre er der erste gewesen, der sie verworfen hätte. Denn ihre Konsequenz ist das Verbrechen in jeder Gestalt. Wenn unser Volk jemals von dieser Lehre durchtränkt würde, so würde das allgemeine Verlumpung bedeuten, und wenn der aristokratische Nietzsche dagegen, wie er es, wenn er noch lebte und gesund wäre, sicherlich tun würde, mit Empörung protestierte, so würden ihm die Schelme mit Recht antworten dürfen: Wir ziehen nur die letzten Folgerungen aus deiner Lehre.

Dr. Rüter: Zum Glück ist diese Philosophie zu wenig deutsch, um jemals von unserm Volke Besitz zu ergreifen.

Der Senator: Gewiß ist sie nicht deutsch; aber deutsch ist leider etwas anderes. Deutsch ist es, der geraden Linie zu mißtrauen und den Abweg zu suchen; deutsch ist es, das Einfache zu beargwöhnen und das Verwickelte und Verworrene zu bestaunen. Der Deutsche will von jedem Ding die Kehrseite sehen; das ist hübsch von ihm; aber dann vergafft er sich so gründlich in die Kehrseite, daß er sie für die allein richtige hält, und wär's auch die Kehrseite eines Rembrandtschen Gemäldes. Es ist gut und recht, im Walde auch die Abwege aufzusuchen; aber der Deutsche ist in seinem Gewissen nicht eher befriedigt, als er bis zum Halse in jedem Sumpf gesteckt hat. Als Jurist kann ich davon einige Lieder singen. Wehe der Partei, deren Recht klar am Tage liegt — an klare und einfache Rechtslagen glaubt ja der deutsche Richter nicht, glauben wenigstens 90 von 100 nicht. Sein erster Gedanke ist immer, daß das Recht wahrscheinlich Unrecht, das Unrecht wahrscheinlich Recht sei: Die Schufte fahren bei ihm immer relativ besser als die ehrlichen Leute. Sie müssen ihm mit tausend scholastischen Spitzfindigkeiten auf den Leib rücken, müssen den Weg nach Rom über Neuseeland nehmen, dann überzeugen sie ihn möglicherweise vom Recht der gerechten Sache. Und ist es in unserer Philosophie anders? Man kann niemals genug darüber lachen, daß deutsche Philosophieprofessoren den gesunden Menschenverstand in Verruf erklärt haben; er genießt ihre souveränste Verachtung. Sie verwechseln ihn anscheinend mit dem gemeinen Menschenverstand, von dem Kant mit Recht so verächtlich spricht, weil er eben allen gemein ist. „Meide die Gesundheit!" — der neueste Imperativ. Credo quia absurdum — ich glaubs, weil es Unsinn ist —, ich habe den alten Tertullian in Verdacht, daß er ein Deutscher war.

Dr. Rüter: Ja, ich sah da neulich im Variété einen Mann, der sich ein Stäbchen auf die Stirn stellte, darauf ein Teebrett und darauf eine Sektflasche und ein Glas. Seine Gehilfin schoß dann nach der Sektflasche, daß sie wage-

recht zu liegen kam und der Inhalt ins Glas floß. Mittels eines Schlauches trank dann der Mann das Glas leer. Ich wollte ihm zurufen, daß er das viel einfacher haben könne; aber ich glaube, er hält seine Methode für verdienstlicher. Er war offenbar deutscher Philosophieprofessor. (Heiterkeit.)

Der Senator: Kennen Sie die Erklärung, die ein Amerikaner vom Philosophen gegeben hat? „Ein Philosoph ist ein blinder Mann, der in einem stockfinsteren Zimmer eine schwarze Katze sucht, die gar nicht drin ist." Daraus spricht die ganze Geringschätzung des Realitätenanbeters für spekulatives Denken; aber dümmer als unsere Verachtung des gesunden Menschenverstandes ist es auch nicht.

Stahmer: Zu dem, was Sie von deutschen Richtern sagen, Herr Senator, möchte ich eine eigene Beobachtung beitragen. Als Kaufleute, die mit dem Auslande handeln, kommen wir ja hin und wieder mit unseren Kunden in Rechtsstreitigkeiten. Nach dem Auslande klagen, das fällt einem gewitzten deutschen Kaufmanne schwerlich ein; man denkt dort so ziemlich allgemein: Right or wrong — my country, besonders bei den Franzosen. Der Humor von der Sache ist aber, daß es uns bei deutschen Richtern meistens nicht besser geht. Denn der Deutsche ist bekanntlich überobjektiv; er fürchtet so sehr die Versuchung zur Parteilichkeit, daß er parteiisch wird — gegen seinen Landsmann, daß er ungerecht urteilt vor lauter Gerechtigkeit.

Hier klopfte Bullerbohm ans Glas, erhob sich und zog aus der Brusttasche seines Fracks ein Manuskript, ein Festgedicht auf das Geburtstagskind. Er las es vor, immer abwechselnd schmelzend und donnernd. Sämtliche Tugenden und Reize, die von Penelope bis zur Königin Luise in weiblichem Besitz gewesen sind, vereinigten sich hiernach in Frau Susanne Stahmer. Da Frau Susanne Stahmer durchaus nicht dieser Meinung war, aber sich nicht wehren konnte, so litt sie Prangerqualen. Ihre Farbe wechselte nur vom Roten ins Nochrötere;

ihr war, als würden ihr unaufhörlich Kübel voll heißen Wassers über den Kopf gegossen, und es waren fünfzehn Kübel, jeder zu acht Versen! Indessen die edle Dulderin trug auch das mit gewohnter Langmut, zumal sie überzeugt war, daß alles aus ehrlichem Herzen komme.

Der Kaffee wurde im Garten, unter dem Schutze eines uralt-gewaltigen Nußbaumes, und auf der zum Garten führenden Terrasse genommen, wo Frau Sonne mit sichtlichem Vergnügen die Honneurs übernahm. Drinnen am Flügel aber saß Dr. Salomon Baer und spielte nun nicht Isoldens Liebestod oder die Passacaglia von Bach — dazu war er zu geschmackvoll — er phantasierte aus dem „Don Juan", und zwar „Fröhlich sei mein Abendessen!" und über das Champagnerlied und über Zerlinens „Liebe Schwestern zur Liebe geboren, zur Liebe geboren" zum unsterblichen Menuett, durch dessen süße Maskenlust die Augen der Rache funkeln.

Leichmann war während des ganzen Essens schweigsam gewesen, und wenn ihm Schlippendahl nicht holländische Sauce über den Frack gegossen hätte, würde man seine Anwesenheit kaum bemerkt haben. Ihn drückte etwas. Im Garten fand er endlich Gelegenheit, Stahmer auf die Seite zu ziehen. Einen Wechsel auf 80 000 Mark sollte er übermorgen einlösen und hatte sie nicht. Ob Stahmer ihm auf kurze Zeit aushelfen könne.

„Aber selbstverständlich, mein lieber Emil, selbstverständlich!"

Wenn den Leser ob solcher Bereitwilligkeit eine leise Sorge überschleicht, so macht er sich vorläufig mehr Sorgen als der Geldgeber selbst. Er hatte seinem alten Freund aus der Klemme helfen können — nun war es ein harmonisch abgerundeter Freudentag.

9. Kapitel.

Der begabtere Leser wird sich bereits gesagt haben, daß meine beiden Helden im Laufe aller dieser Begebnisse nach und nach immer etwas älter geworden sind und auch Hermann schließlich den Weg der Schulpflicht betreten hat. Dieser Weg

war nun freilich kein Leidensweg mehr wie einst in den Zeiten einer rauhen Disziplin und einer barbarischen Methode, nein, eine mildere Zeit und eine sonnigere Lehre hatte von der deutschen Schulstube Besitz ergriffen und sollte in der Folgezeit noch immer tiefer in alle Winkel dringen; dennoch aber war der erste Schulgang für den jungen Stahmer mit schwerer Angst verknüpft. Und dabei kam er nicht einmal in die große, wilde Stadt zur Schule — der Weg dahin war für den Kleinen zu weit — sondern in die Privatschule des Vororts, der der übermilde Dr. Schievelbein, genannt „der sanfte Heinrich", vorstand, und kein törichtes Elternpaar hatte ihm vor der Schule bange gemacht. Er hatte denn auch dem Eintritt in die Schule als einem Ereignis von überwältigender, gar nicht auszumalender Herrlichkeit, als einem Märchenwunder entgegengesehen, bis eine furchtbare Enthüllung seinen Blütentraum vernichtete. Einen Tag vor seinem Schulantritt kam es nämlich ans Tageslicht, daß er die Uhr noch nicht lesen konnte.

„Was, Junge, du kennst die Uhr noch nicht?" rief sein Vater lachend, „und dabei willst du morgen in die Schule?"

Er hätte nun wahrscheinlich seinen Buben auf den Schoß genommen und ihm die verzwickte Zeichensprache des faulen und des fleißigen Zeigers — der fleißige erreicht merkwürdigerweise nicht mehr als der faule! — auseinandergesetzt, wenn er Zeit gehabt hätte. Er sah aber an seiner Uhr, daß er eilig ins Bureau müsse; denn erstens mußte Theobald stramm arbeiten, wenn sein gutes Geschäft gut bleiben sollte, und zweitens hielt er es für seine Pflicht, so früh am Platze zu sein wie der früheste seiner Angestellten und Arbeiter.

So blieb denn unser Hermännchen mit seiner schweren Last auf der Seele zurück, d. h. mit dem erdrückenden Bewußtsein, die Schule mit völlig ungenügender Vorbildung zu beziehen. Er sagte sich, die erste Frage des Lehrers werde natürlich sein: „Kennst du die Uhr?", und so kam es, daß er sehr unruhig schlief und daß er folgenden Morgens, als er an der Hand der Mutter das Zimmer des Herrn Dr. Schievelbein betrat und dieser ihn mit übersprudelnder Freundlichkeit fragte: „Na, wie heißt du denn, mein kleiner Freund?", entsetzt drei

Schritt zurücklief und weinend ausrief: „Nein, nein, nein!", eine Gefühlsäußerung, die sich die Mutter an ihrem tapferen Söhnchen noch weniger erklären konnte als der Doktor.

„Was hast du denn, Hermännchen?" fragte besorgt die Mutter.

„Ich kenn die Uhr nich! Ich kenn die Uhr nich!" rief er.

Da begriff Susanne, und das Trauerspiel löste sich in Lachen auf.

Und in der Schule wurde es dann bald sehr gemütlich, übergemütlich. Bei seinen stupenden Kenntnissen im Lesen und Rechnen hatte er den Neulingen gegenüber natürlich leichtes Spiel, zu leichtes Spiel. Er glänzte, wurde mit Lob überschüttet und glänzte weiter, bis er sich langweilte. Und als dann wirklich Neues für ihn kam, hatte er keine rechte Lust mehr. Er ließ sich gehen, war unaufmerksam und reichlich unbändigen Benehmens, was sich gelegentlich auf die häusliche Sphäre ausbreitete. Die Eltern wurden aufmerksam, und Theobald stellte nach einem halben Jahre fest, daß sein Söhnchen eigentlich keine Fortschritte in den Wissenschaften und höchstens Rückschritte in den Sitten gemacht habe, und daß er seine schriftlichen Arbeiten mit großzügiger Geringschätzung aller kleinlichen Rücksichten anfertige. Er beschloß, sich mit Herrn Dr. Schievelbein zu bereden.

Wie Herr Schievelbein eigentlich zum Doktortitel gekommen war, das war durchaus rätselhaft, und er hat die Lösung dieses Rätsels auch mit ins Grab genommen. Gewiß nicht durch Betrug, aber ebensowenig durch Intelligenz. Er gehörte zu den Studierten, deren Doktorhut man an der Stirnseite mit zwei Löchern versehen sollte. Aber ganz dumm war er doch nicht. In den Anfängen seiner Duodezscholarchie war es ihm begegnet, daß Eltern ihre Juwelen seiner Obhut wieder entzogen, weil er diesen Juwelen nicht uneingeschränkte Ehrfurcht erwiesen hatte, und daraus hatte er sehr richtig gefolgert, daß die meisten Eltern ihre bewunderten Ebenbilder und Blutserben lieber loben und verderben als strafen und erziehen lassen.

„Ich habe mir hier ein Heft meines Herrn Sohnes mitgebracht," sagte Theobald Stahmer mild ironisch lächelnd,

„mit einigen Glanzleistungen darin. Ist er dafür bestraft worden?"

„Nein, Gott behüte!" rief Herr Dr. Schievelbein, „so leicht strafen wir nicht. Wir suchen überhaupt möglichst ohne Strafen auszukommen und alles durch Güte zu erreichen. Ihr Sohn ist ja auch ein so fabelhaft begabtes Kind; er liest und rechnet ja schon glänzend —!"

„So viel konnte er schon, als er zu Ihnen kam," bemerkte Theobald freundlich.

„So? — Sooo?" machte Schievelbein etwas stutzig, „na ja, er wird ja alles spielend bewältigen; Sie werden sehen, Herr Stahmer, an dem Knaben werden Sie eitel Freude erleben!"

„Das würde mir natürlich nicht unangenehm sein," meinte Theobald; „vorläufig scheint er mir allerdings eher Rück- als Fortschritte zu machen."

„Aah, da täuschen Sie sich, Herr Stahmer! Der Knabe ist ein Genie und muß sich austoben. — Natürlich," fuhr der Doktor in einem plötzlich veränderten Tone fort, „wenn Sie es wünschen, so können wir ihn ja auch etwas fester anfassen —"

„So, das ginge also auch?"

„Aber gewiß, gewiß, wenn Sie es wünschen?"

„Hm," machte Stahmer und verabschiedete sich höflich.

Wenige Tage darauf erhielt Hermann sein Halbjahrszeugnis. Es enthielt lauter Einsen und am Schlusse die vom Direktor selbst geschriebene Bemerkung:

„Hermann macht uns durch sein Betragen und durch seinen Lerneifer nichts als Freude; er ist ein in jeder Hinsicht überraschend begabtes Kind und berechtigt in jeder Beziehung zu den glänzendsten Hoffnungen."

„Hast du gelesen, was hier steht?" fragte Stahmer seinen Sohn.

„Nö," sagte der Kleine unschuldig. Er ahnte seine Bedeutung nicht.

„Na, das ist ja noch ein Glück," murmelte Theobald lächelnd und meldete dann nach einer Unterredung mit Su-

sannen sein Söhnchen so schnell wie möglich aus dieser Schule ab.

Um diese Zeit konnte man, wenn man wollte, eines frühen Abends eine Mondfinsternis beobachten, und natürlich wurde sie von der Familie Stahmer eingehend beobachtet. Auch einige Nachbarn waren um des himmlischen Schauspiels willen vor die Tür getreten, und unter diesen befand sich die dreijährige Dame Nelly Klock. Sie stellte sich neben unsern Hermann und schaute in eine verkehrte Richtung. Da zeigte ihr Hermann das halbverdunkelte Gestirn, und dann nahm er sie, weil sie ja noch so klein war, auf den Arm, damit sie es besser sehen könne, und krampfhaft lange hielt er sie so, obwohl sie gar nicht so viel leichter war als er.

Ich erzähle das nur, damit der Leser nicht etwa glaube, der Charakter unseres jüngeren Helden habe unter der gütigen Leitung des Herrn Dr. Schievelbein schon bedenklich gelitten gehabt.

Ja, wer sollte aber nun seine weitere Ausbildung übernehmen, bevor er in eine Stadtschule überging? Magister Gracchus Ohlenfleth hatte ja seine Sache eigentlich sehr gut gemacht, und Stahmer d. Ä. hatte seinem Wirken mit einem ganz besonderen, mit einer Art von Hochachtung gemischtem Vergnügen zugesehen; aber auf die Dauer ging das doch nicht. Susanne hätte ja gewiß den Unterricht übernehmen können; aber Theobald wollte nicht, daß sie sich noch mehr belaste; im stillen fürchtete er auch, daß sie zu weich sei. Dieses kraftstrotzende kleine Fohlen bedurfte einer männlicheren Zucht, und so entschloß man sich, ein freundschaftliches Anerbieten des Fräulein Brunhilde Mackentum, den Buben ein halbes Jahr lang zu führen, anzunehmen, und tat es mit Freuden.

Man kann die Menschen einteilen in solche, die immer Disziplin haben, und solche, die sie nie haben. Ein Mittelding gibt es nicht; wer sie nicht immer hat, hat sie nie. Jene sind geboren zum Führen, diese zum Geführtwerden. Brunhilde hatte Disziplin, das wissen wir schon. Hermann machte unter ihr nicht nur Fortschritte im Wissen und Können, also in der Kultur, sondern auch in der Zivilisation, und als er einmal — ein einzigesmal! — dennoch keck wurde, sagte sie nichts als

„Bist du naseweis?“,

sagte es gar nicht scheltend, gar nicht hart, sondern nur ganz merkwürdig ruhig, und Hermännchen wurde purpurrot bis zu den Schultern hinab und vergaß diesen Tadel, der eigentlich nur eine höfliche Anfrage war, in seinem ganzen Leben nicht.

Wir wissen schon, daß Hermann Stahmer im Lernen kein Flieger war; aber bei einem guten Lehrer geht das Lernen viel rascher als bei einem schlechten, und so gehörte Hermann noch immer zu den glücklichen Menschen, die viel Zeit haben. Glücklich natürlich nur, insofern sie sie richtig anzuwenden wissen. Das aber verstand Hermann aus dem ff.

So verwandte er z. B. mit Gracchus zusammen einen beträchtlichen Teil seiner Zeit auf das schöne Kaakspiel. Der „Kaak" war ein Pfahl von etwa dreiviertel Meter Höhe; man stellte ihn auf und legte einen Einsatz von Münzen darauf. Ein Geldspiel also! Nicht unbedenklich! Aus einer gewissen Entfernung warf man dann mit Kugeln oder Steinen nach dem Kaak. Wem es gelang, ihn umzuwerfen, dem gehörten die Münzen, die mit der Schrift nach oben lagen; was anders lag, wurde wieder auf den Pfahl gelegt und bildete das Ziel erneuter Bemühung. Hermann hatte noch immer kein Geld; aber Gracchus hatte, wenn's auch nur ein Zehnpfennigstück war. Ohne einen Hauch von Gönnerhaftigkeit legte er die zehn Pfennige auf den Kaak. Gewann Hermann, so gehörten ihm die zehn Pfennige; gewann er selbst, so durfte er sie wiedernehmen. Natürlich setzte Hermann die zehn Pfennige wieder, wenn sie an ihn gekommen waren, und so nahm die Aufregung stundenlang kein Ende.

Sehr viel Zeit kann man auch mit dem Kreiselspiel verbringen. Wer die Naturen unserer Helden bereits zu unterscheiden weiß, der weiß auch schon, daß es Hermann hierin zu weit größerer Geschicklichkeit brachte als Gracchus. Hermann peitschte seinen Kreisel, daß er zwanzig Schritt weit hoch durch die Luft sprang und genau so wunderbar kreisend wieder zu Boden kam, wie er abgesprungen war; es war ein Schauspiel für Götter. Gracchus dagegen versuchte, ob sich das Kreiselspiel nicht mit der Lektüre eines fesselnden Buches verbinden lasse, und das konnte ja nicht gutgehen. Er entschied sich dann gewöhnlich für das Buch.

Aber Kaak und Kreisel sind tote Dinge; Tiere aber, Tiere sind lebendig, und Leben will an allem Ende Leben! O Tiere, Tiere, Tiere! Hermann faßte sie alle an, ob groß oder klein, kalt oder warm, trocken oder schleimig, sauber oder schmutzig, geruchlos oder stinkend; Liebe macht alles gleich. Er faßte sie schonend an, ehrfurchtsvoll, möchte ich sagen; aber er faßte sie an und betrachtete sie sich genau. Auch Gracchus sah sie sich genau an, sehr genau, vielleicht genauer als sein Freund, und las alles, was er über sie finden konnte; aber für das Anfassen z. B. von Kröten, Nacktschnecken und Raupen war er weniger eingenommen. Auch Gudrun — unsere Gudrun! — liebte unsäglich die Tiere; denn sie liebte ja das Weltall; aber hinsichtlich des Anfassens zog auch sie gewisse Grenzen. Man verlacht die Frauen, die einer Maus wegen aufkreischen und fliehen, und schilt sie furchtsam. Wie töricht! Wer traut meiner Gudrun kindische Furcht zu? Auch den Löwen schaudert vor einer Maus, und sogar mir, dem Verfasser dieser Geschichte, läuft ein milliardenfüßiges kaltes Grauen über den Rücken, wenn er eine von den großen Küchenschaben sieht. Will etwa jemand behaupten, ich fürchtete den Angriff einer Küchenschabe? Nein, solche vornehmen Naturen wie Gudrun, der Löwe und ich empfinden eben eine angeborene, unüberwindliche Abneigung gegen alles Kalte, Krabbelnde, Kriechende und Schleimige, das ist es. Aber Zoologen wie auch Mediziner dürfen allerdings solche Idiosynkrasien nicht kennen, und Hermann war ein geborener Zoologe, und wenn Faust zum Erdgeist spricht:

„Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen",

so hatte Hermann Stahmer das nicht erst nötig, weil er mit diesem Brudergefühl geboren war.

Jede Neigung wächst, wenn sie Widerstände zu überwinden hat, und Hermanns Zoologie hatte mit Widerständen zu kämpfen. Seinen Eltern waren nicht alle Tiere willkommen, die er ins Haus zu bringen versuchte. Eine vom Garten ins Haus verflatterte blutjunge Drossel in ein Bauer zu setzen, konnte sich Theobald nicht entschließen, und Hermann ver-

stand denn auch, daß man ein in der Freiheit und für die Freiheit geborenes Geschöpf nicht einsperren dürfe, als man es ihm wie ein eigenes Schicksal ausmalte. Nachdenklichen Blicks ließ er den kleinen Gefangenen sofort davonfliegen. Auch zur Anschaffung eines Hundes wollten sich die Eltern nicht verstehen. Theobald sah schöne Hunde sehr gern, wenn sie anderen Leuten gehörten und seinen Kindern nicht das Gesicht beleckten. Aber er hatte als Kaufmann etwas vom Diplomaten in sich, und so bewilligte er seinem Söhnchen mehrere Kaninchen. Das war nun wohl für drei Wochen eine große Lust; aber da Kaninchen spätestens nach drei Wochen sterbenslangweilig werden — sie sind die langweiligsten Geschöpfe des lieben Herrgotts, der bei seiner Schöpfung auch wohl einmal geschlafen hat, wie der gute Homerus — so vermochten sie das große Herz des kleinen Hermann auf die Dauer nicht auszufüllen. Der gute Papa mußte sich denn auch noch zur Anlage eines „Terrariums" im Garten verstehen, das Gracchus und Hermann mit großer Sachkenntnis anlegten und in das sie alles verschleppten, was die Umgegend an reptilischen und amphibischen Kreaturen zu liefern vermochte. Nichtsdestoweniger erwachten Theobald und Susanne in einer Nacht zu gleicher Zeit von einem gespenstischen „taptaptaptaptap", das aus dem Nebengemach zu kommen schien. Theobald erhob sich und suchte Schlafzimmer und Nebengemach ab, fand aber nichts, und man legte sich wieder zum Schlafen zurecht. Aber nur, um nach einigen Minuten aus der laulichen Wonne eines neuen Entschlummerns jäh emporzufahren vom Getöse eines unverkennbaren Zusammenbruchs oder Einsturzes. Nun sprangen beide aus den Betten und eilten ins Nebenzimmer, auf den unzweifelhaften Schauplatz oder richtiger Hörplatz der Katastrophe. Bei Licht fand sich's dann, daß ein hoher Stapel Zigarrenkisten, die neben einem Schrank an der Wand aufgehäuft gestanden hatten, umgestürzt war. Man forschte nach der Ursache des Zusammenbruchs und fand zwischen Wand, Schrank und der untersten Kiste, in grenzenloser Beschämung zusammengeduckt — einen Igel. Theobald und Susanne waren auch nicht eine Sekunde lang im Zweifel darüber, wer den Swinegel in die Familie eingeführt habe.

Wir können bestätigen, daß sie auf den Richtigen rieten; er hatte diesen Umstürzler mit Gracchussens Beistand in ihrem heimlichen Busch- und Wiesenwinkel in einem Schnupftuch gefangen, und ihn übermenschlich selig heimgetragen, hatte aber nicht zu hoffen gewagt, daß dieser Gast in offizieller Form bei den Seinen Aufnahme finden werde, und ihn deshalb ganz heimlich in sein Schlafzimmer gebracht, von wo er als geborener Nachtwandler nächtlicher Weile entwichen war.

Das Verhör am folgenden Morgen führte natürlich sofort zu einem „umfassenden Geständnis des Verbrechers" und führte zu seiner unbeschreiblichen Überraschung zur Aufnahme des stachligen, aber nützlichen Mitbürgers in den Stahmerschen Familienkreis! Man sagte sich wohl, daß man von den nächtlichen Patrouillen des Pensionärs noch manchesmal erwachen werde, bevor man sich an ihn gewöhnt habe; nötig hatte man ihn auch nicht; denn die Stahmer hatten einen festangestellten und unfehlbaren Kammerjäger namens Sauberkeit; aber wenn sie ihre Kinder fröhlich machen konnten, so taten sie eben, was sie irgend konnten. Was sie nicht konnten, das taten sie nicht, wie sich bald zeigen wird.

Mit zwei Tränen im Auge, die noch von Bängnis und schon von Entzücken sprühten wie zwei von Gottes Hand geschliffene Diamanten, hatte Hermännchen erst beide Beine des Vaters und dann beide Beine der Mutter umarmt, als sie dem Swinegel ihr Plazet erteilten, und wenn jetzt Krösus von Lydien wieder einmal den Solon gefragt hätte, wen er für den Glücklichsten der Sterblichen halte, so hätte Solon als wahrheitliebender Mann gar nicht umhin können, statt mit „Tellus" oder „Kleobis und Biton" zu antworten, schlankweg zu sagen: „Hermann Stahmer". Aber baue einer sein Glück auf einen Schweinigel! Nach fünf Tagen war er wieder ins Feld entwichen, und Hermann Stahmer war ein geschlagener Mann.

Was nun anfangen?! Wohin mit dem Reichtum zoologischer Gefühle?! Die Glücksgöttin hatte ein Einsehen; schon nach etwa acht Tagen kam er atemlos ins Haus gestürzt, einen Hund auf dem Arm. Es war ein Rassenragout, das ursprünglich wohl ein Teckel hatte werden wollen, sich dann aber

mehr für die Spitznatur entschieden hatte, obwohl es starke Neigungen zum Pinschertum verriet.

„Junge, was willst du mit dem Köter," rief der Vater, „der hat ja die Räude!"

Ängstlich-glücklich und glücklich-ängstlich rief der Kleine: „Den hat mir ein Junge geschenkt!"

Er betonte stark das Wort „geschenkt", einmal aus Bewunderung für so viel Güte, sodann, weil er glaubte, daß diese vorteilhafte Art des Erwerbes auf den Vater Eindruck machen könnte.

„Na, der Junge wird sich gefreut haben," rief Theobald lachend. „Laß um Gottes willen das Tier laufen; es steckt dich an!"

Da setzte Hermann das Hundeallerlei auf den Boden und brach in ein Geheul und einen Tränen-Orinoko von elementarer Gewalt aus. Nun hatte er das Höchste erreicht, einen Hund! und nun sollte er's wieder hingeben!

„Uuuuh, ich hab mich so gefreut!" heulte Hermann. Susannen schmolz das Herz; aber sie sagte: „Ja mein Liebling, es tut uns ja auch leid; aber du mußt doch vernünftig sein; das Tier ist doch krank!"

„Wir — können — ihn ja — gesund machen!" stieß Hermann in vier Absätzen hervor.

„Nee, mein Junge, 'n Hundelazarett woll'n wir nicht auftun," sagte Theobald und machte Miene, den Hund hinauszukomplimentieren.

„Ich weiß was!" rief Hermann plötzlich, und ebenso plötzlich stockten seine Tränen, und zwei gewaltige Heurekaaugen blitzten aus seinen waschbedürftigen Zügen den Vater an: „Ich verkauf ihn einfach, un denn kauf ich mir 'n großen Bernhardiner dafür!"

Nach seinen bisherigen kaufmännischen Erfahrungen setzte Theobald auf dieses Geschäft keine Hoffnungen.

„Für den Hund gibt dir kein Mensch was, mein Junge," sagte er und lud abermals den Hund ein, das Lokal zu verlassen.

„Uuuuuuuh," jammerte Hermannchen, „nu schmeißen ihn die Jungens mit Steinen, un denn machen sie ihn tooool!"

Da hatte Brunhilde Mackentum, die den Zoologen schon seit einer Viertelstunde zum Unterricht erwartete — dies Verbrechen der Verspätung ging in der dramatischen Wirrnis der Gefühle unter — da hatte also Brunhilde einen befreienden Einfall.

„Nun weiß ich was!“ rief sie. „In der Küperstraße wohnen doch die beiden alten Fräuleins Huhlewein, die ‚Hundemütter‘, wie die Leute sie nennen; die nehmen alles auf, was Hund oder Katze heißt, besonders kranke, und pflegen sie gesund. Da bringen wir ihn hin; da hat er's gut, und da kannst du ihn ja auch besuchen, wenn er wieder gesund ist und Besuche empfangen darf.“

Hermann dachte ein Weilchen nach. Ja, das war ein Ausweg, war wenigstens alles, was unter den obwaltenden Umständen und bei der Festigkeit des Alten zu erreichen war. Resigniert gab er seine Zustimmung.

Ich sehe, anbetungswürdige Leserin und Hundefreundin, eine schimmernde Träne deinem schönen Auge entquellen und den Samt deiner Wangen netzen ob der hartherzigen Tyrannei dieses Vaters, der einem Kinde einen Wunsch versagen kann! Aber wenn du bedenkst, daß das Leben uns noch ganz andere Dinge versagt als räudige Hunde, so wirst du es vielleicht doch nicht ganz unverständig finden, daß ein Vater seinen Sohn auch im Kindesalter schon den Verzicht lehrt. Und ich kann die Lektion in diesem Falle nicht einmal übertrieben grausam finden, da räudige Hunde zu den Dingen gehören, denen der Mensch im Laufe seines Lebens in vollkommen ausreichendem Maße begegnet.

In der Küperstraße bei den Schwestern Mile und Jule Huhlewein wurde Bella — so „nannte sich“ die räudige Hündin — mit offenen Armen aufgenommen, und während Fräulein Mile sich in Ausrufungen erging, Gott, was für ein süßes Tier das sei, nahm es Fräulein Jule auf den Arm — —

„Mir graust, der Atem stockt, zu Berge steigt mein Haar“;

aber es *muß* sein; die Feder des Dichters darf sich gegen kein Schrecknis bäumen, und so sei es denn; ich tauche meinen Kiel in Kognak und schreibe es hin: *und küßte es gerade*

auf das Schnäuzchen. Hier staunte selbst Hermann; so weit ging sein Brudergefühl nicht. Wenn es nicht Fräulein Brunhilde Mackentum zu hindern gewußt hätte, so hätte Julia wahrscheinlich zunächst nach der süßen Bella den kleinen Hermann geküßt; er gefiel den alten Damen jedenfalls außerordentlich und durfte ihre Hunde-, Katzen- und Vogelmenagerie mit aller Muße in Augenschein nehmen. Die Vögel waren insbesondere Fräulein Miles Schutzbefohlene; sie lebte der Überzeugung, daß der einst von ihr so heißgeliebte, nun längst verstorbene Mann den Körper eines Vogels angenommen habe, und wenn sie nun auf allen ihren Wegen ihr Beutelchen bei sich trug und aus ihm den Vögeln in Feld und Gassen Futter streute, so erfüllte sie die stille Hoffnung, unter ihren geflügelten Gästen auch den ewig Geliebten zu treffen und zu erquicken. Unserm jungen Helden aber sollte aus diesem Hundegeschäft noch ein Nutzen erwachsen, den er unmöglich ahnen konnte.

10. Kapitel.

Ich habe gesagt: „Nun hatte er das Höchste erreicht: einen Hund" — natürlich konnte das nur heißen: Das Höchste des allenfalls Erreichbaren. Das wahrhaft Höchste zu erstreben, hatte keinen Sinn, weil es aussichtslos war. Das wahrhaft Höchste ist natürlich ein Pferd. Die Menschen haben den Löwen zum König der Tiere gemacht, und das sieht ihnen ähnlich, weil sie selber Räuber sind. Kraft, Gewandtheit und eine gewisse rauhbauzige Majestät ist ja auch dem Wüstenkönig nicht abzusprechen. Wenn aber höchste Schönheit nicht denkbar ist ohne höchsten Adel, dann muß das Pferd König sein, und das Pferd ist in der Tat der „heimliche Kaiser" der Tiere. Mein großer Kollege Jonathan Swift hat mit tragischem Hohn dem Reich der Menschen ein höheres Reich der Pferde gegenübergestellt. In der Tat, ich kann den abgetriebensten Karrengaul nicht ansehen, ohne in ihm einen gefangenen König zu erblicken, der zu Sklavendiensten erniedrigt wurde und der schweigend sein Los erträgt, weil er zugleich ein vollkommener Philosoph ist. Wer kann ohne Rührung das Auge eines Pferdes sehen?

Der kleine Hermann fühlte dies alles auch; er konnte es nur noch nicht sondern und ausdrücken wie ein Erwachsener; es war alles noch ein unentwirrbarer Klumpen in ihm und hieß ganz einfach „Liebe".

Sein Vater hielt sich weder Pferd noch Wagen; er hätte sie bei seinem Beruf und seiner Lebensführung nicht ausnutzen können, und sie des Prunkes wegen zu halten, dazu war er nicht der Mann. In dieser Richtung war das Leben also traurig aussichtslos. Die einzige, dafür aber auch gewisse Aussicht war der künftige Beruf. Denn daß Hermann der Zimmermann, Hermann der Krämer, Hermann der Hundezüchter, Hermann der Obsthändler auch Kutscher, Reiter, Stallknecht und Husarenoffizier werden würde, das war so gewiß wie Amen in der Kirche und wie in jedem Knabenleben.

Es ist schon erwähnt worden, daß Theobald Stahmer etwas vom Diplomaten in sich hatte; deshalb, und weil er ein fühlender Mensch, drittens aber auch ein Genüßling war, der sich gern an Kindern freute, klebte er auf die Wunde, die er dem Herzen seines Söhnchens durch die Entziehung der räudigen Bella hatte schlagen müssen, am folgenden Sonntag ein großes Pflaster, und das war ein Besuch des Zoologischen Gartens.

„Pappa, darf Gracchus nich mit?" hatte Hermann sofort geschrien.

„Natürlich darf er mit!"

Gracchus war schon lange wie Kind im Hause. Und so zogen sie denn zu vieren: Theobald, Gudrun, Hermann und Gracchus — die Mutter hatte verzichtet — am frühen Sonntag in die Stadt. Der „Zoologische Garten" war damals ein Stolz der reichen Handelsstadt; er war nicht nur ein wirklicher Garten, das heißt ein Stück Natur, über dem der schöne Geist eines Wiesen-, Baum- und Blumendichters lächelt, ein Garten, den ein richtiger Gehilfe des großen Gärtners angelegt hat, er war auch zoologisch, das heißt er wimmelte von den schönsten und wunderlichsten Schöpfereinfällen in tierischer Gestalt, wie sie weltbefahrene Hamburger Schiffer aus den fernsten Fluren des Erdballs heimgebracht und freigebige, großzügige Kaufherren dem Garten geschenkt hatten. In diesen Tagen habe ich gehört, daß der Zoologische Garten eingehen müsse, weil

er „mit Verlust arbeite“. O, mein lieber Zoologischer Garten, es genügt nicht, daß du schön bist, daß du Freude und Belehrung verbreitest, du mußt verdienen, wenigstens so viel, um dich selbst zu erhalten. Die Rose und die Nachtigall, Beethoven und Goethe, Kant und Kopernikus, sie werden in Zukunft alle eingehen müssen, wenn sie sich nicht selbst erhalten. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Die unrentablen Kleinbetriebe werden alle geschlossen und zu einem einzigen Großbetriebe vereinigt, und die ganze Welt wird ein einziger zoologischer Garten.

Ich hätt' es ja nun in der Hand, aus meinem Hermann einen vornehmen Ästheten zu machen, der dem Affenhause „degoutiert“ den Rücken wendet. Aber ich denke gar nicht daran, zu leugnen, daß er an den Sprüngen und Grimassen der Vierhänder ein rasendes Vergnügen fand. Ihre Schamlosigkeiten verstanden die Kinder noch nicht; ihre Possierlichkeiten aber genossen sie in höchst verschiedenen Reflexen. Hermännchen war aus Rand und Band; tot wollte er sich lachen. „Kuck mal, Pappa! Kuck mal, Gudrun! Kuck mal, Gracchus!“ ging es unaufhörlich, und hin und wieder wurde er in der Lebhaftigkeit seiner Züge und seiner Glieder den Vettern im Käfig bis zu einem gewissen Grade ähnlich. „Hunde und Jungens“ pflegt man wohl zu sagen; man könnte auch wohl sagen: „Affen und Jungens.“ Wie anders Gracchus Ohlenfleth! Auch er lächelte, aber nicht oft und nicht allzu stark. Er nahm das Affenhaus wie das Weltgebäude objektiv. Das Erste war für ihn immer das Erfassen des Gegenstandes oder der Erscheinung, das ganze Erfassen und restlose Einpacken des neu Geschauten in den Seelensack. Ohne sich dessen im geringsten bewußt zu sein, lernte er immer erst, bevor er sich freute. Man mußte sich das, was da vorging, vor allem erst einmal ganz genau ansehen; er bohrte sich in alles hinein mit seinen Augen; alles andere kam erst in zweiter oder dritter Linie, und während Hermann noch immer eine spielende Seele war, war er eigentlich vom ersten bewußten Augenblick seines Daseins an eine arbeitende Seele gewesen.

Wie aber stand Gudrun den Affen gegenüber? Je nun, wie

eben Engel und Pavian zueinander stehen können. Sie lächelte wohl, lachte gar hin und wieder, aber immer mit ein wenig Angst vor so viel Häßlichkeit. Als sie aber zu den hundert und tausend märchenbunten Singvögeln kam, die alle durcheinander sangen und zwitscherten und doch eine köstliche Harmonie ausmachten, da wandelte sie in der Seligkeit. Und als sie die Hirsche und Rehlein sah, da mußte sie immer nach ihren großen, feuchten Augen schauen und mußte in einem fort denken:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr."

Das Brüderchen des Schwesterchens war aber gewiß nicht darunter; das war ja gottlob erlöst und lebte an der Seite seiner Schwester herrliche Tage.

Vor dem Käfig des Königs der Tiere machten sie den Versuch, ob er den Blick des Menschen ertragen könne, und richtig: er konnte die Herrscherblicke Hermanns und Gracchussens nicht aushalten, sondern wandte immer wieder die Augen scheu zur Seite. Sie waren befriedigt. Auf Theobalds Frage, ob sie sich in den Käfig getrauten, antworteten sie trotzdem entschieden verneinend.

Als sie heimkehren wollten, sahen sie sich vergeblich nach Gracchus um. Gudrun machte ein sehr ängstliches Gesicht: er war doch nicht etwa in den Bärenzwinger gefallen? Aber auf dem Konzertplatze fanden sie ihn, vor dem Pavillon der Musiker, das Haupt geneigt, den Daumen — nein, nicht im Munde, das soll nicht behauptet werden — aber am Kinn, ziemlich nahe dem Munde. So hörte er sich weltentrückt die Ouvertüre zum „Oberon" an.

„Du hörst wohl gern Musik?" fragte Stahmer.

„Ja!" versetzte der Ohlenfleth mit einem Nachdruck, den man gar nicht an ihm gewohnt war.

„Machst du denn auch selbst Musik?"

„Nein," sagte Gracchus.

„Kannst denn nicht singen?"

Gracchus dachte nach. „Och — 'n bißchen," meinte er. — —

Ich habe erzählt vom Spiel der Knaben mit toten Dingen und von ihrer Lust an lebendigen. Nun gibt es aber Dinge,

die sind tot und lebendig; man nennt sie Maschinen. Da springt und tanzt und wirbelt etwas; da funkelt, blitzt und leuchtet etwas; da spricht etwas immerfort in dunklen, halbverständlichen Lauten:

„Auf ihn! Auf ihn! Auf ihn! Auf ihn!“

oder:

„Mittwoch! Mittwoch! Mittwoch! Mittwoch!“

oder:

„Hörst du? Hörst du? Hörst du? Hörst du?“

oder:

„Hüte dich! Hüte dich! Hüte dich! Hüte dich!“

Daß die lebendigen Wesen sich bewegten, das war selbstverständlich; nach ihrer Triebkraft fragten die beiden noch nicht; aber was bewegte die toten?

Gracchus sagte es eines Tages dem Freunde: der Dampf! Der kleine James Watt hatte vor dem Herd seiner Mutter gesessen und beobachtet, wie der Dampf den Deckel des Teekessels hob. Das hatte er in einem „feinen Buch“ gelesen. Und er brachte eine ganz alte Abbildung der Dampfmaschine mit, Theobald gab ihnen andere, bessere und erklärte sie ihnen, und nun war Hermann bald von der großen Eingangspforte zur Maschinenfabrik von Holk & Plambeck nicht wegzupeitschen. Wenn man Glück hatte, erwischte man einen ganz flüchtigen Blick ins Innere des erstaunlichen Wirrwarrs, und da man eine vertrauenerweckende Persönlichkeit war, so machte man bald Freundschaft mit dem Pförtner, dann mit dem Heizer der alles treibenden Dampfmaschine im Maschinenhaus, dann mit dem Magazinverwalter, und endlich erhielt der junge Stahmer soweit Einblick in den Betrieb, daß der Arbeiter sagen mußte:

„Jung, nimm din Näs' in acht, sunst kummt se in'n Schruvstock!“

Das war eine köstliche Zeit, ausgenommen für Frau Susanne, die einen langwierigen Kampf gegen Maschinenschmiere durchzufechten hatte. Hermann aber fügte seinen bisherigen Berufen einen neuen hinzu: Maschinenbauer. Das Schicksal hatte ihm auch so ziemlich alle Berufe seiner Hoffnung zugedacht, nur in etwas andrer — konzentrierter Gestalt.

Der Laden des Optikers Blasius mit seinen vielen wunderhübschen kleinen Dampf-, Elektrisier- und Influenzmaschinen, Induktionsapparaten, magischen Laternen, Stereoskopen, Kaleidoskopen, Eisenbähnchen und Ozeandampferchen war für unsere Beiden eine fruchtbare Weide des Schauens, und siebenundsiebzig flehende Weihnachtswünsche stiegen hier zum Himmel empor. Sie mußten an diesem Laden vorbei, wenn sie gemeinsam Herrn Stahmer in seinem Geschäft besuchten. Den Weg dahin kannten sie jetzt; er war auch nicht leicht zu verfehlen; denn er lief immer am Wasser der Elbe entlang.

Wenn sie beim Schloß Dorneck — „ein Schloß", dachten sie mit Schauern der Ehrfurcht, und Gracchus behauptete, es habe hundert Zimmer; wenn es nicht hundert Zimmer habe, sei es kein Schloß; es war das einzige romantische Tüpfelchen in dieser schönen, aber nicht romantischen Gegend — wenn sie also die Treppen beim Schloß hinuntergestiegen, das will sagen, auf den Geländerstangen hinuntergerutscht waren und aus dem Hohlweg ans Licht traten, dann lag Deutschland vor ihnen. Das ganze Deutschland? Ja, das ganze Deutschland, nämlich: Arbeit im Sonnenschein. Auch wenn die Sonne nicht schien, war es so; denn es war Arbeit in Frohsinn. Da lag Schiff neben Schiff, Kahn neben Kahn, Kai neben Kai, Krahn neben Krahn. Und nicht nur gab all dies Klopfen, Hämmern, Sägen, Feilen, Kreischen und Rollen einen ununterbrochenen Morgengesang: die Arbeiter machten auch ein fröhlich Gesicht dazu, und sobald die Ruhepause da war, sprang von selbst der Scherz auf die Lippe.

„Hein, geihst mit noh Hus?"

„Nee, Minsch, ick mutt noch fivhunnert Zentner Rhobarber innehmen!"

„Hein, Hein, dooh dat nich, dat hollst du nich ut!"

Das waren längst keine Proletarier mehr; sie hatten teil am immer wachsenden Wohlstande; sie frühstückten Tag für Tag zu ihrem Brot ein gewaltiges Stück Wurst oder Speck „aus der Achterhand" und tranken fleißig Bier oder Schnaps dazu; sie hatten mittags ihr tüchtiges Stück Fleisch im Topf und ein weißes Hemd, einen guten Rock und eine frische Laune für den Feiertag. Selbst wenn man zu den Glas-

bläsern am anderen Ende des Ortes ging, wo sie in ihren Glashütten ein unfreundlicheres Gewerbe in Glut und Schwaden trieben, hörte man sie aus ihren Häusern singen und musizieren, sah man sie am Sonntagmorgen mit feierlicher Freude eine festliche Halsbinde um den weißen Kragen legen und zur Kirche gehen. Die Menschen, mit Ausnahme des ewigen Kontingents der Faulpelze, arbeiteten gern und redlich und gingen abends und sonntäglich mit freiem Herzen ihrer Freude nach.

Und über eine Stunde lang ging es so bis weit in die große Stadt Hamburg hinein, immer am Wasser entlang, immer durch Arbeit und Sonne. Je näher man der Stadt kam, desto verwirrender wurde das Gedränge der Dampfer, Ewer, Schuten, Kähne, Barkassen auf der glitzernden, immer gekräuselten Flut; man begriff nicht, daß sie immer aneinander vorbeikamen. Wenn Schiffe und Menschen einmal aneinander gerieten, kreischten jene und fluchten diese; aber beides hatte keine Folgen. Und drüben, vom andern Ufer her, wo die ungeheuren Docks der Schiffswerften in die Luft ragten wie Kirchen der Arbeit, ertönte unaufhörlich der Hammerschlag der Arbeit, regelmäßig wie der Schlag einer Uhr, der Uhr, die das Weltwesen in Gang erhält. Ozeanriesen aus aller Herren Ländern, von England bis Japan, von Rußland bis Chile, drängten sich im Hafen und genossen deutsches Gastrecht und deutschen Schutz. Ein unfrohes Bild drängte sich hinein in dieses warm lebendige Gemälde. Bei den Auswandererhallen lagerten hunderte von Auswanderern mit ihrer in Bündel geschnürten Habe und mit sorgenden Gesichtern. Sie wollten oder mußten übers Meer und in die Fremde; nein, sie schauten nicht fröhlich darein, besonders nicht die Mütter, die ein Kind auf dem Arm trugen. Es waren vorwiegend russische, polnische Juden oder andere Fremdlinge; ein deutsches Gesicht sah man kaum darunter. Deutsche wanderten nur noch selten aus; denn sie fanden in der Heimat Brot und Glück.

In einem äußerst gemächlichen Schlendertempo erreichten sie schließlich doch Kontor und Speicher der Firma Th. F. Stahmer. Nach einer flüchtigen Begrüßung mit dem Chef — denn

Herr Stahmer war sehr beschäftigt —, begaben sich unsere Beiden in den Speicher. Auch diesen Speicher genossen sie auf sehr verschiedene Weise. Hermann interessierte sich lebhaft für seinen Inhalt, für diese zahllosen Ballen, Kisten und Säcke und für das, was sie enthielten — Stahmers Ein- und Ausfuhrhandel erstreckte sich so ziemlich auf alles, was Gewinn versprach — und mitunter schmeckte es auch gut; er betrachtete auch ziemlich genau die Wage, die Winde und das ganze Geschäft des Aus- und Einladens; Gracchus aber genoß indessen die Romantik des Raumes. Ihr lacht über die Romantik eines Warenspeichers? Habt ihr sie denn nie genossen? Ach, ihr Armen! Es war allerdings ein altes Gebäude, ein Gebäude aus jener kindlich-schönen Zeit, als die Menschen noch Raum verschwendeten und z. B. gewaltige Treppenhäuser bauten, nur, weil es schön aussah. Es war noch ein Speicher mit Barocktüren und Barockfenstern, mit ganz breiten Eichentreppen, mit schön geschwungenen Geländern und Deckenwölbungen. Und dieses Kind Gracchus sah die Individualität der Räume; mit dieser Gabe war er geboren. Heute lagen die Kisten und Ballen hier, und in den leeren Winkeln und Ecken hausten die Geister des Raumes; ein anderes Mal lagen Ballen und Kisten anderswo, und in den leeren Räumen wohnten andere Geister. Habt ihr das nie erlebt? Dann tut ihr mir leid.

Th. F. Stahmer war heute bei glänzender Laune. Es war ihm gelungen, den Perlmutterhandel, der bisher über London gegangen war, endgültig vom Persischen Golf her nach Hamburg zu leiten. Ungeheure Arbeit und Mühe hatte das gekostet; aber es war gelungen. Dergleichen sahen die Engländer nicht gern.

Zwischen ½1 und ½2 pflegten die Hamburger Kaufleute in den guten Lokalen des Stadtinnern zu frühstücken. An den gewohnten Tischen trafen sich immer dieselben Gäste, verzehrten ein saftiges Beefsteak oder ein „Hamburger National" und tranken dazu ein gutes Bier oder eine halbe Flasche von dem in den nordischen Häfen so wohlfeilen und so bekömmlichen Rotspohn. Der Ton der Unterhaltung war meistens auf gegenseitige Neckerei gestimmt; man „uzte" einander mit Ausdauer

und möglichst ernsten Gesichtern. Man produzierte einen Witz wie eine Faktura über Glaubersalz. Die Kellner waren sehr zufrieden. Um diese Stunde ruhte und speiste das handelnde Hamburg; die ganze innere Stadt duftete wie eine einzige mollige Gaststube, ja, selbst der Nebel in den Straßen roch nach Beefsteak, Wohlstand, Rotspohn und Behagen.

Heute kamen Gracchus und Hermann mit zu Nahaus. O Erd, o Himmel, o Glück, o Lust! Sie bekamen zu essen, was kindlichen Mägen und Gaumen wohltut und dazu den Champagner der Kinder: Selterswasser mit Himbeersaft. Natürlich schmeckte ihnen alles hundertmal so gut wie zu Hause. Es war eine Jahrhundert-, eine Jahrtausendfeier!

Theobald trug einen Zylinder; denn vom Frühstück gingen die Kaufleute zur Börse, und er gehörte zu den Kaufleuten, die stets im Zylinder zur Börse gingen. Früher waren die Handelsherren nur im hohen Hut zur Börse gegangen, und wer anders gekommen wäre, den hätten sie angesehen wie einen, der in Hemdärmeln zur Kirche geht und der keinen Kredit verdient. Man kann das komisch und anders finden. Der Zylinder galt für die vornehmste Tracht. Und es kann nicht schaden, wenn der Kaufmann vornehm zur Börse geht.

Hermann und Gracchus waren zum Speicher zurückgekehrt. Sie hatten das Gefühl, daß ihre Anwesenheit dort von Nutzen sein könne; denn es war viel Arbeit zu tun.

„Minsch, wat sweets du unner de Tung (was schwitzest du unter der Zunge)!“ rief ein Arbeiter dem andern zu. „Arbei’ di man nich doot!“

Der Angeredete schürzte komisch-verächtlich die Lippen. „Ji weet jo gor nich, wat ji an mi hebbt,“ versetzte er. „Teihn (zehn) Kist’n Appelsinas hev ick nu hüt morgen all anfot’t (schon angefaßt)! Ji ward noch mol an mi denken, wenn ick nich mehr bin.“

In diesem Tone wurde bei Th. F. Stahmer gearbeitet. Dieser Chef war ein Mensch; darum fühlte man sich bei ihm als Mensch und behielt auch bei strammer Arbeit seinen Humor. Und die gute Stimmung übertrug man auf den Sohn des Herrn und seinen Gespielen. Heftig griffen sie mit an, besonders Hermann. Er reichte beim Wägen die Gewichte zu,

wenn auch oft die falschen; er hielt den Farbentopf, wenn eine Kiste gezeichnet werden sollte, obwohl es dann langsamer ging, und er legte im wahrsten Sinne des Wortes Hand mit an, wenn die Arbeiter ein zehn Zentner-Faß rollten. Dafür mußten aber auch die Arbeiter ihre Augen bei der Speicherluke haben, damit der Junior-Partner der Firma nicht hinaus- und in die Elbe oder gar in die Schute falle. Gracchussens Mitarbeit blieb meistens im Keim der Absicht stecken; wenn auch er Hand ans Faß legen wollte, war es schon weggerollt.

11. Kapitel.

Überhaupt fühlten die beiden jungen Männer in wachsendem Maße das Bedürfnis, ja, die Pflicht, helfend und fördernd ins Weltgetriebe einzugreifen. Als die Scheune beim Bauern Ehlbeck brannte, waren sie früher zur Stelle als die Dorfspritze. Diese Spritze war nun keine Dampfspritze, im Gegenteil: sie mußte also von Menschenhänden bedient werden. Da auch die Feuerwehrleute nur zu einem Teile erschienen waren, so gelang es unsern Beiden nach hartnäckiger Bewerbung, zum Pumpen angestellt zu werden. Da aber zeigte sich, daß sie ihrem Amte wohl gewachsen waren, wenn die Pumpenstange unten war, daß sie aber, wenn die Stange oben war, daran hingen und mit ihren zappelnden Füßen vergeblich den verlorenen Boden suchten. Das ging also nicht, und es blieb ihnen nichts anderes übrig als durch heldenhaftes Rufen und Hin- und Herrennen, wenn auch nicht das Feuer zu löschen, so doch das Schauspiel zu beleben.

Und Gracchussens Bruder, der Zigarrenmacher, bediente zuweilen in seinen freien Stunden als Kellner in einem großen ländlichen Tanzlokal. Dorthin nahm er eines Tages die beiden Unzertrennlichen mit, weil noch Hilfskräfte gewünscht wurden, und sie stürzten sich in ihren neuen Beruf wie junge Spartaner in die Schlacht. Es war ein großes Konzert und Tanzfest der vereinigten Tabakarbeiter, und es ging hoch her. In einer großen Laube des Gartens hatte sich eine Tafelrunde gebildet, die ungeachtet des gleichzeitig gespielten Krönungsmarsches

aus dem „Propheten" ein proletarisches Trutzlied sang, mit dem Refrain:

> „Uns bindet die Liebe, uns bindet die Not,
> Zu kämpfen für Freiheit und Brot!"

Hermann und Gracchus schleppten Bier und Butterbröte, als ginge es um Leben und Seligkeit, und der Schweiß rann ihnen in Strömen vom Leibe. Hätte man ihnen daheim eine solche Anstrengung zugemutet — wer weiß, ob sie entzückt gewesen wären! Wenigstens Gracchus war sonst nicht für eine übertriebene Ausgabe körperlicher Kräfte. Einer der übervergnügten Zecher fand denn auch an dem dicken Hermännchen ein solches Gefallen, daß er ihm 50 Pfennig schenken wollte. Hermann sah mit großen Augen das 50-Pfennig-Stück und dann den Mann an, schüttelte den Kopf und lief davon.

Ich weiß nicht, wie es anderswo ist; aber in unserm Norden pflegen Kinder von Fremden keine Geschenke anzunehmen, besonders keine Geldgeschenke. Auch die 20 Pfennige des Essigriesen nahm nicht Hermann, sondern Gracchus entgegen. Mit ihm war es etwas anderes; Arbeiterkinder sind von früher Jugend auf den Erwerb gestellt, und jeder ehrlich erlangte Groschen muß willkommen heißen. Hermann ließ sich auch gern von Gracchus etwas schenken; das war wieder etwas anderes: Gracchus war ihm wie ein Bruder. Aber schon Kinder aus kleinbürgerlichem Hause pflegen Geschenke von Fremden abzulehnen, pflegten es wenigstens damals zu tun. Ich kann nicht sagen, worin diese Gewohnheit ihre Wurzel hat; aber es ist eine schöne, stolze Gewohnheit. Im Jahre 1913 habe ich sie noch an einem Erwachsenen beobachtet.

Was bedurfte es denn auch äußeren Lohnes, wo die Tat sich selbst belohnte? Zwei volle Glas Bier oder zwei hochbeladene Teller vom Schenktisch an den Tisch der Gäste und die leeren Gläser und Schüsseln ebenso kunstgerecht wieder zurücktragen, genau wie ein richtiger Kellner, dabei sogar von den Gästen mit „Kellner!" angerufen werden, einmal sogar mit „Herr Ober!" — kann es Herzerhebenderes geben? Hermann nahm einen neuen Beruf in seine Zukunftspläne auf.

Daß der Umgangston auf solchen „Festen" nicht eben der feinste ist und besonders die gegenseitige Annäherung der Ge-

schlechter in Worten und Handlungen gelegentlich die schöne Linie vermissen läßt, macht den Kellnerberuf allerdings nicht gerade zu einer passenden Beschäftigung für Kinder; aber all dergleichen rann an unsern beiden Jungens herunter wie das Wasser am Gefieder eines Schwanes; sie verstanden noch nicht das Geringste davon. Das wußte Theobald Stahmer, und so sagte er denn auch nichts, sondern hörte lachend zu, als Hermann begeistert und strahlend im Bewußtsein einer Tat von seinem Kellnertum berichtete. Jungens, sagte er sich, darf man nicht in den Glasschrank stellen, wenn Männer daraus werden sollen.

So ließ er auch seinen Sprößling nach Herzenslust in der offenen Elbe baden, und dafür pflegen Jungens dankbar zu sein (soweit sie überhaupt dankbar sein können). Abwärts genossen sie die Elbe noch lieber als aufwärts. Zur Abwechslung nahmen sie sie auch einmal von „Rainville“ aus in Angriff. Erstens lag Rainville hoch über der Elbe; man überblickte sie weit nach Osten und Westen und sah die gegenüberliegenden Ufer, und dann sah das alles für ein kindliches Herz aus wie ein ewiger Festtag. Zweitens hatte auf diesem Platze vor langen Zeiten ein Hotel gestanden, und in diesem Hotel hatte einmal Struensee gewohnt. Das wußte Gracchus von seinem Vater, dem Geschichtsforscher. Struensee, der erst ein gewöhnlicher Arzt war und dann Liebling eines Königs wurde und einer Königin dazu, und dann Minister und Graf und ganz Dänemark beherrschte und dann plötzlich geköpft wurde. Jedesmal, wenn sie an dieser Stätte standen, sahen sie sich stillschweigend um und dachten: „Struensee!“ und sie fanden es eigentlich wunderschön: so Graf werden und eine Königin lieben und über das ganze Land herrschen und dann geköpft werden; denn das gehörte dazu, um die Geschichte schön zu machen.

Von Rainville aus gingen sie dann durch die Dörfer Neumühlen und Övelgönne, und das waren ein paar wunderliche Dörfer. Sie hatten nämlich beide zusammen nur eine Straße, die mit dem Strom um die Wette lief, und diese Straße hatte nur an einer Seite Häuser, an der anderen dafür Gärten, deren Grün ins Geflimmer des Stromes überging. In den Häusern wohnten Lotsen oder alte Seefahrer, die sich zur Ruhe gesetzt

hatten und die nun ein Hauptstück ihrer Zeit damit verbrachten, ihre Häuser immer wieder mit dem schönsten Rot, Weiß und Grün zu übermalen. Sie waren das von ihren Schiffen her so gewohnt, die man auch immer gut unter Farbe halten muß, wenn sie nicht faulen sollen. Und nun lachten immerfort die Häuser in die Elbe und die Elbe in die Häuser. Und alles sang eine liebliche Weisheit: So sieht das Leben aus nach Sturm und Gefahren.

Fast bei jedem Häuschen schaukelte sich ein hübsches Boot auf dem Strom, und die männliche Jugend erlustierte sich darin mit dem selbstverständlichen Mute der Gewohnheit, aber sie war sehr „exklusiv", diese Jugend; was nicht ortsangehörig war, wurde nicht zugelassen, und wer den Zutritt erzwingen wollte, wurde verhauen. Gracchus ging solchen Konflikten aus angeborener Friedlichkeit aus dem Wege, und allein konnte Hermann auch nichts machen. Sie gingen also mit schmerzlichen Gefühlen an allen diesen Fahrzeugen vorbei; aber die Sehnsucht nach einem solchen Schifflein wuchs zusehends, und wenn eines Tages der „Robinson" dazukam, so waren besondere Ereignisse zu erwarten.

Wo ein schattenheimlicher Hohlweg auf den Elbstrand mündet, wo Riedgras und Weiden in hohen, dichten Büscheln standen, da gingen sie dann ins Wasser, will sagen: Hermann stürzte sich hinein, oft noch mit dem Hemd am Leibe, weil er's nicht erwarten konnte. Gracchus mußte erst einen gewissen Schauder vor der Kälte überwinden; er benetzte sich vorher Kopf und Brust, wie ihm geraten worden war; dann aber schritt er entschlossen hinein und tauchte unter.

Und nun wollen wir Orest und Pylades beim Baden allein lassen; denn abzuwarten, bis zwei badende Jungen aus dem Wasser wieder hervorkommen, die Geduld kann ich keinem Leser zumuten. Wir finden sie erst wieder, als sie in den Ästen eines Ahorns an jenem Hohlwege sitzen. Von geschulten Lebenskünstlern ist wiederholt festgestellt worden, daß nach dem Bade eine Zigarre besonders gut schmeckt. Unsere Beiden waren zu derselben Ansicht gelangt. Gracchus wurde von seinem Bruder hinreichend mit Rauchmaterial versorgt; seine Eltern wußten, daß er rauche, setzten seiner Entwickelung aber

auch in dieser Richtung keine Schranken, und Stahmer der Ältere konnte unmöglich etwas verbieten, wovon er nichts ahnte. Also konnte das Vergnügen ohne Störung vor sich gehen, wenn man von gewissen Verdauungsstörungen absah, über die Hermann noch immer nicht hinaus war. Vor den Rauchgenuß haben die Götter den kalten Schweiß gesetzt. Aber das mußte ein tapferer Jüngling überwinden; darum war ja das Rauchen so männlich, weil einem so übel dabei wurde.

In einer dieser Sitzungen wurde auch endlich einem lang empfundenen Bedürfnis abgeholfen: sie schufen sich eine Geheimsprache. Sie beschlossen, an jede Silbe, die sie sprachen, quis, quae oder quid anzuhängen; diese „agglutinierende" Sprache konnte dann kein Teufel verstehen. Wenn also Gracchus die Zeit wissen wollte, dann sagte er einfach:

„Wiequis vielquae istquid diequis Uhrquae?"

und wenn Hermann dann antwortete:

„Dreiquis vierquae telquid siequis benquae",

dann war es dreiviertel sieben, und kein Mensch ahnte was. So hatten sie denn eine Geheimsprache, und es fehlten nur die Geheimnisse.

Eines Tages aber fiel Frau Susannen doch die interessante Blässe ihres sonst so apfelroten Buben auf; sie fragte, ob er sich nicht wohl fühle, was er heldenhaft in Abrede stellte, gleich jenem Spartanerknaben, dem der Fuchs die Brust zerfleischte. Sie zog ihren Mann zu Rate; dieser betrachtete sich sein Söhnchen, und ferne Kindheitserinnerungen stiegen in ihm auf.

„Hast du geraucht?" fragte er.

„Ja," sagte Hermann.

„Weißt du auch, daß Kinder, die rauchen, nicht wachsen?"

„Nein," sagte Hermann, noch tiefer erbleichend.

„Du willst doch ein großer, starker Mann werden, nicht wahr?"

„Ja."

„Du willst doch mal Soldat werden, nicht?"

„Ja!" versetzte der Junge mit Nachdruck.

„Ja, daraus wird aber nichts, wenn du jetzt schon rauchst!"

Hermann war sehr betroffen.
„Du weißt, daß ich nicht gern strafe, nicht wahr?"
„Ja."
„Also tu's nicht wieder. Gib mir die Hand darauf."
Hermann schlug ein. Und eine Reihe von Jahren hindurch rauchte er nicht mehr. Von der Wiederaufnahme dieser Übung wird der Leser rechtzeitig in Kenntnis gesetzt werden. —
Einen Ausgang besonderer Art machten die beiden am Tage darauf. Gracchus bewaffnete sich mit einem Sack, um Steinkohlen einzukaufen. Als der Sack gefüllt war, schwang er ihn mit Hilfe des Steinkohlenverkäufers auf die Schulter und strebte heimwärts.
„Ist der Sack schwer?" fragte Hermann.
„Ziemlich," sagte Gracchus.
„Warum kauft ihr eigentlich immer Steinkohlen?" fragte Hermann weiter. „Bei uns werden sie immer gebracht, un denn holen wir sie einfach aus'm Keller."
„Ja, so viel können wir nicht kaufen, dazu haben wir kein Geld."
Diese Bemerkung machte Hermann stutzen.
„Seid ihr arm?" fragte er.
„Nöö," erwiderte sein Freund mit etwas verletztem Stolze, „arm sind wir nicht; aber so viel Geld wie dein Vater hat mein Vater nicht."
Das war Hermann ganz neu. Ein solcher Unterschied war ihm nie aufgefallen. Er sah seinen Freund mit einem forschenden Blick von der Seite an und wurde sehr nachdenklich. Und dann tat ihm dieser Freund auf einmal ganz schrecklich leid, weil er den schweren, häßlichen Sack tragen mußte, und er sagte:
„Laß mich mal tragen!"
„Nee!" lachte Gracchus, „Mensch, denn machst du ja deinen ganzen Kittel schmutzig!"
Hermanns Anzug war allerdings fürs Kohlentragen nicht gemacht. Jetzt fiel ihm auch zum ersten Male auf, daß Gracchus anders gekleidet ging als er. Er war eigentlich immer sehr anständig angezogen; seine Mutter machte ihm aus den abgelegten Anzügen des Vaters und der Brüder immer sehr

nette Jacken und Hosen zurecht; aber so nobel wie Hermann hatte er's freilich nicht, und aus etwas Kohlenstaub machten die Ohlenfleths sich nicht viel; man bürstete ihn eben wieder ab, so gut es ging.

„Oh, Junge, du, ich weiß was!" schrie Hermann plötzlich. „Ich hab doch 'n Blockwagen, nich?"

„Ja?"

„Wenn du nu wieder Steinkohlen holen mußt, denn nehmen wir einfach meinen Blockwagen un legen da die Steinkohlen einfach rauf!"

Dieser Gedanke wurde mit großem Beifall begrüßt und gut geheißen.

Plötzlich stand Gracchus vor dem großen Garten einer Villa still. Aus dem Hause quoll Musik wie rauschende Vogelschwärme. Auf einem herrlichen Flügel wurde mit großem Schwung, mit allem Feuer und mit schwebender Anmut Webers „Aufforderung zum Tanz" gespielt. Gracchus wich nicht von der Stelle. Der Sack drückte ihn; er lehnte sich — niedersetzen konnte er den Sack nicht, weil die Straße schmutzig war — er lehnte sich also damit gegen das Gartengitter, so daß die Last nur halb auf seiner Schulter ruhte, und so genoß er. Er hörte das ganze Stück zu Ende, und dann starrte er lange das glückselige Haus an, in dem so glückselige Menschen lebten. Hierher wollte er wiederkommen, das nahm er sich vor.

12. Kapitel.

Er war also trotz seiner Dürftigkeit und seiner Steinkohlenbürde auch glückselig, und als nun der Jahrmarkt kam, der in dem ländlichen Vororte glücklicherweise noch nicht dem Fortschritt zum Opfer gefallen war, da lagen die ökonomischen Verhältnisse, wenigstens was die beiden Jungen betraf, schon wieder umgekehrt: Gracchus hatte Geld, und Hermann hatte keins. Theobald hielt die Zeit noch immer nicht für gekommen, seinem Sohn eine Apanage zu zahlen. Aber es kam der zweite Tag des Jahrmarkts, und dieser Tag hat mit seinen Glocken, Trompeten, Drehorgeln und Trommeln im Kopfe unseres jungen Stahmer fortgeklungen, solange er lebte. Wenn auch

unsere ganze Kindheit ein sonnenbeschienenes Meer ist, so werfen doch einige Wellenköpfe das Licht in ganz besonderem Glanze zurück. Es war die wirkliche Reise ins Zauber- und Schlaraffenland, deren Erinnerungsbild immer sofort wieder auftauchte, wenn er in seinen Märchenbüchern las von Wunderländern und Fabelreichen. An diesem Tage gingen nämlich die Eltern und Gudrun mit auf den Markt. Und Theobald war von einer Verschwendungssucht, daß Onkel Konrad ihn unter Kuratel gestellt hätte, wenn er es mit angesehen hätte und zu einer solchen Maßregel berechtigt gewesen wäre. Hermann brauchte nur etwas zu wünschen — schwapp, war es da, und was Hermann kriegte, kriegte Gracchus natürlich auch. Gudrun wünschte nichts; sie kam vor Glück nicht zum Wünschen; sie hatte alles. Alles rings herum war so freundlich, so fröhlich; so liebreich boten die Menschen ihre Kuchen, ihre Spielsachen zum Verkauf; so herzlich luden die Schaubudenbesitzer zum Besuch ihrer Sehenswürdigkeiten ein; der Vater, die Mutter, der Bruder und Gracchus lachten so glücklich — sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß man auch etwas wünschen könne. Und in all dem lustigen Lärm und Gewirr wurde sie immer stiller, immer stiller und seliger. Und wie aus tiefstem Traum fuhr sie auf, als der Vater ihr ein großes Kuchenherz in die Hand steckte, und sie verschlang — nein, nicht das Herz — aber ihren Vater verschlang sie mit jubelnden Augen. Hinsichtlich des Kuchens war sie zurückhaltender; wie ihre Mutter steckte sie nicht gern etwas in den Mund, dessen Entstehungsgeschichte im Dunkel lag. Unvergleichlich vorurteilsloser waren darin Hermann und Gracchus, und im Hinblick auf das, was ihnen als Jünglingen bevorstand, war das vielleicht ganz gut.

Und endlich drang man vor bis zum Zentrum alles menschlichen Glücks: dem Karussell. Der Inhaber dieses Wunderdinges brachte eine verblüffende Neuheit: während man sonst auf den Karussells nur Pferde und Kutschen gesehen hatte, zeigte dieses daneben wohlaufgezäumte Hirsche, Ochsen, Einhorne, Schwäne, Drachen und — Schweine.

„O Pappa, weißt, was ich wohl mal möchte?" schrie Hermann.

„Na, was möchtest du denn?"

„Ich möchte wohl mal zwanzigmal auf'm Schwein reiten!"

Er dachte sich das als ideale Möglichkeit in einer fernen, schöneren Zukunft.

Theobald mußte so laut herauslachen, daß es selbst in dieser Umgebung auffiel.

„Junge, du sollst zwanzigmal auf'm Schwein reiten!" rief er und dachte im stillen: Du wirst's schon satt kriegen.

Die drei Kinder bestiegen das Karussell, und Theobald langte in Fortunati Glückssäckel und zahlte. Gudrun ritt einen weißen Zelter im Damensattel und stützte sich mit einer Hand auf den stolzen Nacken des edlen Tieres und sah mitten im Jahrmarktswirrwarr aus wie ein Märchenkind in der Waldeinsamkeit. Menschen wie sie umschimmert in jedem Weltgewirr die Glorie der Einsamkeit. Und immer, wenn sie an Vater und Mutter vorüberkam, sagten ihre Augen: „Wie ist es nur möglich!" und sie konnte es auch gar nicht begreifen, daß sie noch einmal reiten durfte und noch einmal. Dann mochte sie nicht mehr, und auch Gracchus, der Philosoph, war nach dreimaligem Drachenritt befriedigt. Hermann aber ritt fünfmal, zehnmal; er ritt schon das fünfzehntemal. Er hatte auch versucht, nach dem Ring zu stechen; aber sein Arm war noch zu kurz. O, wer ein Mann wäre! Nur ein Mann sein, ein Mann!

Susanne und Theobald hatten über seinen Diensteifer gelacht, daß sie weinten; schließlich wurde ihnen die Sache etwas lang; aber nun hieß es aushalten. Wenn überhaupt ein verpfändetes Wort heilig ist; ein Kindern gegebenes ist dreimal heilig. Theobald war in Zukunft etwas vorsichtiger.

„So, jetzt sind's zwanzig!" rief Theobald.

Hermann konnte es leider nicht leugnen und stieg resigniert vom Schweine. —

So plätscherten also unsere beiden Freunde noch immer im Glück, wie sie im Elbstrom zu plätschern pflegten, wenn die Welle sie laulich umhalste und die Sonne ihnen zuschaute. Aber jeder anständige Mensch hat seinen Grapengeter, der ihm von Zeit zu Zeit über den Weg läuft, wenn er auch ganz anders heißt. Sie befanden sich wieder einmal auf einer Maschineninspektionsreise und hatten zunächst einmal das unbegreifliche

Wunder der Drehscheibe am Bahnhof in Augenschein genommen, wo ein einziger Mann eine ganze Lokomotive ganz nach Belieben von einem Geleis auf das andere lenkte, und nun begaben sie sich nach der schönen Holtmannstraße. An dieser schönen Straße lag nämlich zunächst einmal ein sehr langer, wunderschöner Garten, der in seiner ganzen Ausdehnung von einer hohen und undurchdringlichen Hecke umwachsen war. Niemals sah man einen Menschen aus- oder eingehen, und außer dem Gesang der Vögel drang nie ein Laut aus diesem Garten. In einem solchermaßen verschlossenen Garten sind aber bekanntlich viel mehr und viel schönere Dinge als in einem, der den Blicken offen liegt. Die Phantasie unserer Freunde bepflanzte ihn mit unzählbaren Rosen, Lilien und Nelken, besonders aber mit Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Stachel-, Erd- und Himbeeren. Tief drinnen lag jedenfalls irgendwo ein Schloß, und Dornröschen war wieder eingeschlafen und wartete wieder auf einen Prinzen. — Neben dem Garten lag — und das war merkwürdigerweise nicht häßlich — eine hohe, düstere Fabrik, eine Eisengießerei, durch deren Tor man, wenn es geöffnet war, gelegentlich einen Eisenguß beobachten konnte; es war aber fast nie geöffnet. Das Ganze sah aus wie ein uraltes, kastenförmiges Schloß, das jetzt als Festungsgefängnis benutzt würde, und als Gracchus später einmal in der Schule von dem Herzog von Enghien hörte, den der Schuft Napoleon ermorden ließ, da sah er den armen Herzog im Hofe dieses Gebäudes von den Kugeln der Soldaten fallen. Diesem Gebäude gegenüber lag nun wieder ein Garten, aber ein Menschengarten, der Kindergarten nämlich, in dem Fräulein Brunhilde Mackentum ackerte, säte, jätete, begoß, zurechtbog und beschnitt für fremde Ernten, wenn man ihre Freude nicht als Ernte betrachten will. Gerade stürzte Brunhilde in größter Erregung auf den Spielplatz der Kleinen hinaus. Die Kleinen hatten einen Reigen geschlungen und gesungen:

„Blauer blauer Fingerhut,
Rosmarin und Rosenblut,
Blumen alle Tage!",

da waren statt der Blumen recht beträchtliche Steine geflogen gekommen, und die hatten Herr Peter Grapengeter und einige

Herren seines Gefolges von der Straße her geschleudert. Sie dachten es sich vergnüglich, wenn die ahnungslose kleine Herde auseinanderstob und vielleicht gar das eine oder andere getroffen würde; Peter Grapengeter war ein kunstgerechter Schleuderer. Eben wollte er einen neuen Stein entsenden, als ihm zwei Fäuste in den Bauch fuhren, so daß er zurücktaumelte, und diese Fäuste gehörten Hermann Stahmer. „Wenn du noch einmal schmeißt, denn hast du 'n blaues Auge!" rief er wutentbrannt. Zunächst war Grapengeter erstaunt über die maßlose Frechheit, daß ein so kleiner Kerl ihn anzugreifen wage. Dann aber schrie er: „Wat wullt du Dos (Aas)?" und stürzte gegen den Angreifer vor. Gracchus war keine aggressive Natur; aber er sprang dazwischen und versuchte Herrn Grapengeter von seinem Unrecht zu überzeugen.

„Er hat ganz recht!" rief er. „Das ist 'ne Gemeinheit, mit Steinen schmeißen —"

Aber schon hatte ihn einer aus dem Gefolge Grapengeters ergriffen und beiseite geschleudert, damit er den interessanten Zweikampf nicht vereitle.

„Komm' raus, wenn du was willst!" rief Hermann. Peter der Große stürmte vor, und das Ringen begann. Trotz der schmählichen Ungleichheit in Alter und Länge mußte Grapengeter sich dazuhalten, wenn er den kleinen Löwen zu Boden zwingen wollte; aber natürlich gelang es ihm schließlich, und er bearbeitete ihn nun gründlich mit der Faust. Gracchus sprang wieder hinzu und wollte mit schwachen Händen den Schlagododro emporreißen: aber wieder wurde er weggerissen, wobei sich sein rechter Ärmel fast ganz aus den Nähten löste. Da griff, ähnlich wie einst Blücher bei Waterloo, ein Sonnenschirm ins Getümmel ein. Ein doch ziemlich ätherisch gebauter Sonnenschirm fuhr in sehr kurzen Zwischenräumen auf das Haupt des Herrn Grapengeter nieder und veranlaßte ihn, weniger durch die Wucht der Schläge als durch das Moment der Überraschung, einstweilen von seinem Opfer abzulassen. Der Sonnenschirm gehörte Fräulein Jule Huhlewein, der Hundematrone, und auch ihre Schwester Mile war zugegen — denn man sah sie niemals einzeln — und führte einen Hund ins Gefecht, nicht größer als eine mäßige

Salzgurke, der ein sehr erbittertes Schlachtgebell erhob, gegen die englischlederne Hose des Rowdys aber nichts auszurichten vermochte.

„Pfui, du ungezogener Junge!“ rief Fräulein Huhlewein, „schämst du dich gar nicht, einen kleinen Jungen zu schlagen? — Komm, mein Hermann, wir wollen dich abwaschen.“

Das war nötig; denn abgesehen von einem geschwollenen Kinn, hatte die Nase ziemlich viel Blut hergeben müssen.

Ehren-Grapengeter hatte schon ein freches Wort auf den Lippen und bei der Art der Hilfsarmee und der Schwäche ihrer Bewaffnung anscheinend nicht übel Lust, den Kampf wieder zu eröffnen, als er bemerkte, daß seine glänzende Suite sich gänzlich verzogen hatte, vielleicht weil in ihr trotz zwanzigsten Jahrhunderts noch ein Rest von altmodischer Achtung vor Erwachsenen lebte. Als nun auch noch Brunhilde anrückte, die einen weiten Umweg hatte machen müssen, hielt es Peter im Hinblick auf ihre Augen doch für richtiger, sich ebenfalls zurückzuziehen; er tat es aber nicht, ohne in etwa zwanzig Schritt Entfernung und in Richtung auf Fräulein Huhlewein zu rufen: „Dole Zäg (alte Ziege)!“, eine Beleidigung, die die Dame bei ihrer großen Tierliebe vielleicht nicht ’mal als solche empfand.

Brunhilde und die Damen Huhlewein führten nun den Verletzten unter Wehklagen der letzteren — die ihm damit keinen Gefallen taten — in die Warteschule, um ihn zu säubern.

„Gott, was ’n Blut!“ rief Jule Huhlewein, die einer Ohnmacht nahe schien.

„Och, das macht nix,“ sagte Hermann.

„Und das Kinn ist ganz geschwollen!“ rief Mile Huhlewein.

„Och, das macht nix,“ sagte Hermann.

„Und der schöne Anzug!“ seufzte wieder Jule Huhlewein.

„Och, das macht nix,“ sagte Hermann.

Brunhilde, die der Überzeugung lebte, daß noch kein Kinn dadurch geheilt worden sei, daß man es für geschwollen erklärte, und kein Zahnschmerz dadurch gelindert werde, daß man ihn als Zahnschmerz bezeichne, ärgerte sich sehr über dieses „Gedibber“ und sagte:

„Ein fixer Kerl bist du, mein Hermann! Laß dich man nicht bange machen!“

„Och,“ meinte er, „den verhau ich noch ganz anders!“

„Ach nein, nein!“ jammerten jetzt die beiden Huhleweiner vereint, „nicht schlagen, nicht schlagen! Das ist so roh!“

Brunhilde steckte dem kleinen Helden einen großen Apfel in die Hand und schob ihn schnell hinaus.

Als Theobald Stahmer die ganze Geschichte von Hermann und Brunhilde vernommen hatte, zog er seinen Jungen zwischen seine Knie und küßte ihn, und dann machte er sich auf, um zu dem Polier Grapengeter zu gehen; denn er war der Meinung, daß Menschen erzogen werden können und erzogen werden müssen.

Herr Grapengeter war im ganzen Dorf gefürchtet wegen seiner Brutalität, empfing aber seinen Besuch einigermaßen manierlich, indem er ihn in die beste Stube mit den Plüschmöbeln führte und zum Sitzen einlud. Das kam daher, daß er vermutete, Herr Stahmer wolle ihm einen Auftrag erteilen.

„Mein Name ist ‚Stahmer‘ —“

„Ja, ja, ich kenn Ihnen doch!“ rief Grapengeter.

„Ich komme wegen Ihres Sohnes.“

Da überzog sich Herr Grapengeter sofort mit einer Zementschicht. Er ahnte.

„Ihr Sohn hat nämlich meinen Sohn verprügelt.“

„Denn wird er woll selbst schuld gehabt haben,“ meinte der Polier.

„Wer? Ihr Sohn?“

„Nee, Ihr Sohn.“

„Waren Sie dabei?“

„Nee.“

„Also können Sie's ja nicht wissen. Es sind Zeugen dafür vorhanden, daß Ihr Junge sich — und nicht nur in diesem Falle — äußerst roh benommen hat. Er ist der Schrecken der Dorfjugend.“

Grapengeter lächelte stolz.

„Das scheint Ihnen Vergnügen zu machen.“

„Dscha.“

„Na, dann ist mein Besuch zwecklos. Ich hatte bei Ihnen etwas mehr Einsicht erwartet.“

„Was geht mir das an?“ rief Herr Grapengeter. „Ich kann mir doch nich da um kümmern, wenn die Jungens sich hauen? Jungens hauen sich ümmer mal.“

„Das ist richtig, und das ist auch weiter kein Unglück. Ihr Junge geht aber planmäßig darauf aus, andere Kinder zu quälen und Unfrieden zu stiften. Er übernimmt sogar schon kleine Raubüberfälle.“

„Aach, was sollt' er woll! Das glaub ich einfach nich!“

„Das ist jedenfalls bequem. Ich fürchte nur, daß Sie dann einmal an Ihrem Sohn traurige Dinge erleben werden.“

„Das is ja nich Ihre Sache, nich? Da sollen Sie ja keine Lauferei von haben, nich?“ rief der unpolierte Polier.

Theobald erhob sich. „Herr Grapengeter, wären Sie wie ein vernünftiger Mann auf meine Beschwerde eingegangen und hätten Sie wenigstens den guten Willen gezeigt, Recht und Unrecht festzustellen, so wäre die Sache für mich erledigt gewesen. Nun muß ich sie weiter verfolgen.“

„Na, denn verfolgen Sie mich man!“ rief Grapengeter. „Sie wollen mich woll verklagen? Klagen Sie man los! Vor's Gericht bin ich auch noch nich bange. Das ganze Gericht kann mich im — — —“ (Er gebrauchte eine Redewendung, die vielen geläufig ist, ohne daß sie Goethe gelesen haben.)

„Ich werd's bestellen,“ sagte Theobald trocken und verabschiedete sich mit einem freundlichen Kopfnicken. — — —

13. Kapitel.

Am nächsten Sonntag ging er mit den Seinen zur Kirche. Er ging nicht oft zur Kirche und nötigte auch niemanden dazu, auch seine Kinder nicht. In seinen inneren Dingen muß der Mensch frei sein, meinte er, und je innerlicher sie sind, desto freier. Die meisten Menschen suchen ihren Herrgott nur, wenn's ihnen schlecht geht und sie etwas von ihm wollen. Er fühlte am ehesten das Bedürfnis zu einem Gottesdienst, wenn ein unbezwingbares Dankgefühl seine Brust bedrängte. Was

Gott ist, wußte er so wenig wie irgendein andrer Mensch. „Der höchste Gedanke“ hatte Schiller ihn genannt, und das schien ihm die beste Bezeichnung. Bei dem „höchsten Gedanken“, der die Welt gewollt, geschaffen hatte und sie durchdrang, legte er seinen Dank nieder. Wo dies Gefühl landete, wußte er nicht, so wenig, wie er wußte, wo der letzte Stern wandert, wo das Äthermeer seine Küste findet; aber das war nicht von Belang. Er mußte sich seines Dankes entlasten und ihn zu einer höheren Stätte tragen.

Das Dorfkirchlein hatte einen Prediger, den man gut anhören konnte, der mit Verstand redete, ohne daß der Verstand in ihm vorherrschte, und der von den Menschen aus predigte, nicht vom Konsistorium aus.

Hermann sah heute zum ersten Male eine Kirche von innen. Und machte Augen! Als die Orgel anhub, erschrak er gewaltig, und dann hörte er sie mit wonnigem Grauen. Und plötzlich klangen klare Stimmen von der Höhe des Chors, und da er die Sänger nicht sehen konnte, so hatten sie alle Flügel wie die Weihnachtsengel, die zu den Hirten kamen. Und der Raum! Einen so schönen Raum hatte er noch nicht gesehen, jedenfalls noch keinen, in dem einem so merkwürdig zumute ward. Dieser Raum war feierlich und doch wohnlich, nicht gotisch finster, sondern romanisch licht; er war nicht das düstere Gerichtshaus eines strengen, eifrigen Gottes, sondern die Wohnstube eines lieben Gottes, ein Sonntagsstübchen, in dem man mit seinem Gotte fröhlich sein und sich über die Blumen am Fenster freuen konnte.

Nach der Kirche machte die Familie Stahmer einen Spaziergang, und in einer schönen Allee am Rande Hamburgs machten sie Rast auf einer Bank.

„An diesen Platz,“ sagte Theobald, „knüpfen sich für mich die wunderbarsten Erinnerungen.“ Und er versank in Nachsinnen.

„Erzähl, Väterchen!“ bat Susanne und schmiegte sich an ihn.

„Du lieber Gott, wie manchen Tritt hab ich hier liegen!“ hub er an. „Diesen Weg mußte ich immer gehen, wenn ich Einkäufe für meine Mutter machte. Und eines Tages hatten

sie dieses Ende der Allee abgeholzt — die Bäume waren wohl altersschwach geworden — und hatten ganz dünne, schmächtige Besen an ihre Stelle gepflanzt. Ich trauerte den alten Bäumen nach wie ruchlos ermordeten Freunden, und ich haßte diese armseligen Besen, weil sie keinen Schatten gaben. Ich konnte mich nämlich durchaus nicht mit der Hitze vertragen."

„Mein armes Männchen," sagte Susanne, „und hast so viel in heißen Ländern leben müssen!"

„Ja!" lachte Stahmer, „und wär' auch beinah draufgegangen. Ein Ritt durchs innere Persien, das ist, wie wenn man ununterbrochen mit dem Gesicht unmittelbar vor einem Schiffskesselfeuer steht. Ich hatte manchmal keine heile Stelle im Gesicht. Aber wenn ich damals nicht die Fäden im Osten angeknüpft hätte, dann hätte ich sie später nicht nach Deutschland herüberleiten können zu meinem und andrer Besten. Aber ich wollte ja erzählen.

Also ich haßte diese sonnenheiße Stelle, wenigstens im Sommer. Aber dann kam ein Sommer, wo ich diese sonnenheiße Stelle über alles lieben lernte. Und das kam von der Anschlagsäule da her. An dieser Säule war eines Tages angeschlagen, daß Frankreich uns den Krieg erklärt habe. Das war freilich nicht erfreulich. Aber dann, Kinder, las ich nach und nach an dieser Säule die Worte: Weißenburg — Wörth — Spichern — Mars la Tour — Gravelotte — Metz — Sedan — —. Das *konnten* die Deutschen! Das konnten die *Deutschen*! Das konnten *wir*! Wer hatte das gehofft, geträumt, geahnt! Aber die Franzosen hatten noch nicht genug, und ich las: Paris eingeschlossen — Straßburg kapituliert — Einzug der Deutschen in Straßburg (das war genau an demselben Tage, an dem es Ludwig XIV. vor 189 Jahren gestohlen hatte!) — Metz kapituliert — Orleans erobert — Sieg über die Nordarmee an der Hallue — Sieg bei Bapaume — Sieg bei Le Mans — Sieg an der Lisaine — ich glaube damals konnten alle Deutschen fliegen; ich wenigstens, mit meinem Korb am Arm, bin damals geflogen, und es war gar nicht mehr heiß, nur unbeschreiblich hell, unbeschreiblich hell, überall und immer war es blendend hell, und tat doch den Augen nicht weh und tat dem Herzen so wohl! Und dann, ihr Kinder,

kam die Gründung des Deutschen Reiches in Versailles! Deutschland war einig — war so etwas wohl denkbar? Deutschland einig, und es bekam einen Kaiser — da fällt mir ein: nachher muß ich euch noch ein Haus zeigen! — und dann kam auch der Friede — der Friede! Fast möchte ich euch beklagen, weil ihr damals noch nicht gelebt habt! Nun hatte Deutschland Ruhe, nun konnt' es wieder an seine Arbeit gehen, konnte seine Künste, seine Wissenschaft entfalten; der tollwütige Hund im Westen, der uns seit mehr als 200 Jahren immer wieder bedroht, bestohlen und begeifert hatte, war endlich an die Kette gelegt. Und dann kam eine Illumination, Kinder — mit meinen Eltern und Geschwistern bin ich viele Stunden lang immer nur durch Gassen von Lichtern gegangen. Ich war doch noch nicht neun Jahre alt; aber müde wär ich nicht geworden, und wenn's die ganze Nacht durch gegangen wäre; es ging ja immer durch Licht, immer durch Licht, und auch als ich schon in meinem Bette lag und schlief und träumte, ging es weiter durch Licht und Licht!"

Theobald schwieg, und die Seinen schwiegen auch und blickten nachdenklich vor sich hin. Dann aber brach Hermännchen das Schweigen.

„Wenn ich groß bin, denn kämpf ich auch gegen die Franzosen!" rief er.

Theobald lachte. „Mein Junge, wir wollen hoffen, daß es nicht nötig ist. Krieg ist etwas sehr Schlimmes; das wirst du erst verstehen, wenn du größer bist. Aber wenn's nötig ist — ja, dann sollst du ein tüchtiger Soldat werden, das wollt' ich meinen!"

Er klopfte dem Kleinen auf die Schulter, und dieser fühlte sich in einem Augenblick um mehrere Handbreit gewachsen.

Man erhob sich und setzte den Sonntagsspaziergang fort.

„Papa, du wolltst uns noch 'n Haus zeigen," mahnte Hermann.

„Ja, das will ich."

Und sie kamen in eine breite, wundervolle alte Straße mit uralten Bäumen, hinter denen stille Patrizierhäuser aus Groß- und Urgroßvätertagen lagen. In der Mitte dieser Straße stand, von Ulmen tief umschattet, ja, fast ganz von ihnen zugedeckt,

ein Denkmal. Ein Blücher war es, nicht der Marschall Vorwärts, aber ein Marschall Aufrecht.

„1814," erzählte Theobald, „als die Franzosen Altona in Brand stecken wollten, ist er durch die Straßen geritten und hat mit der Degenspitze die brennenden Pechkränze von den Dächern geholt und hat den Schurken so aufgetrumpft, daß sie den Mut zu ihrem Schandwerk verloren. Lies mal, was da steht."

Und Hermann las, so schnell es gehen wollte:

„So — klug — im — Rat,
Als — kühn — zur — Tat,
Ein — Staatsmann
Und — ein — Ritter."

„Mit einem solchen Nachruf ruht sich's gut," sagte Theobald. Und sie gingen weiter in einer wahren Sonntagsandacht, und am Ende des majestätischen Baumgangs ließen sie sich auf Theobalds Wink wieder auf eine Bank nieder. Er wies auf ein gegenüberliegendes Haus.

„Das Haus seht euch an!" sagte er zu den Kindern. Sie sahen es um so gespannter an, als nichts Besonderes daran zu entdecken war. Es war ein schlichtes Gebäude von der nüchternen Art, die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts beliebt gewesen war.

„In dem Hause wohnt ein Dichter," sagte Theobald. „Er hat in dem Kriege gegen Frankreich mitgefochten, und er heißt Detlev von Liliencron."

Nun sah das Haus schon etwas anders aus.

Und Theobald sprach, nicht sehr laut — die Straße war fast menschenleer — aber er sprach es voll merkwürdigen Lebens:

„Plötzlich erkenn ich einen Johanniter
Am roten Kreuz auf seiner weißen Binde.
Wo kommst du her, du schneidiger Samariter,
Was trieb dich, daß ich hier im Kampf dich finde?
Er aber riß vom Haupt den Hut geschwinde
Und schwang ihn viel, den seltnen Lüftekreiser,
Und schwang ihn hoch im schwachen Abendwinde
Und rief, vom Reiten angestrengt und heiser:
Gestern ward unser greiser, großer König Kaiser.
— — — — — — — — — — — — — —

Da klang ein Ton herüber an mein Ohr,
Den Höllenlärm durchstieß der Ton, der klare.
Nüchtern, nicht wie die schmetternde Fanfare,
Klang her das Horn von jenen Musketieren.
Daß Dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanterie-Signal zum Avancieren!
Dann bist du sicher vor Franzosen und Baschkiren."

— — — — — — — — — — — — — —

„Das hat der Mann gedichtet, der da wohnt," sagte Stahmer. Jetzt sah das Haus schon ganz, ganz anders aus. — —

Hermann ließ seinem Freunde nicht eher Ruhe, bis er mit ihm in die Kirche ging. Das mußte er sehen! Und Gracchus kam, sah und — hörte — hörte nur noch. Die Orgel — die Orgel! Was war das? Das war ja, als wenn Gott sprach! Zu Hause hatte er gehört, es gebe keinen Gott. Aber nun gab es doch wohl einen. Jetzt war es, als wenn die Decke der Kirche einstürzen wollte, und jetzt, als wenn ihr Boden sich höbe, mit allem, was er trug, und alles langsam hinauftrüge in die Wolken. Er hatte noch nicht gehört, daß man die Orgel die Königin der Instrumente nenne; aber er fühlte es: Schöner kann nichts klingen als dies Brausen vom Himmel und dies Spiel der Engel mit Blumen der Himmelswiese.

Und nicht lange darauf saß Gracchus einmal bei Hermann im Musikzimmer, und am Flügel saß Gudrun und spielte den „Fröhlichen Landmann" von Schumann und eine Sonatine von Kuhlau und einen „Moment musical" von Schubert. Und Gracchus sagte jedesmal, wenn's aus war: „Man zu! Noch mehr!" Dann gab sie immer noch ein Stück zu. Als sie aber einmal aufgestanden war, da konnte er einer Versuchung nicht widerstehen: er schob sich langsam ans Klavier, setzte sich auf die äußerste Kante des Bocks und schlug einige Tasten an, ganz behutsam nur, da das Instrument doch nicht ihm gehörte. Und dann suchte er sich mit einem Finger auf den Tasten die „Letzte Rose". Er hatte einmal ein Glasklavier geschenkt bekommen, und darauf hatte er nach und nach allerlei Lieder gefunden, ja, sogar selbstgemachte.

„Du kannst ja schon was!" rief Gudrun strahlend.

„Ach, das ist doch nix!" stotterte er, kriegte einen ganz roten Kopf und stand schnell auf.

„Möchtest du's nicht lernen?" fragte sie.

Er machte einen hilflos-spöttischen Mund: „Ob ich es möchte!"

„Warum lernst du's denn nicht?" rief Hermann. Er hatte die Steinkohlengeschichte vergessen.

Gudrun aber wurde ganz rot über diese Frage; denn sie konnte sich den Grund denken. Sie sagte schnell: „Soll ich noch 'n bißchen spielen?"

„Wenn du noch magst —" versetzte Gracchus mit einem durstigen Lächeln.

„Ja, gern!" rief sie und begann von neuem.

Von nun an erschien Gracchus immer häufiger im Musikzimmer der Stahmer, und wenn Hermann ihn gern für irgendein kühnes, weitausschauendes Unternehmen gewonnen hätte, saß er stundenlang am Flügel und lernte unter Gudruns feuereifriger Anleitung Noten und Fingersatz und übte Tonleitern. Eines Tages aber spielte er aus Händels „Rinaldo":

„Laßt mich mit Tränen
Mein Los beklagen;
Ketten zu tragen,
Welch hartes Geschick!"

und spielte es merkwürdig gut, und das hörte Theobald.

„Junge, hast du Unterricht?" fragte er.

„Nein."

„Wo hast du denn das gelernt?"

„Gudrun hat es mir gezeigt."

„So?! — Na. — Hätt'st du denn Lust, weiter zu lernen?"

„O ja, natürlich — aber —"

„Dann komm nur her, wenn Gudrun Stunde hat; Herr Stolberg kann dich mitunterrichten."

Das war abgemacht. Herr Stolberg war der Klavierlehrer.

Der Leser hat sich hoffentlich nicht der Täuschung hingegeben, daß der Kirchenbesuch der beiden Knaben sofort zur Entwicklung einer übermäßigen Frömmigkeit geführt habe. Ich müßte ihm wenigstens dann eine Enttäuschung bereiten, wenn er von der Frömmigkeit eines Menschen auf seine unbedingte Moralität schlösse. Da wir uns vorgenommen haben, mit historischer Strenge die Wahrheit zu berichten, so kommen wir nicht darum

herum, zu erzählen, daß die Herren sich eines Tages entweder gegen das siebente Gebot oder gegen die fünfte Bitte oder gegen beide vergingen — der Leser mag das entscheiden.

Am Rande des Dorfes, neben einer großen Wiese, auf der die Jugend ihre Spiele zu treiben pflegte, lag die Villa und der herrliche Obstgarten des Fräuleins Knirrbügel. Iduna Knirrbügel hatte deshalb keinen Mann gekriegt, weil sie von jedem ohne weiteres annahm, daß er ihr Geld wolle. Daß man sie ohne ihr Geld wolle, das schien selbst sie nicht für wahrscheinlich zu halten.

„Goldne Äpfel
Wuchsen in ihrem Garten";

aber niemals gelangte einer davon in das lungernde Mäulchen eines Kindes, wenigstens nicht aus der Hand des Fräuleins Knirrbügel. Sie wurden alle teuer verkauft, alle, alle, bis auf den letzten, und wenn Iduna selbst einmal Äpfel brauchte, kaufte sie billigere. Aber noch andere Einnahmequellen erschloß sie. Bei den bewegten Spielen der Knaben kam es natürlich nicht selten vor, daß ein Ball in den Garten Idunas flog, besonders wenn mit unerhörter männlicher Kraft Schlagball gespielt wurde. Solch einen verflogenen Ball gab Iduna nur gegen Zahlung von fünf Pfennigen heraus; für einen Fußball forderte sie zehn. Sie behauptete, sie tue das, um die Jugend zur Vorsicht zu erziehen, und da man von seinen Mitmenschen bis zum Beweise des Gegenteils immer das Gute glauben soll, so wollen wir es ihr glauben. Aber bei der Jugend machte sie sich dadurch nicht beliebt, und Hermann und Gracchus beschlossen auf eigene Faust eine Strafexpedition. Sie stiegen in der Dämmerung über den Zaun und erleichterten das Vermögen der Knirrbügel um einige Pfund Äpfel. Wie dabei die Rollen verteilt waren, sagt sich der Leser schon selbst: Hermann saß im Baum, und Gracchus fing die geernteten Früchte in seiner Mütze auf, um sie in die Taschen zu stopfen, bis er aussah wie ein mißgestaltet Ungeheuer. Da sie solchermaßen einen Racheakt verübten, so versündigten sie sich gegen die fünfte Bitte, die verlangt, daß wir „unsern Schuldigern vergeben"; da sie aber die Äpfel nun nicht einer wohltätigen Anstalt überwiesen, sondern selbst ver-

zehrten, so verstießen sie auch gegen das siebente Gebot. Welche unsittlichen Beweggründe in ihnen überwogen, ist selbst für einen Dichter schwer zu ermitteln.

Wie hier für die Obstkultur, so interessierten sich unsere Beiden in dieser Zeit überhaupt in hohem Grade für die Landwirtschaft, allerdings, wie auch im Falle Knirrbügel, mehr empfangend als erzeugend und mehr passiv als aktiv. Der Bauer Brockmann war — eine seltene Erscheinung! — ein freundlicher Bauer, ja, sogar ein menschenfreundlicher Bauer, und das war seine eigentliche Natur, was man daraus ersehen konnte, daß sie besonders unter Alkohol zutage trat. Dieses Gift hat bekanntlich neben seinen schlimmen Eigenschaften auch die gute, daß es gelegentlich die Standesnatur hinwegspült und die Menschennatur samt der Wurzel nach oben bringt. Jürgen Brockmanns Gesicht sah dann aus wie ein großer Teller Weinsuppe mit Sago und verstrahlte Wohlwollen nach allen Himmelsrichtungen. Nicht nur gab er dann den Leuten, die Milch zu kaufen kamen, ganz unbestimmte Mengen für ihr Geld — aber nie zu wenig! — auch die Herren Jungens, die ihn besuchten und die er mit besonderem Vergnügen um sich sah, durften sich an Milch, Obst, Steckrüben und anderen Kostbarkeiten gütlich tun. Aber das Schönste — wenigstens für Gracchus — waren auch hier wieder die Räume. Diese gewaltige Lehmdiele mit den Ställen an der Seite; dieser mächtige Herd im Grunde des Raumes, von dem der Rauch in tausenderlei Gestalten in den Kamin stieg; vor allem aber der Heuboden, der übers ganze Haus ging! Wenn er es irgend bewerkstelligen konnte, schlich unser Ohlenfleth sich von den anderen fort, um ganz allein, selbst ohne Hermann, auf diesem Boden sein Wesen zu treiben. Da ging er auf leisen Sohlen umher wie in einem Tempel, schaute in jeden Winkel und unterhielt sich mit allen Lichtern und Schatten. Oder er warf sich ins Heu und machte einen Augenspaziergang von Balken zu Balken, vom Hellen ins Dunkle, vom Dunkeln ins Helle. Wenn aber durch die Luke das Sonnenlicht hereinfiel, dann lag er still und starr wie ein Toter und horchte; denn dann spielte der Tag auf der breiten Sonnenharfe, die er

mit Myriaden goldener Saiten durch den Raum spannte, ein Lied von wundersamen Dingen.

Wenn Hermann zuweilen stundenlang die Abwesenheit seines Freundes nicht spürte, so lag das einfach daran, daß er sämtlichen Pferden, Ochsen und Kühen die Nase streicheln, den Kopf kraulen und leutselig die Hinterbacken klopfen mußte. Sonst, wenn er über eine Wiese mit Rindern gehen sollte, empfand selbst der mutige Hermann so etwas wie Bangigkeit. Das begreift sich. Beim Pferd, beim Hund, ja, bei der Katze, beim Löwen und beim Tiger, weiß man ungefähr, wie man mit ihnen dran ist. Aber das Rindvieh ist dumm und daher unberechenbar, beim Kartenspiel, im Theater wie auf der Weide. Der Kluge ist mißtrauisch im rechten Augenblick; der Dumme ist immer mißtrauisch. Und nun seht euch solch einen Ochsen an, mit seinem dunkelstieren Blick und seinen vorgestreckten Hörnern! Ist er nicht das fleischgewordene Mißtrauen in Permanenz? Und wehe dir, wenn du ihn reizest! Daran aber dachte ja unser Zoologe nicht; er liebte sie ja alle, die Zwei-, Vier-, Sechs-, Acht- und Tausendfüßer samt allen Ohnefüßern, und wenn er Kühe und Ochsen anfangs mit Zittern geliebt hatte, so stand er nun schon längst auch mit ihnen auf dem gegenseitigen Duzfuße.

Und ganz natürlich gedieh er schnell zu einem fabelhaften Vieh- und Pferdekenner, wenn auch seine Kennerschaft dadurch Zweifel erweckte, daß sie sämtlichen Insassen der Brockmannschen Ställe die vollkommensten, die märchenhaftesten Eigenschaften zuschrieb. Nicht Geryon kann auf seine Rinder, nicht Diomedes auf seine Rosse so stolz gewesen sein, wie Hermann auf „seine" Rinder und Rosse, auf seine, ja; denn ihm gehörten sie durch das Band der Liebe.

Der großartige Mistjauchetümpel auf Brockmanns Bauernhofe ist bereits rühmend erwähnt worden, und daß in ihm und an ihm die Hühner, Gänse und Enten ein Schlaraffenleben führten, leuchtet ein. Es ist mir reichlich peinlich, gerade hier, im Zusammenhange mit Mistjauche und Gänsen, sozusagen das erste Liebesabenteuer Hermanns verzeichnen zu müssen; aber auch hier erhebt die historische Wahrheit mahnend ihr Haupt. An dem Bauernhause Brockmanns klebte eine

Kate mit je einer quergeteilten Tür nach vorn und nach hinten; und in eben dieser Kate wohnte die Hexe Kuhlmann. Hermann stellte gerade Betrachtungen über das zwanglos angenehme Dasein der Scharr- und Schwimmvögel an, als sein langsam wandernder Blick plötzlich an der hintern Tür der Kate haften blieb. Über die untere Hälfte dieser Tür lehnte nämlich ein kleines Mädchen, und das war keine Gans; wenigstens nicht, wenn es wahr ist, daß die Gänse dumm wären. Es gibt aber Leute, die sagen, die Gänse wären den Teufel dumm, sie wären sogar sehr gelehrig, und dann war es vielleicht doch eine Gans. Aber jedenfalls war sie viel schöner als eine Gans, viel schöner als ein Schwan, ach, was sag ich: viel schöner als ein Kolibri oder Paradiesvogel; kurz gesagt: sie war so schön, wie nur irgendein Tierchen sein kann. Ganz große, heiße blaue Augen, ganz weiße Stirn und Wangen, nur daß auf diese ein zum Stehlen verführerisches Pfirsichrot gehaucht war, und ganz dicke, weizenblonde Zöpfe, in die aber Millionen Härchen nicht hineingewollt hatten, weil sie lieber unersättlich in der Sonne spielten. Aber damit ist meine Schilderung nicht getan. Die himmelsschönen Menschen bleiben bekanntlich schön, solange sie leben, und wenn sie hundert Jahre alt werden, ja, sie werden mitunter sogar im Alter immer schöner, und noch über ihrem Grabe schwebt ihr Bild in bleibender Schöne; die erdeschönen Menschen aber werden häßlich, sowie sie verblühen, gleich einem Fliegenpilz, wenn sein Tag vergangen ist, und nun hab ich auch den richtigen Vergleich: Alma Kuhlmann war schön wie ein junger Fliegenpilz.

Diesen Fliegenpilz starrte Hermännchen an wie das große, zuckerglasierte Honigkuchenherz auf dem Jahrmarkt, starrte und starrte, selbst festgewurzelt wie ein ehrlicher Champignon. Aber dann geschah etwas Erstaunliches: Wie der Champignon den Fliegenpilz so anstarrte, lachte plötzlich der Fliegenpilz aus vollem Halse, trat dann einen Augenblick ins Haus zurück, kam wieder ans Licht, lachte noch einmal ganz laut und verschwand. Das war der ganze Vorgang.

„Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt,
Sagt, ist es Liebe,“

was der junge Held empfand? Ich weiß es nicht. Ich kann nur sagen, daß er einen neuen und starken Eindruck empfangen hatte. Er wußte das nicht einmal; aber vielleicht wußte es Alma. Hätte er schon ein musikalischeres Ohr für die Musik des Lebens gehabt, so hätte er bemerkt, daß Almas Lachen nicht so hübsch war wie ihr Gesicht.

14. Kapitel.

„Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach, kein Ritter wird sie los!"

Mit dem „Weibe" hatte er soeben die erste Begegnung gehabt; Schulden hatte er noch nicht gemacht, da Gracchussens Geldmittel für ihre kommunistische Taschengeldwirtschaft genügten; aber mit Widersachern war er dafür wieder um so reichlicher gesegnet. Zum Teil durch eigene Schuld. Warum mußte er, wenn unter den Schuljungen Indianer gespielt wurde, warum mußte er sich immer für die Rolle des „Blaßgesichts" melden? Natürlich nur, um ohne Wimperzucken unerschütterlichen Mannesmut, unbesiegbaren Heldentrotz zu beweisen. Wenn er an den „Marterpfahl" gefesselt wurde, so gewissenhaft, daß ihm die Stricke ins Fleisch schnürten, und der „rote Büffel", die „große Schlange" und andere Bestien (weit dankbarere Rollen als die seine) Pfeile nach ihm schossen, Tomahawks nach ihm schleuderten, ja, ziemlich täuschende Skalpierversuche an ihm unternahmen, dann — ja, es war nicht zu leugnen, dann zuckte doch zuweilen seine Wimper, ja, der Augapfel feuchtete sich wohl gar verstohlen; aber nie wäre ein Laut des Schmerzes über seine Lippen gekommen! Das also hatte er sich selbst zuzuschreiben. Aber daß er auf dem Schulhofe immer den kleinen, bejammernswert schwächlichen Moritz Veilchenfeld, auf dem manche so gern herumhackten, unter seine Fittiche nahm, das war nicht seine Schuld, sondern seine Natur. Der geplagte Kleine wich kaum noch aus seinem Schatten, und Hermann duldete ihn mit unerschütterlicher Langmut, ja, er spielte mit ihm allein, wenn die andern ihn ablehnten, obwohl ein Spiel mit so ungleichen Kräften wenig Reiz für ihn haben konnte. Anfangs hatte er

seinen Schützling mit der Faust verteidigt, und mit dem entfesselten Blaßgesicht war schon jetzt nicht zu spaßen — die höheren Klassen mischten sich nicht in die Angelegenheiten der Inferioren — und dann hatte er mit dem kleinen Veilchenfeld zusammen die ganze Flut ihres Hohn- und Spottgeschreies zu bestehen. Hiergegen nun hatte die Natur ihn mit einem völlig undurchdringlichen Fell begabt; der Hohn höhnte sich müde, und nicht gar lange dauerte es, bis nicht nur Hermann Stahmer, sondern sogar Moritz Veilchenfeld in die menschliche Gesellschaft aufgenommen wurde. Die Lehrer hatten einander manchmal durch einen Augenwink auf dies merkwürdige Schutzverhältnis aufmerksam gemacht, hatten den Schirmherrn in seinem Werk natürlich unterstützt, und als im Konferenzzimmer die Rede auf ihn kam, mit einer Hochachtung von ihm gesprochen, wie sie Sextanern sonst im allgemeinen nicht entgegengebracht wird.

Ja, ja, lieber Leser, ich weiß: ein „Musterknabe". Du bist durch die neuere Literatur verwöhnt und willst immer nur Lumpen sehn. Aber ich habe solch ein Kind gekannt und beobachtet — darf ich es dann abbilden? Ja? Es geht nämlich noch weiter.

Der gute alte Professor Meusel war manchmal langweilig zum Einschlafen; sein Unterricht floß dahin wie ein Bächlein mit schwachem Gefälle. Und wenn es galt, ihm Papierschwänzchen hinten an den Rock zu heften, so schloß sich Hermännchen nicht immer aus. Aber einmal wurde in der Pause das Kartengerüst so auf die Wandtafel gebaut, daß es bei der geringsten Berührung der Landkarte dem alten Herrn auf den Kopf sausen und ihn höchst wahrscheinlich verletzen mußte. Das vereitelte Hermann, indem er das Kunstwerk vor dem Eintritt des Alten abbaute. „Gemeiner Tugendpinsel" nannten ihn deswegen die Kommilitonen; aber da er der Stärkste in der Klasse war und sich also zufällig die Macht mit dem Recht vereinigte, so konnten sie diesmal nichts machen.

So „verzimmerte" er auch Emil Stubenrauch, als er dem Gracchus eine Flasche dargeboten hatte mit den Worten: „Schmeck mal, das ist Rheinwein!" und der Inhalt sich, nachdem der durstige Gracchus einen kräftigen Schluck genommen,

als Petroleum herausgestellt hatte. Das war schon eine Gemeinheit an sich, war aber doppelt gemein, weil es seinem Gracchus angetan wurde. Ich weiß, daß dieser Knabe sich mit seiner Abneigung gegen allen Schabernack in Gegensatz zur Mehrheit der Menschen stellt, die ein tiefes Vergnügen daran empfindet, andern einen Possen zu spielen, und darin auch nur anders denkt, wenn sie selbst das Opfer ist. Diese seine heftige Abneigung kam wohl daher, daß er sich sofort in die Lage der Gefoppten versetzte, ohne dazu des Nachdenkens zu bedürfen. Man wird sagen, daß, wenn es viele solcher Menschen gäbe, aller Spaß ein Ende hätte. Es gibt aber Menschen — glaubt es mir! — es gibt Menschen, die den Humor aus sich erzeugen und nicht aus anderen Menschen.

Als Eduard Senf ein ganzes Tintenfaß über das Klassenbuch entleert hatte, um seine dort verzeichneten Zeugnisse in ewige Nacht zu hüllen, da wandte sich Meusel an Hermann Stahmer, weil er von ihm unter allen Umständen Wahrheit erwartete.

„Weißt du, wer das getan hat?" fragte der Professor.

„Ja," sagte Hermann.

„Wer denn?"

Hermann zuckte hilflos die Schultern und sah den Lehrer groß an.

„Willst du es mir nicht sagen?"

„Nein."

Auch von den andern wollte es niemand sagen; die meisten behaupteten, nichts gesehen zu haben.

„Dann bekommt die ganze Klasse einen Tadel im Betragen," bemerkte Meusel.

Als demnach auch Hermann am Schlusse des Vierteljahres nur eine Zwei im Betragen aufweisen konnte, fragte sein Vater:

„Wie kommt denn das?"

Hermann berichtete.

„Hm," machte Theobald, „dann brauchst du dir keine Sorge zu machen; das hätt' ich ebenso gemacht."

Diese Bemerkung war unnötig, weil Hermann sich gar keine Sorge gemacht hatte.

Eduard Senf, der gegen diese Tugendpinselei seines Klassengenossen nichts einzuwenden hatte, war der Sohn eines furchtbar reichen Senators und hatte eine wundervolle Festung mit Kanonen, Artillerie, Kavallerie und Infanterie; die wollte er Hermann zeigen. Natürlich nahm er Gracchus mit. Nun ist schon gesagt worden, daß Mutter Ohlenfleth ihr Nesthäkchen ziemlich nett im Zeug hielt; aber so elegant und so nach der neuesten Mode gekleidet wie Eduard VII. oder wie Eduard Senf war er natürlich nicht. Um diese Zeit herum trug er gerade etwas plumpe Stiefel mit einem deutlichen Riester an der Oberseite. Obendrein war er Volksschüler. Eduard der Noble zog also gewaltig die Nase, als Hermann mit dieser Begleitung aufzog, und es dauerte nicht lange, so tuschelten und lachten die übrigen Spielkameraden Eduards über den stillen Gast mit den groben geflickten Schuhen.

So wie Hermann es bemerkte, wurde ihm siedendheiß vom Wirbel bis zur Zehe. Sofort eine Hauerei anfangen, das ging nicht; das fühlte er. Er sagte zu Gracchus: „Komm, ich muß dir mal was sagen," und zog ihn auf die Straße. „Ich mag da nicht mehr sein," fuhr er fort.

„Warum nicht?" fragte Gracchus. Er hatte nichts gemerkt.

„Nein, ich mag da nicht mehr sein!" rief er. „Komm man!" und zog ihn mit sich.

Folgenden Tags auf dem Schulhofe stellte Senf ihn zur Rede, warum er weggelaufen sei.

„Wer was auf meinen Freund sagt, der kriegt verhauen!" fuhr Hermann heraus und hatte Tränen in den Augen.

„Mein Vater hat gesagt, ich soll nicht mit Krethi und Plethi verkehren," sagte Senf etwas verlegen.

Hermann starrte ihn an. „Krethi und Plethi? Was ist das?"

„Das weiß ich auch nicht," sagte Eduard; „aber ich spiele nicht mit Volksschülern."

„Was?" schrie Hermann. „Du Schafskopp? Kannst gar nix un wills nich mit 'n Volksschüler spielen? Der kann viel mehr als unsere ganze Schule!"

Das aber imponierte Eduarden gar nicht; die Senfs gehörten zum Geschlechte derer, die beim dritten Hunderttausend „fein“ werden und mit Nachdruck betonen, daß ein vornehmer Mensch den Fisch nicht mit's selbe Messer ißt wie das Kompoh.

Hingegen mußten das auch die andern Sextaner hören, daß sie dümmer seien als der Volksschüler; Eduard teilte es ihnen mit. Das gefiel ihnen nicht, und so war wieder für eine Spannung gesorgt.

Mit der „Auslösung“ einer solchen Spannung war Hermann beschäftigt, indem er mit beiden Armen begeistert um sich schlug und einer wildgewordenen Doppelwindmühle nicht unähnlich sah — er wollte auf diese Weise eine „neutrale Zone“ zwischen sich und seine Angreifer legen —, als Herr Professor Meusel herankam. Dieser berührte einen der Flügel leicht mit seinem Spazierstock, was aber nur zur Folge hatte, daß beide Flügel noch rasender herumsausten. Bis Hermännchen dann durch das Gelächter der Feinde darauf aufmerksam wurde, mit wem er's zu tun hatte, und beide Flügel jählings sinken ließ. Der Professor erachtete das ganze Gebaren für eine „Roheit“ und gab dem Sünder abermals einen Tadel im Betragen. Dabei hatte er nur vom Recht der Notwehr Gebrauch gemacht gegen einen Feind, der ihn von allen Seiten einschloß, wie die Sarazenen den herrlichen Roland im Tal Ronceval. Auch diese Note würde sein Vater nicht ernst nehmen, das wußte Hermann mit vollkommener Sicherheit.

„Du hast ganz recht getan,“ sagte Theobald. „Ein schlechter Kerl, der sich nicht wehrt, solange er kann.“

Freilich war die Sache des Hermann Stahmer nicht immer so einwandfrei wie in den berichteten Fällen; zuweilen zog er nur in den Kampf, weil der Heerbann ihn rief, z. B. wenn es galt, die „frechen“ Neumühlener oder Övelgönner zu züchtigen. Konnte er sich im Einzelkampf nur als tapferer Feldsoldat zeigen, so bewährte er sich aber bei solchen großen Affären als Stratege. Mit Ausdrücken wie „Flankenangriff“, „Durchbruch“, „Umgehung“, „Umzingelung“, „Hinterhalt“ usw. hantierte er wie ein kleiner Moltke, womit nicht gesagt

ist, daß er sie immer verstand; ich sagte deshalb auch „kleiner“ Moltke.

„Steht, Kinder, steht!“ rief Vater Kleist;
Da sank er hin ...“

„Wir müssen ihnen den Rückzug abschneiden, wir müssen ihnen den Rückzug abschneiden!“ schrie Hermann aus ganzen Leibeskräften, da traf ihn ein tückisches Steingeschoß an der Stirn, ganz nah dem linken Auge. Er hatte sich für einen Schlachtendenker viel zu sehr dem Feinde ausgesetzt.

Das Schwierigste an dieser Wunde war, daß man sie verheimlichen mußte. Denn ob sein Vater auch Keilereien dieser Art schön finden werde, darüber war Hermann immerhin nicht ohne Zweifel. Er hatte eine merkwürdig scharfe Witterung für die Anschauungen seines alten Herrn; aber hier verließ ihn die Sicherheit seiner Nase. Auch fühlte er sich nicht gern als Mittelpunkt des Mitleids und medizinischer Handlungen. Ein fabelhaftes Glück wollte es, daß die Mutter für mehrere Tage zu ihrer Schwester aufs Land gereist war. Das Mutteraug' hätt' ihn doch gleich erwischt. Susanne verließ nicht gern ihr Haus, weil sie immer fürchtete, es könne jemand darunter leiden, die Kinder könnten zu wenig Milch trinken, ihr Mann könnte halbrohe Kartoffeln auf den Tisch bekommen und was dergleichen Schrecknisse mehr sind; aber sie sah doch gern ihre Schwester einmal, und besonders fuhren sie oder Theobald oder schickten sie ihre Kinder ab und zu hinaus auf das Gut des Schwagers, weil es so aussah, als verzehrten sie dann die Zuschüsse, die Theobald immer wieder diesem Gute zukommen lassen mußte. Susannens Schwager war von Gymnasium und Universität zur Landwirtschaft gekommen, war also ein sogenannter „lateinischer Bauer“, und wenn sein Latein zu Ende war, kam er zu Theobald.

Seinem Vater wich der Blessierte heute nach Möglichkeit aus, und wenn sich das durchaus nicht ermöglichen ließ, wandte er ihm immer dieselbe Seite zu, genau wie der Mond der Erde, und zwar nicht die Seite mit dem Kittauge. Ein weiterer glücklicher Umstand war es, daß Theobald heute abend stark mit sich selbst beschäftigt war, weil er an einem neuen

und schwierigen Handelsproblem zu kauen hatte. Da mußte plötzlich Gudrun, das Unglückshuhn, entsetzt ausrufen:

„O Gott, Hermann, was hast du da?"

Ja, was hatte er da! Nun bracht' die Sonn' es an den Tag, und Hermann erstattete den Schlachtbericht wie der schwedische Hauptmann im „Wallenstein":

„Von vorn und von der Flanke faßten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterei
Und drängten sie zurück zum Graben...
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge..."

Theobald befand sich in einer ganz unzweifelhaften Verlegenheit. Mit halber Überzeugung sagte er:

„Solche Schlägereien halte ich für überflüssig. Laß das in Zukunft."

Aber das war matt. Eigentlich hätte er den Jungen lieber an sich gedrückt. Was ein Max Piccolomini werden will, schlägt sich beizeiten. Ein Junge muß lernen, seine Stirn der Gefahr entgegenzuhalten, wenn er's als Mann können soll. Schwimmen lernt man nur im Wasser und den Mut nur im Gefecht.

Wäre Hermännchen nun ein richtiger Künstler der Rache gewesen, so hätte er sie kalt genossen. Aber das war ferne von ihm. Gudrun ließ denn auch bald darauf einen leichten Aufschrei hören, den sie schon der Überraschung wegen nicht unterdrücken konnte. Hermann hatte sie heimlich geknufft.

Theobald blickte auf und überschaute sofort die Sachlage.

„Was machst du denn jetzt?" fragte er verwundert.

„Och!..." stieß der Gefragte hervor, den jetzt auf einmal auch die Wunde schmerzte, ... „wenn sie immer alles gleich klatscht...!"

„Sie hat doch nicht geklatscht?" versetzte der Vater. „Komm noch mal her! Ich will dir mal was sagen: Ein deutscher Mann knufft keine Frau; er benimmt sich besonders gegen Frauen immer mit größter Achtung und Zartheit!"

Er wußte sehr gut, daß der deutsche Mann das nicht immer tut; aber das ging den Jungen nichts an. Auf diesen machte

die Mahnung des Vaters einen unauslöschlichen Eindruck, besonders das Wort „Mann".

Übrigens knuffen deutsche und sonstige Knaben und Jünglinge andere Mädchen bei weitem nicht so leicht wie ihre Schwestern. Auch von Hermann darf man das sagen, wie wir bald sehen werden.

15. Kapitel.

Ein Riesen-Turner- und Sängerfest sollte stattfinden, und auf weiten grünen Wiesen der Umgebung erhoben sich Turngerüste, an denen tausende von Jünglingen ihre Kraft und Gewandtheit zeigen, Sängertribünen, auf denen tausend Kehlen auf einmal singen sollten: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" und „Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder", Bierhallen und tausend schwarzweißrote Flaggenmasten mit flatternden Bannern und fließenden Wimpeln. Es ist herrlichstes Kinderglück, daß solche Tage des Festes dem Kinde ein Fest des weiten Weltalls sind und ihm alle Dinge und alle Seelen umklingen und umglänzen, wenn es auch nichts davon hat, als das Leuchten der Wimpel und das Schaukeln der Blumengewinde. Hermann und Gracchus verbrachten also den lieben langen Tag, soweit er ihnen nur irgend gehörte, auf dieser jüngsten Festwiese ihres Lebens. An das große Unternehmen hatte sich ein kleiner Jahrmarkt gehängt, und zu diesem gehörte unter anderem eine wandernde Bäckerei, die auf hundert Schritt im Umkreis die Luft mit einem sinnbetörenden Geruch von bestem Schmalz erfüllte. Es war eine Waffeln- und Krapfenbäckerei, die — das ist merkwürdig — den Ruf ihrer Sauberkeit schon mehrere Menschenalter hindurch durch allen Staub und Dunst aller Jahrmärkte getragen hatte, ein Beweis, daß es möglich ist. Selbst wählerische Feinschmecker kehrten bei Veldkamps ein und ergötzten sich an ihren „Sprungfedern".

Als Hermann und Gracchus eines Tages hinter dieser Bude standen, da hob Satanas in Gestalt des Windes die hintere Wand des Zeltes auf und zeigte ihnen alle Herrlichkeit der Welt, nämlich hochgehäufte Berge von Pfannkuchen, Krapfen,

Waffeln und Sprungfedern mit Zucker überstreut wie ein Gebirge im Schnee. Und Hermann dachte:

Wenn ich mir davon nehme und die Taschen vollstecke (das Schmalz genierte ihn nicht), dann sieht es kein Mensch. Wenn es doch einer sieht — ich kann laufen wie kein anderer. Wenn mich aber doch einer sieht und mich kennt und dann zu meinem Vater oder meiner Mutter sagt: „Neulich hab ich Ihren Hermann gesehen, da hat er gestohlen —"

Weiter kam er nicht; denn im selben Augenblick starrte er — ich hab ihn nicht ausgezogen und es also nicht gesehen; aber ich weiß es —: starrte er vom Kopfe bis zu den Zehenspitzen von einer einzigen Gänsehaut, und zwar von einer ganz großpickeligen. Er roch auch gar kein Schmalz mehr, und Satanas war mit dem Winde davongeflogen und hatte die Zeltwand fallen lassen. Gracchus hatte ihn überhaupt nicht gesehen, nicht weil er moralischer gewesen wäre, sondern weil er kein Schmalz mochte.

Wenn ich dir nun sage, was das herrliche Fest sonst noch mit sich brachte, dann, mein Leser, wirst du mir böse, daß ich damit so lange hinterm Berge gehalten habe. „Kunstmacher" brachte es mit sich, ja, „Kunstmacher"! Was ist denn das? Sind das Berliner Verlagsbuchhändler und ihre Rezensenten? O nein, hier handelt es sich wirklich um Kunst, um „die staunenerregendsten Leistungen auf dem Gebiete der Akrobatik, Athletik, Gymnastik, Equilibristik und Jonglerie", wie es auf den handgroßen Anschlagzetteln hieß. Eines Tages rollte auf den Spritzenplatz ein vierrädriges Wohnhaus, eine Art Eisenbahnwagen mit Schornstein: der „Zirkus Benelli". Eine „Arena" wurde durch Pfähle und Stricke abgegrenzt, ehemalige Teppiche wurden ausgebreitet, und ein Tanzseil wurde gespannt, wohl zwei Meter hoch überm Erdboden! Wenn das Orchester, bestehend aus Ziehharmonika, Triangel und Trommel, die Ouvertüre gespielt hatte, erschien leichten Schrittes, in vielfach gestopftem Trikot und edelsteinfunkelndem Lendenschurz der „Herr Prinzipal", Herr Benelli (der natürlich wesentlich anders hieß, nämlich Emil Gutzschebauch), ein Mann, der den fünfzig nahe sein mochte, und verkündete in dialektfreiem Sächsisch, was an nie dagewesenen Wunder-

dingen zu erwarten sei. „Mosjö Klohn!“ rief er alsdann (denn diese Aussprache hielt er für die richtigere), und mit unaussprechlich latschigen Schritten erschien der Clown, natürlich um sogleich zu stolpern und zu maßlosem Ergötzen der Jugend lang hinzuschlagen. Wenn er eine Anzahl dummer oder frecher Antworten gegeben und dafür die obligaten Ohrfeigen empfangen hatte, die einzige Pointe, über die der Prinzipal zu verfügen schien, die aber nie ihre Wirkung verfehlte, bestieg ein hübscher und sehr ernster Bursche von etwa achtzehn Jahren das Seil, tanzte vorwärts und rückwärts, machte die üblichen Kunststücke mit Stuhl, Tisch, Glas und Flasche und erntete inbrünstigen Beifall.

Der Mensch hat bekanntlich sieben Löcher im Kopf, und man kann sich denken, wie unsere beiden Freunde ihre vierzehn Löcher vor diesen Herrlichkeiten aufsperrten. Sperrangelweit, auch die Naslöcher. Ganz wie mein Kollege von der andern Fakultät, Signor Benelli-Gutzschebauch, habe ich mir dabei das beste des Kunstinstituts bis zuletzt aufgehoben, nämlich Signorina Dorabella, die Prima-Ballerina, die Diva der Truppe, die Glas- und Eiertänzerin. Dorabella war keineswegs besonders hübsch und auch nicht mehr überjung; aber sie war gut zurechtgemacht, was junge Herren im Alter unserer beiden noch nicht merken, und von Gestalt war sie wirklich nicht übel. Für unsern Gracchus war sie zwar anziehend, aber nicht anziehender als alles andre; für unsern Hermann war sie einfach ein Gebild aus höheren Welten. So Schönes in Menschengestalt hatte er noch nicht gesehen. Sein liebes, tausendmal schöneres Schwesterchen hinter den Bergen hatte er geknufft; aber Dorabella hätte er nie geknufft, nicht um alles in der Welt! So sind die Männer. Aber das ist die Liebe. Es mag Verwunderung erregen, daß ich bei einem Jungen von Liebe, von solcher Liebe rede. O, einem zehnjährigen Knaben mag wohl schon das Weib erscheinen; aber wenn er in reiner Luft aufgewachsen ist, erscheint es ihm nicht als Aphrodite Pandemos, sondern als Venus Urania, und was im Herzen unseres Jungen aufblühte, war Sternenliebe. Ob Dorabella solch eines Opfers aus reinem Männerherzen wert war, ist um deswillen gleichgültig, weil sie bald mit Signor Benelli und allen Freuden des Volksfestes von

hinnen zog; Alma aber, die Juniorhexe aus dem Hause Kuhlmann, blieb. Vielleicht hätte er sie beide verschmäht, die Alma und die Dorabella, wenn er die schon gekannt hätte, mit der ich ihn gern zusammenbriggen möchte, vielleicht, sage ich; denn die Dummheit der Männer auf diesem Gebiete ist völlig unberechenbar. Wenn man sieht, mit wieviel Scharfblick die Männer ihre Frauen wählen, dann wird es einem sofort verständlich, daß die Frauen an unsere geistige Überlegenheit nicht immer glauben wollen.

16. Kapitel.

Daß das große Volksfest und die Signorina in der Seele des jungen Stahmer die Schule und besonders die für die Schule zu leistenden häuslichen Arbeiten ausstachen, wollen wir ihm so sehr nicht übelnehmen. Mit der Schule hatte er vorläufig nicht viel Glück; wenn auch der gute, alte Meusel nicht alle Stunden gab, so gab er doch als Ordinarius die wichtigsten und meisten und verbreitete so über das ganze Leben der Klasse die sonst so wohltätige Wirkung des Schlummergottes. Gracchus war unvergleichlich besser daran; die Volksschule hatte schon eine „Renaissance der Pädagogik" erlebt, eine Wiedergeburt der Schule aus dem Geiste der Kunst. In ihr regte sich überall und gewaltig Bildung und Streben, aber Bildung zur Tat und Streben nach der Ganzheit des Menschen. Und doch brauchen Kerle wie dieser Ohlenfleth eigentlich überhaupt keine Schule; sie finden auf eigenen, einsamen Wegen mehr, als irgendeine Gemeinschaft ihnen geben kann. Hermann hätte eine gute Schule schon brauchen können; aber wie die Dinge einstweilen lagen, fand auch er außerhalb ihrer Mauern mehr und Besseres, als sie ihm bot. Noch immer machten sie reiche Beute auf ihren Ausgängen; nur änderten sich langsam die Gegenstände ihres Begehrens. Da gab es vor allem Buchhandlungen, von denen sie nicht wieder wegfanden, sonderlich Gracchus nicht. In schönen farbigen Bänden mit leuchtender Goldpressung standen da „Schillers Werke 4 Mark" — wenn sie 400 Millionen Mark gekostet hätten, wären sie nicht zu teuer gewesen, und nun: vier

Mark! — „Goethes ausgewählte Werke 6 Mark" — „Lessings Werke 2 Mark" usw. Herders Werke, Wielands Werke, Kleists Werke — ein Schlaraffenland! — wie Hänsel und Gretel vor dem Kuchenhause, so stand Gracchus vor diesem Dorado des Geistes. Meyers Lexikon, Brockhaus' Lexikon, Brehms Tierleben — alles wollte er durchlesen, alles; alle Wissenschaften wollte er ja lernen, alle; aber woher nahm er das Geld? Einen Verdienst hatte er jetzt: ein Kolporteur, der sein Geschäft besonders in Fabrikbetrieben, ganz besonders in den Stuben der Zigarrenmacher fand und dort alle erdenklichen Zeitschriften, vor allem natürlich sozialistische, absetzte, hatte ihn als Helfer angestellt. Aber das nenne ich mir den Bock zum Gärtner machen! Es war ihm Ehrensache, ein Heft nicht eher abzuliefern, als er es selbst gelesen hatte, wenigstens, soweit er seinen Inhalt fassen konnte. Und die schönen Bilder in manchen Heften! Wo sich ein Torweg, ein Hausflur oder sonst ein lärmgeschützter Ort fand, da saß, stand, hing oder hockte unser Freund und „kolportierte". Dieser Arbeitsvertrag war nicht von langer Dauer.

Es gab aber auch Papierhandlungen mit Bilderbögen! Der gute Hermann freilich war doch noch ein rechtes Kind! Da gab es Neu-Ruppiner Bögen, auf denen das ganze „Schneeweißchen und Rosenrot", der ganze „Blaubart" erzählt und mit sechzehn oder zwanzig farbenprächtigen Bildern „geschmückt" war, und die ganze Pinakothek kostete fünf Pfennige! Freilich war oft das Blau eines Halstuches auf die Wange, das Rot der Lippen auf die Nase geraten; aber das verschlug unserm Hermann noch nichts. Gracchus reizten mehr die Bögen mit Theaterdekorationen und Theaterpuppen, und so stießen sie denn eines Tages auch auf die Figuren und die Dekorationen zu „Wilhelm Tell".

„Mensch! Hermann! Tell!" stieß Gracchus hervor, „Junge, das mußt du mal lesen. Das ist das Feinste, was es überhaupt gibt!"

Und so lasen sie zusammen den „Tell".

Hier muß ich wieder die Kunstform durchbrechen und mich unmittelbar an den Leser wenden. Weißt du noch, wie du zum ersten Male den „Tell" gelesen hattest? Da warst du frei, und

die ganze Welt war frei, und doch wolltest du nichts werden als Freiheitskämpfer. Und zwar sogleich. Dein ganzes Leben wolltest du der Freiheit weihen. Und wenn dich jemand gefragt hätte: „Welcher Freiheit?", so würdest du ihn groß angesehen haben und gesagt haben: „Na — Gott — der Freiheit — der Freiheit!"

Nicht wahr, wir ahnten damals nicht, wie verschieden man sich die Freiheit vorstellen, wie verschieden sie aussehen kann. „Frei sein — das heißt eben: kein Knecht sein", diese Antwort hättest du vielleicht gefunden. Nicht wahr: wir ahnten damals nicht die Bedeutung der Frage: W e s s e n Knecht?

Unsere Helden suchten also, wen sie befreien könnten. Aber es bot sich nichts dar. Deutschland w a r frei, jedenfalls von fremder Herrschaft. Steenkopp hätte ihnen ja eine ganze Anzahl Tyrannen nennen können, und auch Gracchus hatte mancherlei aufgelesen gegen „Kapitalisten", „Ausbeuter", „Bourgeois", „Säbelregiment" und dergleichen; aber das ging alles noch in kurzen Hosen, — im Schlaf sog Gracchus noch immer auf dem Daumen — und war für die Politik eines Steenkopps noch nicht reif. Vielleicht hätte sie ihr Befreierdrang zu irgendeiner Dummheit verleitet, wenn nicht bald darauf das in diesen Jahren n o ch stärker wirkende Buch des Daniel Defoe in ihr Leben getreten wäre und sie, wie wir demnächst sehen werden, zu einer anderen Dummheit begeistert hätte.

Die exotischen Farben und Bilder des „Robinson" trafen übrigens unsere beiden Freunde nicht unvorbereitet. Schon seit längerer Zeit hatten sie sich mit dem Auslande vertraut gemacht. Ich will gar nicht so viel Gewicht legen auf den drehorgelnden Italiener, dessen schwarze Augen und Locken, dessen Ohrringe und gewaltigen Kalabreser sie anstaunten, während er mit dämonisch-romantisch schmachtenden Trovatoreblicken die Fenster aller Stockwerke nach herabfallenden Nickelstücken absuchte. Wesentlich bedeutsamer war van der Stratens Allee. Das war eine steil nach dem Wasser hin abfallende Straße, die in der Mitte zwei Reihen Bäume und zwischen diesen einen Graben hatte, ähnlich (nicht ganz so, aber ähnlich) wie die Herren- oder die Keizersgracht in Amsterdam. Auch ging die

Sage, daß hier früher einmal Holländer gewohnt hätten. Wenn Hermann und Gracchus hier hinunterschlenderten, fühlten sie sich jedenfalls in Holland. Noch viel bedeutsamer aber war die berühmte Teehandlung, in der man den besten Tee auf hundert Meilen im Umkreis kaufte. Erstens stand ein riesiger Chinese mit einem endlosen Zopf vor der Tür. Im Schaufenster aber standen nur zwei prachtvolle Vasen und dazwischen eine wunderbar lackierte und bemalte Kiste. Hatte man die lautlos gehende Tür geöffnet, so war man immer ganz allein im Laden; hier schienen niemals mehrere Kunden zugleich zu kommen. Auf dicken Matten ging man feierlich an den Ladentisch und sah sich schüchtern um. Da standen ringsherum wieder riesengroße Vasen, und da war ein großes Wandgerüst mit Fächern; darin standen große, schwarzfunkelnde Kisten, auf denen in goldenen Buchstaben solche geheimnisvollen, fremdartigen Worte standen wie „Pecco", „Kongo", „Souchong", „Haysan" usw. Endlich erschien aus einer unsichtbaren Tür, wie aus der Wand heraus, mit unhörbaren Schritten ein langer, bleicher Mann und fragte mit leiser Stimme nach dem Begehr. Sagte man dann: „Für dreißig Pfennige schwarzen Tee", so holte er immer die Kiste „Pecco" herunter, wog mit gemessenen Bewegungen und gnädiger Miene die Menge ab, und strich die Münzen lautlos ein. Mit ehrfürchtigem Gruß verabschiedete man sich und ging unhörbar, wie man gekommen. Draußen blickte man sich noch einmal andachtsvoll um. In China war man gewesen, dem geheimnisvollen, streng abgeschiedenen Wunderreich der Mitte.

Als sie nun gar noch bei Hagenbeck eine Negertruppe aus dem innersten Afrika gesehen hatten, da waren sie für eine Auslandsreise reif.

O ja, sie sammelten immer noch reiche Schätze auf ihren Wanderungen, brachten noch immer reiche Früchte und lockende Kunde heim wie Josua und Kaleb aus dem gelobten Lande. Aber merkwürdig: auch unheimliche Stätten gab es noch immer, an denen sie scheu vorübergingen wie einst; nur war auch hier ein Wechsel eingetreten. Schornsteinfeger und Polizeigendarm waren stark verblaßt, und die Hexe Kuhlmann hatte auch an Wirksamkeit eingebüßt. Der gelindeste der

Schrecken war noch der Barbier Fleischer, der schon für vier Groschen einen Zahn zog, was um so wohlfeiler war, als er immer viel Zeit darauf verwandte. Gracchus hatte einmal hin müssen, und Hermann war zur Gesellschaft mitgegangen. Von da an liebten sie das Haus nicht. In einem andern Hause lebte ein Pantoffelmacher mit einer zweiten Frau, von der es hieß, daß sie ihr Stieftöchterchen mißhandle. Das war sehr traurig. Susanne und Theobald dachten schon lange darüber nach, wie man wohl an dieses Haus herankommen und helfen könne. Das Gesetz schützt manchmal die Übeltäter besser als die Leidenden. Sehr häßlich war die Ecke von Quielbeck, die „Kümmelinsel". In diese schmutzige Destillation konnte man von außen weit hineinschauen, und dann sah man Betrunkene über die Toonbank hängen oder schlafend auf harten Bänken liegen; brutale Kerle mit roten Gesichtern und in Hemdärmeln schenkten immer neuen Schnaps ein, und der Branntwein stand in Lachen auf dem Ladentisch; wer aber nicht mehr zahlen konnte und dennoch nach neuem Feuerwasser gröhlte, wurde auf die Straße geworfen, wo er sich schimpfend, fluchend aufraffte und Drohungen gegen den Wirt ausstieß. Wüster Lärm und ein schrecklicher Geruch drangen unaufhörlich aus dieser unheimlichen Höhle. Noch gräßlicher freilich war das Haus, in dem der Tischler Tode seine Frau ermordet hatte. Es war seitdem unbewohnt und blickte schaurig darein mit seinen entseelten Augen. Wenn sie ihm nahekamen, verließen sie den Fußsteig, an dem es lag, und gingen auf die andere Seite der Straße und wollten nicht hinsehen und mußten's doch jedesmal wieder. Und doch gab es ein noch häßlicheres Haus im Orte: das Haus des Wucherers. Die beiden Jungen hatten keine klare Vorstellung von den Verbrechen dieses Mannes; aber von den Erwachsenen hatten sie unvermerkt das Gefühl übernommen, daß dies der schlechteste, verächtlichste Mensch im Orte sei. Und obwohl dieser „Halsabschneider" keine Hälse mit dem Messer abschnitt, sondern nur Herzen durch die Sorge erwürgte, umgingen sie sein Haus in weitem Bogen wie das des Mörders.

Wie viel muß ein Mensch lernen, und wie wenig davon lernt er in der Schule! Dafür ist es freilich ein Auszug der

Welt, den ihm die Schule bietet; aber wie glücklich ist das Kind, das den Wein in der Traube genießt! Gracchus hielt sich allerdings mehr und mehr an die Extrakte; er entwickelte sich in bedenklichem Maße zum Bücherwurm; Hermann aber schöpfte noch immer am liebsten aus dem Vollen des Lebens, z. B. bei Wachner, dem Tischlermeister. Des Schreiners Werk war ihm ein anmutig Tun; freundliche, nützliche, saubere Gebilde entstanden unter seiner Hand; man sah sie wachsen bis zum Ganzen; aus Brettern und Klötzen wuchsen Tisch und Stühle hervor. Wie ein Spiel war es fast, wie Baukastenspiel, und war doch alles so zweckvoll und wichtig von der Wiege bis zum Sarg. Und dieser herrliche Meister ließ ihn an alles heran; er durfte nageln, sägen, leimen und zuletzt gar hobeln. Der Meister sah sich dann seine Arbeit an, sah darauf mit einer gewissen Überraschung seinen Lehrling an, schmunzelte und sagte: „Das ist schon ganz gut." Und nun stand Hermanns Entschluß fest: er wollte Tischler werden.

Schwankend in diesem Entschlusse wurde er auch nur bei Meister Veltliner dem Schlosser, der ihn ebenso gern kommen sah wie der Tischler; denn sein offenes Auge traf bei allen guten Menschen auf ein offenes Herz. Auch hier durfte er hämmern, bohren, drehen und feilen aus Leibeskräften — und diese Leibeskräfte waren seinem Alter um drei Jahre voraus —; auch hier genügte es ihm nicht, daß man ihn gönnerhaft spielen ließ; er wollte in die Zunft aufgenommen sein, und wie Klopstock nach Vollendung seines „Messias" eine „Ode an den Erlöser" schrieb, so sang Hermanns Herz eine Ode an Veltliner, als dieser einen Türbeschlag, in den der „Volontär" Löcher gebohrt hatte, aufmerksam besichtigt und unterirdisch leise gesagt hatte: „Das hast du sehr gut gemacht; das kann ich brauchen." Hiernach hätte es festgestanden, daß Theobalds Namenserbe Schlosser werden würde, wenn nicht —

Ja, wenn nicht die Feuerwache in Altona gewesen wäre! Da standen reckenhafte Männer, die Axt im Arm, den Helm auf dem Haupt. Und wenn es irgendwo brannte, dann sausten diese Männer mit den herrlichsten Pferden und heulendem Glockenschall nach der Brandstätte, und dort hatten sie nicht nur zu löschen und der sengenden Hitze standzuhalten, nein,

wo Menschen in Gefahr waren, da mußten sie hinein und retten!

Hermann Stahmer — Feuerwehrmann! Aus allen Fenstern schlagen die Flammen! Hermann die Leiter hinauf! Durch Qualm und Flammen! Ein Kind trägt er herab! Wieder hinauf! Er holt die Mutter! Und wieder hinauf, um den Vater zu holen!

„Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang!"

O, dies wunderherrliche Gedicht kannte er; sein Vater hatte es mehrmals vorgelesen!

Man kann sich ungefähr ausmalen, was dabei herauskommen muß, wenn in einen Kopf, in dem es brennt, der „Robinson" hineinfällt.

17. Kapitel.

Hermann hatte ihn zum Geburtstag bekommen; an ihrem heimlichen Zufluchtsort hatten sie ihn in möglichst großen Happen verschlungen, zuletzt noch bei Mondlicht, dann hatte Gracchus das Buch geliehen, um es noch einmal zu lesen, aber möglichst rasch, damit es hiernach Hermann wieder lesen könne. Und eines Abends, auf dem Wiesengatter hinter dem Zickzackwege, war der Plan fertig geworden: Sie wollten auswandern.

Bei der bekannten Kurzsichtigkeit der Eltern in solchen Fällen ist auf Zustimmung nicht zu rechnen; es mußte also heimlich geschehen. In der Nähe ihres Badeplatzes pflegte ein Boot angekettet zu liegen, das anscheinend ohne Aufsicht dalag. Wenn man sich seiner bediente, so war das kein Diebstahl; man würde es ja zurückschicken. Mit diesem Boot wollte man bis zur Elbmündung nach Cuxhaven rudern. Da sie gelegentlich schon auf Teichen und Tümpeln gerudert hatten, so war das ein leichtes. In Cuxhaven wollten sie sich von einem großen Segelschiff — nicht von einem Dampfer; kein echter Seemann fährt auf einem Dampfer; auf einem Dampfer

kann jeder fahren — wollten sie sich also von einem Segler als Schiffsjungen aufnehmen lassen und nach Amerika fahren. Dort wollten sie dann zunächst bei einem Pflanzer in Dienst treten, um erst einmal tüchtig Geld zu verdienen. Wenn sie eine genügende Summe erspart hatten, wollten sie sich eine unbewohnte Insel kaufen, womöglich die Insel Robinsons; die lag westlich von Südamerika; das hatte Gracchus ganz genau festgestellt. Dort wollten sie ein herrliches Leben führen, Hermann als Robinson, Gracchus als Freitag, Ziegen jagen und züchten, Kokosnüsse und Schildkröten essen, mit Menschenfressern kämpfen und dergleichen mehr, bis ein Seeräuberschiff an derselben Insel anlegte und die Piraten ans Land gingen. Dann wollten sie mit den Räubern kämpfen, sie nacheinander totschießen, ganz wie Robinson, und sich des Schiffes mit all seinen Schätzen bemächtigen. Mit dem Schiffe wollten sie dann heimkehren und mit ihren unermeßlichen Reichtümern ihre Eltern und Geschwister glücklich machen. Die würden dann einsehen, wie recht sie getan hätten, und würden sich ganz furchtbar freuen.

Die Abreise wurde auf einen Oktobernachmittag festgesetzt. Sie fanden das Boot und fanden es unbewacht, lösten es von der Kette, und die Fahrt ging los. Bei der Großzügigkeit ihres Planes hatten sie nicht erwogen, daß die Elbe Ebbe und Flut hat und ob sie nun mit dem Strom oder gegen ihn fahren würden; aber sie hatten Dusel; das Wasser lief ab und trug sie mit wunderbarer Gefälligkeit dahin. Herrlich ist so eine Reise nach Amerika. Sie hatten läuten hören, daß man in vier bis fünf Stunden von Hamburg nach Cuxhaven gelange; aber da hatten sie sich doch etwas verrechnet: das war, wenn man mit der verachteten Dampfkraft fuhr; mit Rudern dauerte es etwas länger, besonders wenn, wie jetzt, das Wasser nicht mehr ablief, sondern anfing zu stehen und dann auf-, will sagen: ihnen entgegenzulaufen. Gracchus war immer noch überzeugt, daß sie sich amerikawärts bewegten; der etwas realistischer veranlagte Hermann aber stellte schließlich nach gewissen Ufermarken fest, daß sie nicht von der Stelle kämen. Da legte er sich gewaltig in die Riemen; aber es verschlug nichts. Dazu wurde Gracchus etwas schlapp;

er sagte, er müsse mal einen Augenblick ruhn, und Hunger habe er auch. In der Glut ihrer Empfindungen und unter dem Eindruck der Vorstellung, daß sie in vier Stunden in Cuxhaven sein würden, hatten sie an Proviant nicht gedacht. Das stellte sich als ein Fehler heraus; denn Hermann war erst recht hungrig. Aber er verschwieg es und sagte nur:

„Leg dich ins Boot und schlaf 'n bißchen; ich übernehm die Wache."

Gracchus ließ sich das nicht zweimal sagen, versäumte aber, die Ruder einzuziehen, und so ging eines heidi. Während Hermann sich bemühte, zunächst das andere in Sicherheit zu bringen und danach womöglich das entschwommene zu retten, kam er — es war inzwischen ziemlich dunkel geworden — einem Fischerewer zu nahe.

„Na, du Hemdsteert, kanns ni kieken (Hemdenmatz, kannst du nicht sehen)?" schrie eine gewaltige Stimme ihn an.

Diese Anrede verdroß unsern Seehelden (oder sagen wir: Flußhelden) so gewaltig, daß er alle nautischen Hantierungen vergaß und es dem Ewerführer überlassen blieb, sich einen andern Kurs zu suchen.

Dem frechen Kerl wollte er zeigen, was ein Mann ist, und er pflügte wieder mächtig die Wogen. Gracchus schlief fest und gut. Und da auch die Kraft eines Herkules einmal ihr Ende erreicht, so zog Hermann endlich die Ruder ein und dachte: Ich will mich ein bißchen verpusten und das Boot so lange treiben lassen. Er ließ es aber ziemlich lange treiben; denn er war ein wenig eingenickt. Er nickte so lange, bis er von einem fürchterlichen Lärm erwachte. Ich weiß nicht, wie groß der Minotaurus von Kreta gewesen ist; aber man denke sich dieses Hornvieh so hoch wie ein vierstöckiges Haus und dann denke man es sich brüllend; so war der Lärm, der Hermann und sogar Gracchum aus dem Schlummer schreckte. Der 25000-Tonnen-Dampfer „Minotaurus" wollte nämlich gern nach Hamburg und konnte nicht, Hermanns und Gracchi wegen: Er lud sie auf diese freundliche Weise ein, aus dem Weg zu gehen. Das hätten sie wohl gern getan; denn sie waren ja nicht ungefällig; aber es fielen ihnen nicht sogleich die zweckentsprechenden Manöver ein. Für solche Fälle reichte ihr

Schifferpatent nicht. Der Minotaur mußte also stoppen; denn die Fahrrinne war hier zu schmal, als daß er ohne Gefahr hätte ausweichen können. Ein Zambesifall von Flüchen prasselte über die Reeling des Dampfers herab.

„Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht."

„Ji verdammten Schitkröten, wüllt ji nu bald moken, dat ji wegkomt?"

Ja, ja, das ist leicht gesagt, aber nicht so leicht getan. Sie stippten genug in dem Wasser herum; aber die Dünung war ziemlich stark; sie versäumten wohl, einer starken Welle rechtzeitig die Spitze statt der Flanke zu bieten; das Boot kenterte, und sie lagen im Wasser. Zum Glück konnten sie beide schwimmen; Hermann gelang es, das Boot zu erreichen und auf den Kiel zu klettern.

„Gracchus, wo bist du?" schrie er angstvoll.

„Hier!" schrie Gracchus zurück; aber es war viel Wasser in seiner Stimme, und Hermann hörte ihn nicht. Man warf Gracchus vom Schiff aus eine Leine zu; aber natürlich erwischte er sie nicht. Hermann glitt wieder vom Boot herunter, um seinen Freund aufzufischen. Da kam ein Mann mit Schwimmgürteln vom Dampfer herab und holte sie noch eben rechtzeitig herein.

Scheltet auf den Fernsprecher, soviel ihr wollt; er ist ein Marterwerkzeug, gewiß; aber wenn ihr bedenkt, wie oft er schon die Martern der Ungewißheit, die Qualen angstgeschüttelter Herzen um Stunden, um Tage abgekürzt hat, so könnt ihr ihn nicht mehr aus der Welt wegwünschen. Jeder Fortschritt nimmt und gibt.

Um 2 Uhr in der Nacht ging bei Stahmers der Fernsprecher, nachdem Theobald gerade wieder von einer erfolglosen Suche heimgekehrt war. Beide flogen an den Apparat; sie flogen wirklich; laufen kann man so nicht. Und sie vernahmen, daß die beiden Buben im Stahmerschen Speicher, im Stübchen des nächtlichen Einhüters warm und in trockenen Kleidern untergebracht seien.

„Sie leben und sind gesund!" keuchte Theobald hervor, und dann sank er in sich zusammen. Jetzt stand auf seinem Ge-

sicht die aschgraue Angst, die er so lange hatte verstecken müssen. Susanne warf die Arme um seinen Hals und weinte wie ein ganz kleines Mädchen.

Die zarte Elly, schon um zehn Uhr zu den Ohlenfleths geschickt, hatte merkwürdigerweise von dem Bruder Schriftsetzer die Auskunft erhalten, Gracchus sei zu Hause. Theobald ging zu Ohlenfleths, um sie aus ihrer Not zu befreien. Auf dem Wege dahin beschenkte er den Nachtwächter, den er auf seiner Suche erfolglos befragt hatte und der noch an derselben Stelle schlief, mit hundert Mark, was der gute Wächter sich nicht zu erklären wußte. Theobald fand die Haustür bei Ohlenfleths unverschlossen. Zu jenen Zeiten schliefen die Leute ihres Vermögensstandes bei offenen Türen; sie hatten keine Diebe zu fürchten. Er stolperte natürlich über die Treppe und fand dann seinen Weg mittels eines Streichholzes. (Damals waren die Streichhölzer zugleich Zündhölzer.) Er mußte bis an die Schlafzimmertür vordringen und laut anklopfen. Und dann waren die Ohlenfleths sehr erstaunt, daß ihr Gracchus nicht zu Hause sei. Im Hause Ohlenfleth ging man tags und nachts nach Belieben ein und aus, das Nestküken nicht ausgeschlossen. Man hatte angenommen, daß es längst in den Federn liege.

Als die beiden Alten nun hörten, in welcher Gefahr ihr Sohn geschwebt oder richtiger geschwommen hatte, da klagten sie viel über den Unverstand der Jugend.

„Je grötter se ward, desto mehr Sorgen mokt se een'n," seufzte Mutter Ohlenfleth. „Ick glöw, dat kummt ook vun dat ool eewige Bökerlesen!"

„I, was sollt' es wohl!" rief Nautikus Ohlenfleth, der sich getroffen fühlte.

Unsern Theobald drängte es nun, seinen Sohn zu holen, und als Mutter Ohlenfleth ihn beschwor, doch „eine Tasse guten, starken Kaffee" anzunehmen, den sie schnell machen wolle, lehnte er dankend und lachend ab. Nun, dann wollte sie ihm wenigstens einmal danken für all das Gute, das ihr Gracchus von seinem Hause empfange —

„Das beruht auf Gegenseitigkeit, liebe Frau Ohlenfleth," rief Theobald, „mein Junge hat auch viel Gutes von Ihrem

Jungen; ich freue mich, daß mein Hermann einen guten Kameraden hat!"

„Nautikus," sagte Frau Ohlenfleth, „ick glöw, du heß di bi den Herrn noch nich mol bedankt för de Kloverstun'n!"

„Jaaa," sagte Nautikus mit seiner sachtmütigen Dröhnstimme — wenn er zu sprechen begann, klang es immer, als wenn man ganz langsam eine knarrende Tür aufmacht — „ich wollte schon immer mal hinkommen —"

„Jä, du deist dat öwer nich," unterbrach ihn seine Frau, und dann zu Theobald gewendet, fügte sie hinzu: „Hee kümmt nie to wat. Hee scheniert sick ümmer."

Nautikus stand stumm dabei und genierte sich fürchterlich. Theobald aber rief munter und herzlich:

„Das müssen Sie tun, Herr Ohlenfleth! Sie müssen uns besuchen mit Ihrer lieben Frau! Meine Frau wird sich mächtig freuen. Auf Wiedersehen!"

Unserm Robinson stand der schwerste Teil des Abenteuers noch bevor: das häusliche Gericht.

Ob sein Vater in dem Reiseunternehmen ein Verbrechen sehen würde? Wie er seinen Vater kannte: kaum. Aber seine Heldentat enthielt einen Bestandteil, an den er nie gedacht hatte und an den er noch immer nicht dachte.

Sein Instinkt für die Anschauungen seines Vaters betrog ihn nicht. Mut und Unternehmungslust, dachte Theobald, sind an einem Jungen keine Fehler, sind es nicht einmal an einem Mädel. Aber an jenen Bestandteil der Tat, an den Hermann nicht gedacht hatte, beschloß Theobald eine empfindliche Strafe zu knüpfen.

Er nahm sich seinen Sohn in Abwesenheit der Mutter vor. Nachdem der Abenteurer erschöpfend berichtet hatte, sagte Theobald:

„Na. Daß du dein Glück in Amerika versuchen und Seeräuber totschießen wolltest, nehm ich dir nicht übel. Das war freilich dumm, aber nicht schlecht. Aber du hast auch etwas Schlechtes begangen."

Hermann sah ihm mit grenzenlosem Erstaunen gerad ins Gesicht.

„Das scheinst du gar nicht zu wissen?"

„Nein," sagte Hermann. Aber er begann zu zittern.

„Wenn nun deine Mutter gestorben wäre? Vor Angst kann der Mensch einen Herzschlag bekommen."

War das ein Überfall!

„Daran hast du wohl gar nicht gedacht?"

„Nein," sagte Hermann kaum hörbar. Und eine dicke Träne nach der andern purzelte über seine Backen. Da trat Susanne herein. Wie eine Kanonenkugel schoß er auf sie los, schlang die Arme um ihren Leib, bohrte seinen Kopf in ihr Gewand und schluchzte nun laut und herzbrechend.

„Mein Hermann, mein Hermann, was hast du uns für Angst gemacht!" sagte sie sanft und so freundlich, daß es wohl Klage, aber nicht Anklage war. „Das darfst du uns niemals wiedertun!"

Er wollte beteuern: „Ich tu es ja auch niemals wieder!"; aber er sagte nur: „Ich — ich — ich", dann gab er es auf; das schlagende Herz fuhr immer dazwischen und duldete kein Wort mehr.

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß kaltes Wasser auf mancherlei Ideale abkühlend wirkt; hier kam noch das heiße Wasser der Tränen hinzu, um die letzten Spuren eines großgedachten Planes zu zerstören. Das Heldenlied von Robinson war ausgesungen; bei Gracchus hatte schon das Wasser der Elbe zu kühlerer Überlegung geführt.

18. Kapitel.

Die Welt ging ihren schiefen Gang weiter und war so viel weiter gegangen, daß sogar die Sache Stahmer contra Grapengeter bei Gerichte schon zur Verhandlung stand. Der Richter schien sehr ungnädig darüber, daß man wegen solcher Lappalie das Gericht anrief. Daß man wegen 100 Mark zu Gerichte ging, verstand er; aber daß sich jemand aus beleidigtem Rechtsgefühl oder gar aus sozial-erziehlichen Absichten an den Richter wandte, das begriff er nicht. Im Laufe der Verhandlung änderte sich dann freilich seine Ansicht von der Sache ein wenig; daß er hier zwei sehr verschiedene Menschensorten vor sich hatte, das begriff er doch, und da er im

übrigen ein deutscher Richter war, so sprach er unbefangen Recht nach dem Gesetz. Zunächst mußte er Herrn Grapengeter sen., der auch hier den kühnen Verächter jeglicher Autorität hervorkehren wollte, wegen Ungebühr vor Gericht in eine Strafe von 100 Mark nehmen, und dann mußte er ihn, da Dr. Rüter die Verletzungen Hermanns bescheinigt und die Damen Huhlewein und Mackentum die ursächlichen und begleitenden Vorgänge bezeugt hatten, zur Zahlung eines Schmerzensgeldes, des ärztlichen Honorars und sämtlicher Gerichtskosten verurteilen. Und dabei hatte Stahmer die Einladung, die Grapengeter an das ganze Gericht hatte ergehen lassen, nicht einmal ausgerichtet. Von nun an aber, wenn in einer Volksversammlung der Schuster Steenkopp oder ein Geistesverwandter auf die „Klassenjustiz" schimpfte, rief Grapengeter jedesmal: „Bravo! Sehr richtig!"

Theobald stiftete die von Grapengeter gezahlten Gelder für einen dringend notwendigen Anbau zum Kindergarten, und so trugen die von Peter Grapengeter geschleuderten Steine zu diesem Gebäude bei, ganz wie der Teufel zum Kirchlein des heiligen Wolfgang Steine karren gemußt. Die Grapengeter freilich wurden durch diese Verwendung ihres Geldes nicht versöhnt, und vielleicht sollten wir uns hier fragen, ob Theobald recht an diesem Prozesse tat. Viele kluge Leute schüttelten jedenfalls die Köpfe, und die Lateiner unter ihnen sagten mit erhobenem Zeigefinger: Minima non curat Praetor, über ein kleines Unrecht sieht man hinweg. So war Theobald aber nun einmal nicht; er meinte, das Recht müsse so rein erhalten werden wie die Luft, in der wir leben, wenn wir nicht ersticken wollen, und er setzte jenem Latein ein anderes gegenüber, das lautete:

Fiat justitia et pereat mundus,

das Recht muß seinen Lauf haben, und sollte die Welt darüber zugrunde gehen, weil nämlich, wenn das Recht verdirbt, die Welt auf alle Fälle in Scherben geht, übrigens auch des Daseins nicht mehr wert ist. Dies war nun einmal seine angeborene Anschauung; die Folgezeiten, die wir in dieser Geschichte beschreiben müssen, werden zeigen, ob er recht hatte.

Nicht nur, daß das Recht wieder in seine Würde eingesetzt war und der Rechtsverächter seinen Denkzettel erhalten hatte: nicht nur, daß Brunhilde Steine für ihren Neubau bekam — der Prozeß hatte auch noch das Gute, daß der alte Grapengeter an dem Tage, als er die Strafgelder unweigerlich zahlen mußte, vor unbezwingbarer Wut seinem Sohn doch noch das Fell versohlte. Sein Rechtsgefühl war erwacht.

Auch dadurch gestaltete sich das Verhältnis zwischen den Häusern Stahmer und Grapengeter nicht freundlicher; aber es wäre auch ohnedies gewiß nicht zu einer Harmonie dieser Sphären gekommen. Jeder anständige Mensch hat, wie bereits gesagt, seinen Grapengeter, der ihm von Zeit zu Zeit in den Weg läuft (wenn er auch natürlich ganz anders heißen kann — daß mir um Gotteswillen ein braver Mann, der Grapengeter heißt, nichts übelnehme!), und wenn der jugendliche Poliersohn sich nach der empfangenen Rechtsbelehrung auch etwas vorsichtiger benahm, so blieb er doch innerlich derselbe. Das Äußerliche ist oft nicht das Wesentliche; schon nach einigen Wochen spielte er den Beiden einen Possen, der äußerlich eigentlich recht harmlos, innerlich aber ziemlich diabolisch war.

Irgend jemand hatte nämlich den Ort ihrer geheimen Zusammenkünfte entdeckt, und als sie wieder einmal auf dem Wiesengatter saßen, eng aneinandergedrückt, Hermann die Hand auf Gracchus' Schulter, und gemeinsam in ein Buch blickten, und Gracchus welt- und selbstverloren hinausschmetterte:

„Hin fahr ich, ein zwiefach Geächteter;
An meine Fersen heftet sich der Tod,
Und unter Flüchen krachet mein Genick!
Vom Werner laß ich nicht!“ ...

diese unvergeßlichen Verse aus Uhlands hohem Lied von der Freundestreue, da.............

Ja, da erhob sich rings um sie her ein so höllenmäßiges Indianergeheul, daß sie entsetzt von der Planke heruntertaumelten und mit totenblassen Gesichtern um sich blickten. Ein ganzes Komitee von „Strotenkeuters“ (Straßenkötern) hatte sich unter der bewährten Führung Grapengeters mit der ganzen Kunst der Rothäute herangeschlichen, um sie bei ihrem hoffentlich

verbrecherischen Tun zu belauschen, zu erschrecken und zu verhöhnen.

„Von Werner laß ich nich, von Werner laß ich nich!" heulte die Schar mit Hohnlachen. Sobald er sich gesammelt hatte, nahm Hermann Kampfstellung an. Aber da ihr Anführer offenbar keine Neigung zum Handgemenge zeigte, zog sich die Rotte Grapengeter langsam und unter höhnischen Zurufen zurück.

Gedrückt schlichen unsere Beiden heim. Äußerlich war ihnen nichts geschehen; aber Harpyien hatten für heute ihre Nahrung beschmutzt; an diesem Tage lasen sie nicht weiter. Noch oft wurde ihnen, wenn sie sich einzeln oder zu zweien blicken ließen, aus irgendeinem Winkel nachgehöhnt: „Von Werner laß ich nich!" Die Worte enthielten ja keinen Anlaß zum Hohn; die Höhnenden wußten natürlich auch gar nicht, um was es sich handle; aber das ist bekanntlich gleichgültig. Hätten die Lesenden irgendein anderes Wort gesprochen, z. B. „Kopfsalat" oder „Parallelogramm", so wäre das der Anlaß zum Hohn gewesen. Das Epigramm der Dummheit braucht keine Pointe.

Der nächste Zusammenstoß erfolgte schon bald darauf. Hermann und Gracchus hatten eine Weile ihren beliebten Findeplatz meiden müssen, weil sie Wiederholungen jenes Überfalls gewärtigen konnten; jetzt wollten sie ihn zum ersten Male wieder aufsuchen, als sie, in eine Straße einbiegend, einen Menschenhaufen gewahrten, der sich vom andern Ende der Straße langsam heranschob. Den Mittelpunkt des Schwarmes bildete ein schwerbetrunkener Mann, der von einer Seite der Straße zur andern taumelte und den die Menge, besonders die männliche Schuljugend, mit unbarmherzigem Gaudium verfolgte. Hin und wieder stand der Mann still und bat seine Peiniger, ihn doch seines Weges gehen zu lassen, gab auch den Jungen Geld, worauf sie versprachen, ihn in Ruhe zu lassen, um sofort wieder hinter ihm herzujohlen, wenn er weiterging. Dann drehte er sich plötzlich und zornmütig um, um einen seiner Quäler zu haschen und zu züchtigen; aber dabei stürzte er jedesmal zu Boden. Aus einer Stirnwunde blutend, über und über vom Straßenschlamm besudelt, mit zerrissenen Kleidern, schleppte er sich weiter. Unweit des Hauses Meister

Zirbelhahns des Schneiders kam er wieder zu Falle. Peter Grapengeter nämlich, der bei solch einem Schauspiel unmöglich fehlen konnte, ja, der dergleichen Augen- und Herzensweide zu wittern schien wie der Hund den Hasen, hatte einen andern Jungen so gegen den Trunkenen gestoßen, daß dieser stürzen mußte. Eben machte sich Peter daran, mit einem Stecken den Riß im Rock des Daliegenden nach Möglichkeit zu erweitern, wie er es schon vorher mit Erfolg versucht hatte, als ein besonders kräftiger Stoß ihn platt in den Schmutz warf. Verblüfft raffte er sich auf, sah sich um und erkannte sein Widerspiel: Hermann Stahmer. Die beiden gehörten nun einmal zusammen wie Ormuzd und Ahriman. Eben wollte Peter zum Kampfe anspringen, als ein paar Erwachsene sich ins Mittel legten und ihn beiseite schleuderten. Beschämt durch das herzhafte, wie selbstverständliche Eingreifen des Knaben, hatten diese Erwachsenen nun doch begriffen, daß man dem Greuel ein Ende machen müsse.

„Gracchus, faß mit an!“ hatte Hermann gerufen, und mit Hilfe der Beiden hatte sich der Bedauernswerte erhoben.

„Wo wohnen Sie?“ fragte Hermann höflich.

Aber er brauchte die Antwort nicht abzuwarten; denn bleich wie der Tod, zitternd wie Espenlaub, das Meßband um den Hals, kam Meister Zirbelhahn aus seinem Hause hervorgestürzt, rief: „Hier herein, hier!“, schob Gracchus sanft beiseite und führte mit Hermann zusammen den fast Bewußtlosen ins Haus. Drinnen sagte Zirbelhahn:

„Vielen, vielen Dank, mein Junge, jetzt kann ich mir schon allein helfen, vielen, vielen Dank! Ich mach es mal wieder gut!“

Ach, heute sang er nicht.

„Oh bitte, bitte, keine Ursache!“ sagte Hermann, zog die Mütze, machte einen tiefen Bückling, wie er's gewohnt war, ging hinaus und zog nachdenklich die Tür hinter sich zu. Diese Tür sollte er noch einmal schätzen lernen.

Die Menge draußen war totenstill geworden, sobald Meister Zirbelhahn erschienen war. Man wußte ja Bescheid: Zirbelhahns verlorener Sohn war wieder einmal nach Hause gekommen.

Zirbelhahn der Jüngere war eigentlich ein ebenso guter Kerl wie der Ältere; er war auch ein guter Arbeiter, und der Vater war einmal sehr stolz darauf gewesen, einen Schneidersohn erzeugt zu haben, der so groß und stark war, daß er Grobschmied werden konnte. Aber alle paar Monate etwa stand plötzlich hinter Hannis Zirbelhahn der Quartalsteufel, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Du mußt mit!" und dann ließ Hannis den Hammer aus der starken Faust gleiten und ging trinken. Dann verbrachte er alles, was er bis dahin erspart und verdient hatte. Schon vor einer Reihe von Jahren hatten Sohn und Vater sich getrennt. „Es ist besser, du bleibst für dich," hatte der Alte gesagt, obwohl sich ihm dabei das Herz im Leibe umgedreht hatte. Und der Sohn hatte trotzig zugestimmt. Aber wenn er recht tief „im Tran" saß, dann tat auch ihm das Herz nach seinem Alten weh; dann erzählte er allen, die es hören oder nicht hören wollten, was für einen herrlichen, hochachtbaren Vater er habe, was der von ihm halte und er von dem, bis die Leute in der Kneipstube sich über ihn lustig machten. Dann wurde er plötzlich ganz still, stand auf und ging. Und ging, sobald es dunkel war, an sein Vaterhaus und betrachtete es von außen; wenn er viel alkoholischen Mut hatte, ging er auch hinein und begrüßte den Alten. Der machte ihm dann ein Lager zurecht und ließ ihn ausschlafen. War er erwacht und ernüchtert, schlich er sich, wenn irgend möglich, unmerklich davon. Nach solchen Besuchen sang Vater Zirbelhahn besonders lustig, z. B. nach der Melodie „Ach, wie ist's möglich dann":

„Schlecht ist der Junge nicht!
I Gott bewahre! Sein
Herz ist noch immer gut,
Nur furchtbar schwach!
W o her hat e r das bloß?
V o n seinen Eltern doch
Sicher nicht! Na er wird
Wohl noch mal klug!"

Aber so schlimm wie diesmal war er noch nie nach Hause gekommen. Diesmal dauerte es Tage, bis der gute Meister wieder singen konnte; er fing auch nur ganz leise wieder an und sang nach der Weise „An der Saale hellem Strande":

„Ja, was soll man dabei machen?
Reden hilft da nichts, gar nichts.
Wenn er nicht von selbst vernünftig
Wird, ich kann ihm ja nicht helfen.
Gott muß wissen, was er tut.“

19. Kapitel.

Nautikus Ohlenfleths Vorsatz, die Familie Stahmer zu besuchen, hätte nie zu einer Annäherung geführt, wenn nicht seine gute Frau eines Tages von Hermann vernommen hätte, daß seine Mutter die Blumen liebe, und Frau Rike nicht dadurch auf den prächtigen Gedanken gekommen wäre, Frau Susanne einen Ableger von einem besonders schönen, kraftstrotzenden Oleander zu schicken. Diese Aufmerksamkeit rührte Susannen und Theobald gleichermaßen, und dieser sprach:

„Wir müssen die Leute einmal aufsuchen; sie sind zu schüchtern, um von sich aus einen Verkehr anzubahnen.“

Frau Rike geriet aus dem Häuschen, als aus der Finsternis der Hühnerstiegenklamm die Gesichter der beiden Stahmer auftauchten; denn, obwohl eigentlich fast so phlegmatisch wie ihr Mann, wurde sie doch immer sofort sanguinisch, wenn ihre Gastlichkeit auf den Plan gerufen wurde. Theobald erhob energisch Einspruch, als Nautikus die Pfeife in die Ecke stellen wollte. — „Wenn Sie nicht weiterrauchen, kehr ich sofort wieder um!“ — da mußte er die Pfeife wiederholen. Rike braute einen Kaffee von unzähligen Bohnen, stellte einen mit Rosinen und Korinthen wohlgespickten „Klöben“, wie sie ihn für den Sonntag zu backen pflegte, auf den Tisch und nötigte so unermüdlich, daß die Gäste tot auf dem Platze geblieben wären, wenn sie so oft zugelangt hätten. Natürlich entwickelte sich aus dem Ableger des Oleanders alsbald ein Gespräch mit Ästen, Zweigen, Blüten und Früchten; Frau Rike mußte die ganze Entwicklungsgeschichte ihrer Hortensien, Fuchsien, Geranien, Levkojen usw. nebst allen Kinderkrankheiten von der Seele los sein; von den Blumen aber kamen sie schon bei der ersten Tasse auf einen grenzenlos anziehenden Gesprächsgegenstand. Auf welchen? — Du errätst es nie, mein Leser, wenn ich dir nicht zu Hilfe komme.

„Gott, wat hem'm Se for'n lütten gooden Jung, Fru Stohmer!" rief Frau Rike aus. „Dat is rech so 'n lütten Truhattigen (Treuherziger)! Wat hett dat Kind for 'n Por goode Dogen! Un ümmer steiht 'e unsen Gracchus bi, wenn de Jungens em tarrt (necken). Uns Gracchus is jo man so 'n lütten Dromklas, de sick de Botter vun't Broot nehmen lett." (Leise, auf ihren Mann blickend:) „Dat hett 'e vun em. Och un Ihr lütt Gudrun! Dat is jo wull 'n richdigen lütten Engel, dat süht man ehr up dusend Schritt an! Jo, wi harrn jo binoh ook noch so 'n lütt Deern hatt, ober de is uns storben; de kreeg de Tähn dorch de Boß[1]), un dor is se bi opgohn. (Wie oben:) Dat is em bannig neeggohn (sehr nahegegangen)!"

So ging es unaufhörlich weiter wie die Kaffeemühle, die Frau Rike zwischen den Knien hielt und unermüdlich weiter drehte, obwohl die Stahmers längst gesättigt waren.

Susanne brauchte keine „konventionellen Lügen" zu dreschen, um der Mutter des Gracchen Gutes mit Gutem zu vergelten. Sie rühmte seine Bescheidenheit und seine großen Gaben.

„Jo, 'n Kopp to 'n Lehrn hett 'e!" rief Rike beglückt, „dat Lehrn is em all man Spillwark." (Wie oben, mit Stolz:) „Dat hett 'e vun em!"

Susanne fügte hinzu, daß er überraschende Fortschritte im Klavierspiel mache und daß der Lehrer gesagt habe: „In dem steckt ein Künstler!"

„Och Gott ja," meinte Rike, „wat helpt dat all! Wi könt em jo doch nix anners warden loten as Arbeiter."

„Oh, das wollen wir doch erst abwarten," rief Susanne. „Kommt Zeit, kommt Rat. Ich wünsche Ihnen wenigstens, daß Sie an Ihrem Jungen — an all Ihren Kindern! — recht, recht viel Freude erleben!"

Hier schien Rike Ohlenfleth etwas verlegen zu werden; sie blickte in ihre Schürze und sammelte die übergesprungenen Bohnen auf, und dann nötigte sie etwas hastig, doch besser zuzulangen. — —

---

[1]) „Sie kriegte die Zähne durch die Brust" — eine der vielen geheimnisvollen Volksdiagnosen.

An der Wand war ein Pack sozialistischer Zeitungen aufgehängt: Das „Hamburger Echo". Theobald sah es, wollte aber kein politisches Gespräch anfangen; er wollte sich an diesen Menschen freuen. Es kam aber dann doch anders. Nautikus selbst nahm politischen Kurs.

„Was machen denn Ihre andern Kinder?" hatte Theobald gefragt.

„Och danke — denen geht's auch gut," versetzte Ohlenfleth. „Die Älteste dient ja auf St. Pauli bei einem großen Bäcker; die steht nichts aus, und die Jungens — wo stecken denn die Jungens heute?" fragte er Riken.

„Gott, Nauti, wie sall ick dat nu weten!" rief diese verwundert. „Philipp is jo up Agitatschonsreis', dat weeß du jo ook; un wo Julus is, dat weet ick nich."

„Agitationsreise?" fragte Theobald.

„Ja, das ist ein strammer Sozialdemokrat," sagte Nautikus, „ein zielbewußter!" und lächelte dabei ein wenig. Dies Lächeln reizte Theobald nun doch zu der Frage:

„Und Sie?"

„Ich bin man 'n lauer," sagte Nautikus.

„Soso, nur ein lauer," lachte Theobald. „Aber doch Sozialdemokrat."

„Dja Gott — was soll 'n Arbeiter anders sein?"

„Na, ich könnte mir allerlei denken, was ein Arbeiter sein könnte."

„Was denn?"

„Nun, z. B. nichts andres als ein pflichttreuer Arbeiter, der sich nichts Unwürdiges gefallen läßt, weder unwürdige Behandlung noch unwürdigen Lohn."

„Ja, einen ausreichenden Lohn wollen eben die Arbeitgeber nicht zahlen."

„Die Arbeitgeber! Alle?"

„Nein, es gibt ja natürlich auch gute darunter. Wenn alle Arbeitgeber wären wie Sie, Herr Stahmer . . ."

„Sprechen wir nicht von mir. Werden Sie ungenügend bezahlt?"

„Gott — nee — das kann ich grade nicht sagen; aber jeder möchte doch gern seine Lage verbessern —"

„Das ist Menschenrecht, und keiner kann's Ihnen verübeln. Es gibt aber immer zwei Wege zur Besserung: man kann sie sich schenken lassen, oder man kann sie verdienen. Geschenke muß man abwarten; den Verdienst kann man erzwingen durch Leistung, nota bene, wenn man was k a n n. Es gibt schlimme Arbeitgeber genug, Kerle, die den Hals nicht vollkriegen können, Gott sei's geklagt. Die Gesellschaft hat keine böseren Feinde. Aber warum sollen die Unternehmer lauter Engel sein; sind es denn die Arbeiter?"

„Nein, gewiß nicht," versetzte Ohlenfleth, „aber es liegt ja auch weniger an den Menschen als am System."

„Da stoßen wir auf Grund," sagte Stahmer. „Haben Sie ‚Das Kapital' von Marx gelesen?"

„Nein," wehrte Nautikus lächelnd ab, „das ist mir zu schwer."

„Ja, es ist künstlich schwer gemacht; als Augur — Sie wissen, was das ist —"

„Natürlich," sagte der geschichtskundige Nautikus.

„Als Augur wußte der keineswegs geniale, aber schlaue Karl Marx, daß man ein Hokuspokus machen muß, wenn man die Masse blenden will. Wenn man von diesem Buch den Gallimathias abschält, bleibt eine unglaublich seichte Theorie, die aus leeren Behauptungen ohne Beweis besteht."

Nautikus machte große Augen. In den Volksversammlungen hatte man das nicht gesagt.

„Wenn unsere Regierung wüßte," fuhr Theobald fort, „daß ein Volk eine S e e l e hat, und daß, wenn man ein Volk führen will, man zu seiner S e e l e reden muß, dann würde sie hundert Meister der Klarheit durchs Land senden und den Kommunismus erklären lassen. Das hieße ihn besiegen. Denn wenn man ihm das Gewand der Phrase auszieht, blamiert er sich ganz von selbst bis auf die Knochen. Eine Seele, die sich blamieren könnte, hat er nicht."

„Jaaa," knarrte Nautikus und machte wieder die erste Tür seiner Gedankenkammer auf, „das mag ja wohl alles sein; ich gebe ja auch nicht viel auf all diese Redensarten. Die malen sich immer die schönste Brüderlichkeit aus, und wenn sie unter sich sind, gönnen sie sich nicht das Weiße im

Auge; das weiß ich ja alles ganz gut; aber wenn es mit den Theorien auch nicht stimmt — die Tatsachen sprechen doch zu deutlich. Das müssen Sie doch auch sagen, Herr Stahmer, es herrscht doch noch viel Elend in der Welt."

„In der Welt oder in Deutschland?"

„Na, in der Welt und auch in Deutschland."

„Auch in Deutschland gibt es noch Elend, natürlich. Das ‚viel' geb ich Ihnen nur zu in dem Sinne, daß jedes Elend zu viel ist. Ein guter Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Wenn Sie aber mit unbefangenen Augen um sich blicken, Herr Ohlenfleth, können Sie da wirklich von herrschendem Elend sprechen?"

„Von herrschendem Elend — nein —"

„Ich habe," fuhr Stahmer fort, „die Volksschule beobachten können als Junge und als Mann. Meiner Elternwohnung lag eine Volksschule gegenüber, und jahrelang habe ich die Kinder kommen und gehen sehen. Damals — es war in den 70er Jahren — trug die Mehrheit Holzpantoffeln, weil es zu Stiefeln nicht langte, und Jacken und Hosen waren meistens dürftig, geflickt, zerrissen und auch wohl schmutzig. Verhungerte Gesichter und Körper sah man damals schon selten. Jetzt bin ich schon seit Jahren im Vorstand einer Hamburger Volksschule und nehme aufmerksam teil an ihrem Leben und ihrer Entwicklung. Der Holzpantoffel ist so gut wie ganz verschwunden; die Jacken und Hosen und Mützen sind so nett und manierlich, daß ich mich manchmal erst künstlich daran erinnern muß, unter ‚Proletarierkindern' zu sein, und wenn sich hier und da wirklich noch ein blasses Gesichtchen findet, so sind immer Menschen da, die ihm mit Freuden helfen. Ist es nicht besser geworden, Herr Ohlenfleth?"

„Jaa, gewiß ist es besser geworden; aber —"

„Nun, warum sollt's denn nicht weiter besser werden? Wenn wir die Profitwüteriche tüchtig in Gesetze einklemmen und wenn die Arbeiter sich zusammentun und ihre vernünftigen Forderungen durchsetzen —"

„Jaaa, die Ungleichheiten sind doch zu groß," meinte Nautikus. „Sehen Sie sich so 'n Schiff an, Herr Stahmer; oben

auf 'm Deck feiern sie Ballfeste, und unten im Schiffsraum schwitzt der Kohlentrimmer sich tot."

„Darf ich Ihnen ein paar Fragen vorlegen, Herr Ohlenfleth, recht wie so'n Schulmeister fragt — an mir ist nämlich 'n Schulmeister verloren gegangen —"

„Bitte, Herr Stahmer —"

„Also: wollen Sie die Feste abschaffen?"

„Die Feste? Nee ..."

„Natürlich nicht. Die Arbeiter feiern ja auch Feste. Gar nicht so wenig, Gott sei Dank. Weiter: Fährt das Schiff der Feste wegen?"

„Nee ..."

„Es fährt, weil es Menschen und Waren befördern muß, nicht wahr?"

„Natürlich."

„Es muß also fahren. — Muß der Kessel geheizt werden?"

„Ja natürlich," lachte Nautikus; das Frage- und Antwortspiel schien ihm Vergnügen zu machen.

„Also die Arbeit des Heizens muß getan werden. Soweit sind wir einig. Warum schleppt denn der Trimmer die Kohlen? Hat ihm jemand befohlen: Du mußt Kohlen schleppen und darfst nichts anderes tun?"

„Nein, das nicht ..."

„Zwingt ihn jemand dazu?"

„Ja, der Hunger."

„Hunger haben alle Menschen. Aber sie schleppen nicht alle Kohlen. Warum schleppt unser Mann da unten im Schiffsraum Kohlen? Warum ist er nicht Steuermann, Zimmermann, Schneider, Gärtner, Schreiber, Postbote? Haben Sie einmal einen gefragt?"

„Nein."

„Ich auch nicht; es hätte ja auch wenig Sinn. Denn wie wir Menschen einmal sind, alle sind, wollen wir an unserer Entwickelung, wenn sie nicht nach Wunsch gelaufen ist, nicht schuld sein. Ja, wenn wir was Großes geworden sind, dann haben wir's gemacht; sind wir aber nichts geworden, dann haben die andern die Schuld. Nehmen wir aber einmal an, Herr Ohlenfleth, solch ein Mann antwortete Ihnen auf alle

Ihre Fragen mit der strengsten Wahrhaftigkeit, erzählte Ihnen sein ganzes Leben mit der peinlichsten Aufrichtigkeit. Gewiß, es könnte sein, daß Sie einen jener Ärmsten getroffen hätten, die unter einem bösen Stern geboren scheinen, die das Schicksal erbarmungslos verfolgt, es gibt solche Fälle — wer wollte einem solchen Manne nicht helfen? — aber wer ist in diesem Falle anzuklagen: die Menschen oder das Schicksal? In 999 von 1000 Fällen aber würden Sie aus einer solchen Lebensbeschreibung klar erkennen, daß der Mann sich seinen Weg selbst bereitet hat, daß er selbst die Schuld trägt, wenn es ihm nicht nach Wunsch geht."

Hier hätt' es nahegelegen, fortzufahren: „Warum arbeiten z. B. Sie, Herr Ohlenfleth, in einer Gesundheitskaffeefabrik? Wie sind Sie dorthin gekommen?" wenn Theobald Stahmer nicht alles in der Welt näher gelegen hätte, als dem alten Manne wehzutun. Und im Grunde: Was fehlte diesem Manne? Was hatte er nicht erreicht?

„Dscha — was heißt ‚Schuld'," meinte Nautikus.

„Sie meinen, der Mensch hat keinen freien Willen und muß tun, wozu seine Natur ihn unwiderstehlich treibt. Ja, Herr Ohlenfleth, wenn wir die Tat eines Mörders von Ursache zu Ursache bis zur letzten verfolgen könnten, würden wir diese Ansicht vielleicht bestätigt finden. Aber da müßten wir in Urgründe hinabsteigen, vor denen unser Auge schon nach zwei Schritten erblindet. Der Welturheber läßt sich nicht in die Karten gucken. Und wenn nun, Herr Ohlenfleth, eines Menschen Dummheit oder Faulheit oder Unverträglichkeit oder Bosheit oder Gewalttätigkeit oder Lasterhaftigkeit, wie Sie meinen, aus solchen Urgründen steigt — wollen Sie dann den armen Arbeitgeber dafür verantwortlich machen, daß ein Zurückgebliebener niedrige und schwere Arbeiten verrichten muß? Wenn es überhaupt keine Schuld gibt, dann gibt's doch auch für den Arbeitgeber keine."

„Nein, nein," wehrte Nautikus ab, „die Arbeitgeber sind es ja auch nicht, aber das System, das System ..."

„Umgekehrt, Herr Ohlenfleth, das System der Privatwirtschaft, das Sie meinen, ist sehr gut; aber die Menschen taugen nichts, weder die Unternehmer noch die Arbeiter;

das ist der Casus cnusus! Die soziale Frage ist längst gelöst; Immanuel Kant z. B. hat sie gelöst. Als er sagte: Tu deine Pflicht, das ist das oberste Gebot. Aber bis die Menschen darauf hören, hat's noch Weile. Na, jetzt haben wir wohl die Luft hinreichend mit Politik verpestet; lassen Sie uns in reinere Höhen steigen, Herr Ohlenfleth. Ich sehe, Sie haben da eine stattliche Bibliothek; darf ich darin mal schmökern?"

„Aber gewiß — gern!"

„Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit," sagte Theobald, ein Buch aus der Reihe nehmend.

„Ja, das les' ich für mein Leben gern," sagte Nautikus, „leider hab ich nur den einen Band davon."

„Ich hab das ganze Werk doppelt," versetzte Theobald, „und das eine Exemplar steht mir nur im Wege. Wenn ich es ihnen verehren darf, tun Sie mir einen Gefallen."

Nautikus genierte sich furchtbar. Er genierte sich, anzunehmen, hütete sich aber wohlweislich, abzulehnen, und sagte nur: „Oh — oh — das — das ist ja —"

„Ja," meinte Theobald, „in dem Werk ist mehr Geschichte als in mancher zwölfbändigen Universalgeschichte. Und wissen Sie, welches Gefühl ich nach dem Lesen immer wieder habe? Wir Deutschen stecken in einer gesunden Haut." — — —

20. Kapitel.

Daß ihm alles Lernen Spielwerk sei, würde Frau Susanne von ihrem Stolz und Liebling nie behauptet haben, weil sie ihren Kindern keine Vorzüge andichtete; aber doch ging durch den ganzen kleinen Kerl — klein im Vergleich zu einer Stubentür — ein Aufleuchten und Aufatmen, als er den Händen des Herrn Professor Morpheus — ich wollte sagen: Meusel — entronnen war und Blick und Stimme und Geist des jungen Dr. Sorgenfrei auf ihn zu wirken begannen. Er fing an, die Schule ernst zu nehmen, weil sie unter diesem Manne fröhlich war; er machte sichtlich Fortschritte, nur nicht in den verd . . . fremden Sprachen. Daß die alten Römer „sus" sagten und die Franzosen „porc", wo es doch das wunderbar treffende, alles sagende Wort „Schwein" gab, das

war einfach eine Bosheit, eine Gemeinheit, eine Niedertracht. Die babylonische Sprachenverwirrung konnte niemals von Gott, konnte nur vom Teufel herrühren. Ein liebender Gott hätte niemals fünf Deklinationen, vier Konjugationen und all das andere Teufelszeug geschaffen. Die so denken, vergessen allerdings, daß der Gott des alten Testaments ein Gott der Rache ist.

Die Natur kennt keine Erbschaftsgesetze und so hatte sie die sprachliche Begabung Theobalds nicht auf seinen Sohn übertragen, wohl aber auf sein Töchterchen. Gudrun kannte keine französischen oder englischen Schwierigkeiten; sie bewältigte auch sonst das Schulpensum mit stillschweigender Selbstverständlichkeit; nur in mathematischen Dingen zeigte sie jene liebenswürdige Schwäche, die euch — von mir vergötterten! — Frauen nun einmal anzuhaften scheint. Trotz Sonja Kowalewska. Da fällt mir ein: vom Schulleben Gudruns habe ich bisher noch gar nichts berichtet. Eine besondere psychologische Feinheit von mir. Die besten Frauen und die besten Schüler sind die, von denen man nicht spricht. Ich habe gesagt, daß Gudrun zu jenen „Selbstgängern" gehörte, die man nicht zu erziehen braucht. In ihrer Schule war sie amor et deliciae generis humani, Liebe und Lust des Menschengeschlechts. Kräuselt eure Nasen so hämisch, wie ihr wollt, ihr Menschenverächter; wer Jahrzehnte vor Kindern gestanden hat, erinnert sich mit unvergänglichem Glück und zu ewigem Trost, daß es solche amores et deliciae auf Erden gibt. Hat doch gar ein römischer Kaiser diesen Ehrennamen erworben, warum nicht ein Schüler, der es sicherlich leichter hat?

„Ja, warum half denn nicht Gudrun ihrem Bruder bei den Schularbeiten?" Ihr habt eine Ahnung von Männerstolz!

Hermann Stahmer also mußte Nachhilfestunden haben, zunächst im Französischen, und da Brunhilde beim besten Willen die Zeit nicht erübrigen konnte — was lag näher, als den leibhaftigen Franzosen und Sprachlehrer Monsieur Rébéré heranzuziehen, der nach Brunhildens Zeugnis die richtige Aussprache und das richtige französische Benehmen gegen Damen hatte. Herr Rébéré kam zu den Stunden ins Haus und bewies von Anfang an den richtigen französischen Ge-

schmack für den richtigen französischen Kognak und die guten Zigaretten, die ihm mit norddeutscher, Stahmerscher Gastlichkeit à discrétion hingestellt worden waren. Wenn der Geist des Schülers sich in gleichem Maße hob, wie der Geist in der Karaffe sank, dann konnte man mehr als zufrieden sein. Diese Beobachtung hinderte den vertrauenden Theobald nicht, dem kleinen schwarzen Schwätzer, der sich nach seiner beweglichen Klage in einer augenblicklichen Verlegenheit befand — das klang auch glaubhaft — das Stundengeld für mehrere Monate vorauszuzahlen. Dasselbe versuchte Monsieur Alphonse bei seinen sämtlichen Kunden, und als es ihm bei den meisten gelungen war, verschwand er. Nach und nach kam es denn auch ans Licht, daß er dem Jungen eigentlich gar keinen Unterricht erteilt hatte, daß er sich von ihm seine Spielsachen hatte zeigen lassen, ihm in deutscher Sprache, die er leidlich beherrschte, Anekdoten erzählt und sonstige Allotria getrieben hatte.

Da das Ganze nur einige Wochen gedauert hatte, so war es keine sonderlich aufregende Erfahrung; aber eins war an diesem Lümpchen doch merkwürdig gewesen. Stahmer hatte es einmal zum Frühstück eingeladen, und dabei war man in eine lebhafte Unterhaltung geraten. Natürlich hatte Theobald peinlichst vermieden, auf die „année terrible" zu kommen, und wenn das Gespräch dennoch diese Wendung nehmen wollte, sofort den Gegenstand gewechselt. Man sprach von mancherlei Einrichtungen und Zuständen in Deutschland und Frankreich. Der Monsieur war liebenswürdig genug, einiges in Deutschland als vortrefflich anzuerkennen, wurde aber sofort „krötig", wenn Stahmer an französischen Dingen auch nur das Geringste auszusetzen fand. Das Kurze vom Langen war, daß in Deutschland einiges gut, in Frankreich aber alles unübertrefflich sei. Theobald mußte sich unwillkürlich fragen, wie sich ein Deutscher in gleichem Falle benimmt. Auch wie ein Narr, aber nach der entgegengesetzten Seite.

Unser Hermännchen ist aber ein Glückspilz, und so kommt er trotz dieses „Reinfalls" zu seinem Rechte, wie alsbald zu sehen sein wird.

Es hat seinen guten Grund, daß der Held der größten und deutschesten Dichtung alle vier Fakultäten durchackert hat: Philosophie, Juristerei, Medizin und Theologie. Es ist der Jugendglaube großer Seelen: man muß alles lernen, um alles zu wissen, und man muß alles wissen, um weise zu sein. So war es auch der Glaube des geheimnisvollen Mannes gewesen, der, seit einem Jahre etwa, ein bescheidenes Landhäuschen mit großem, altem, parkartigem Garten am Rande unseres Dorfes bewohnte. In der Bevölkerung gingen märchenhafte Vorstellungen von der abgründigen Gelehrsamkeit des vierfachen Doktors, mehrfachen Ehrendoktors und Professors Waldemar v. Weidenbach um, der dabei nicht das geringste Amt versah und selten unter Menschen erschien. Er selbst hatte keine solche Vorstellung von seinem Wissen und Können; er nannte niemals seine Titel und mochte nicht mit ihnen genannt sein; auch seinen Adelstitel wünschte er nicht beachtet zu sehen, so wenig, wie er eine goldene Uhrkette oder eine goldene Brille trug. Er trug eine Brille mit stählernem Gestell und eine Uhrkette von Eisen. Er mied jeglichen äußeren Schmuck, und an seiner Kleidung, vom breiten Schlapphut, den auch Wodan nicht breiter getragen hat, bis hinunter zu den deftigen Stiefeln war nichts auffallend als die unbedingteste Sauberkeit. Die guten Ortsgenossen zerbrachen sich weidlich den Kopf über die Unterhaltsmittel dieses Mannes ohne Beruf und mit eiserner Uhrkette; aber sie durften getrost sein: er hätte sich mit tausend goldenen Uhrketten behängen und noch diamantene Anhänger daran herunterbaumeln lassen können, wenn er's gewollt hätte. Er hatte umfängliche Besitzungen in Rußland, und dort war er auch geboren worden. Aber im deutschen Rußland, und so liebte er die große Mutter leidenschaftlicher als viele, die ihr immer auf dem Schoße sitzen.

Ein echter Dichter soll sich seine Arbeit nicht leicht, sondern schwer machen, so schwer wie möglich, und diese Bedingung wenigstens erfüll' ich, das weiß der Himmel! Denn nun soll ich ein Geschöpfchen einführen, das es mit meiner Gudrun an Liebreiz aufnimmt und doch ganz anders ist! Dazu muß ich mich noch einer groben Leichtfertigkeit bezichtigen: ich habe Gudrun meinen Liebling genannt und habe dabei in dieser

Geschichte zwei Lieblinge: Gudrun Stahmer und Landwina von Weidenbach. Die Zweifler werden kommen und sagen: zwei Lichtelfen in einer Geschichte sei zu viel. Hat denn nicht auch der Himmel zwei Lichter in die Erdengeschichte gesetzt: den Mond und die Sonne? Und liebt man nicht Mond und Sonne zugleich? Die Sonne ist freilich ein viel zu gewaltiges Bild für das elfjährige und elfenzierliche Fräulein von Weidenbach, führt mich aber doch auf die richtige Bahn, auf das Wesen dieses Mädchens; denn sein Wesen war das Licht.

Ihr kennt Menschen, die, wenn sie lachen, auch wenn sie ausgelassen lachen, nur die Gesichtsmuskeln verziehen; ihr Auge bleibt matt. Wenn Landwina lachte, lachte die ganze Landwina bis in die letzten, feinsten Fasern ihres Leibes; hätte sie die Kleider abgeworfen, so hättet ihr gesehen, wie die Fluten lachenden Lichtes ihr ganzes Körperchen durchrieselten und durchschauerten. Es waren aber Wellenkreise, die alle von den Augen kamen, alle von den Augen und immer wieder von den Augen; immer wieder strömte aus diesen Kelchen neues, seliges Licht, und — o Wunder — man sah ganz tief hinein, immer tiefer ins jubelnde Licht und sah in der Tiefe das strahlende Herz. Die Geisterkundigen haben uns erzählt von Wesen, die in einem Astralleib erscheinen, das würde heißen: in einem Leib aus Sternenlicht. Ich glaube fast, meine Landwina wandelt in einem Leib aus Sonnenlicht einher. „Durchlaucht!" heißt soviel wie „durchleuchtet", „durchstrahlt", „durchsichtig glänzend" — „Durchlaucht" hätte man sie anreden sollen.

Wenn ihr sie euch nur nicht zu unirdisch vorstellt! Ich muß euch ein wenig erschrecken: Ihre Durchlaucht konnte dem Vater ein leckeres Süpplein kochen und vollkommen gründlich die Stube fegen, wenn es sein mußte, und blieb immer anmutig dabei. Wie sie das anfing? Ja, frag einer die Schönen, wie sie es anfangen, immer schön zu bleiben!

Hatte sie denn keine Mutter?

Man kann alle vier Fakultäten, man könnte vierzig Fakultäten studieren und doch die verkehrte Frau greifen. Eine bildschöne Sängerin und große Künstlerin hatte erklärt, sie hasse,

sie verabscheue den Lug und Trug der Kunst, ihren falschen Schimmer, ihr glänzendes Elend; nach einem stillen, bescheidenen, häuslichen Glück sehne sie sich, nach einem Mann und einem Kind, einem **Kind**! Sehr schön hatte sie das deklamiert. Und Waldemar von Weidenbach hatte sie geheiratet, als er schon ein bestaunter Gelehrter war. Als sie zwei Jahre lang Gattin und Mutter gewesen war, hatte sie erklärt, die Kunst sei ihr Lebenselement, ohne die Kunst könne sie nicht leben; in diesem Hausfrauenphilisterium versimple, verschmachte sie, werde sie wahnsinnig. Furioso hatte sie das deklamiert. Die Schönheit ihres Gatten konnte sie nicht fesseln, weil sie sie nicht sah; die meisten Menschen sahen sie nicht. Und er, der eine große Meinung von des Menschen Freiheit hatte und nie etwas behalten mochte, was man ihm nicht geben mochte, zerbrach sein Glück und ließ sie ziehen. Schon bald darauf starb sie trotz ihrer Kunst.

Der Mensch, sagt man, soll vorsichtig sein in der Wahl seiner Eltern. Das genügt aber nicht; er soll auch vorsichtig sein in der Wahl dessen, was er von ihnen erbt. Darin versehen es die Menschen fast immer. Wenn ein Genie rotes Haar, Sommersprossen und eine Warze auf der Wange hat, so werden seine Kinder mit ziemlicher Sicherheit das rote Haar, die Sommersprossen und die Warze erben, aber nicht das Genie. Landwina hatte sich schon hierin klug erwiesen: sie hatte von ihrer Mutter den Leib, von ihrem Vater die Seele genommen. So hatte sie gleich des Vaters Schönheit mit erwischt.

Ein großes, herrliches Bild ihrer Mutter hing im Wohnzimmer an der Wand. Wenn sie mit ihm allein war, sah sie es lange und forschend an. Dann kam ganz von selbst eine recht, recht heiße Träne in den Augenwinkel, keine eigentliche Träne; sie rollte nie die Wange herab; es war nur eine brennende Feuchte. Aber das durfte niemand sehen.

Da alle Tische seines Mobiliars ihm nicht genügen konnten, so breitete Weidenbach seine mathematischen, astronomischen, meteorologischen oder sonstwie gearteten Tafeln, Zeichnungen und weitschichtigen Berechnungen auf dem Fußboden seines größten Zimmers aus und hockte dann davor oder

hüpfte dazwischen herum wie ein dunkelgraues Kaninchen, nur mit mehr Verständnis. Er befaßte sich unter anderem gern mit möglichst kniffflichen Preisaufgaben wissenschaftlicher Akademien und hatte erst kürzlich einer Turiner Akademie nachgewiesen, daß eine von ihr gestellte mathematische Aufgabe überhaupt nicht zu lösen sei. So kam es denn recht häufig vor, daß ein Mittagessen, das ihm in Abwesenheit Landwinas um 2 Uhr hingestellt war, um 7 Uhr noch unberührt an seinem Platze stand. Dann klopfte man aber lebhaft an die Tür. Man mußte aber dreimal klopfen, bevor Faust dem umgekehrten Teufel „Herein!" rief.

„Aber Pappchen, willst du denn gar nicht essen?"

Weidenbach blickte zerstreut — man nennt einen Denker seltsamerweise zerstreut, wenn er am gesammeltsten ist — sagen wir also: er blickte aus Milchstraßenfernen sein Töchterchen an und sagte:

„Aber Landa, ich h a b doch gegessen!"

Dann machte Landa mit Lachen und mit ausgebreiteten Armen einen Luftsprung und schimmerte dabei wie eine Libelle und rief:

„Aber n — e — i — n, Pappchen, du hast wieder das ganze Essen stehen lassen!"

„Du mußt dich irren, Kindchen, ich h a b e gegessen!" versicherte Weidenbach mit sanfter Hartnäckigkeit.

„Nein, Pappchen, nein" — nun tat sie, als wenn sie schmolle — „nun komm doch und iß; ich hab's dir wieder schön warm gemacht; nun iß auch, eh es wieder kalt wird!"

Dann gehorchte er; denn diese Augen überstrahlten alle Wissenschaften.

Vorsorglich hatte sie im Speisezimmer alle Bücher und Zeitschriften beiseite geräumt, damit er wirklich esse und nicht lese. Sie hatte auch gesorgt, daß das Essen gut sei und ihm schmecke. Denn Landa regierte das Haus; Landa war Hausmutter; Landa war — so merkwürdig das klingen mag — Landa war Dame. Die Dienstmädchen, wenn es nicht ganz gottverlassene Geschöpfe waren, folgten ihr von selbst. Sie brauchte nicht zu schelten; das hätte sie auch nicht gekonnt. Wenn die Elfenkönigin erscheint, neigen sich alle Geister in

fröhlicher Demut; denn ihr Zepter ist ein Blütenzweig. Und ich muß etwas noch Gewagteres von ihr sagen, etwas ganz Verrücktes: Landwina war Kavalier. Liebe Leserin, nicht wahr: auch gute, liebe Frauen sind in Dingen des Besitzes und Eigentums zuweilen ein wenig kleinlich? Wenn ein Händler unverschämte Preise forderte, lachte Landa von Herzen lustig und sagte freundlich: „Schönen Dank, ich brauche nichts"; denn feilschen konnte sie nicht um die Welt. Aber wenn ein altes Männchen oder Mütterchen seine Ware gar zu wohlfeil ausbot, dann gab sie ihm mehr, als es verlangte, weil sie fürchtete, es fordre aus Not so wenig. Wenn ihr Vater die Dienstboten reich beschenkte, tat sie aus ihrem eigenen Täschchen dazu — sie hatte ihr Geld eigentlich nur zu solchem Zwecke —, und wenn der oft bemühte Postbote vom Alten fast regelmäßig beschenkt wurde, so lieferte er die Post doch noch lieber an das Fräulein ab; denn die gab noch mehr.

Sie kümmerte sich viel um die Post, und das war ein Glück. Denn ihr Papa schrieb zwar fleißig Briefe; aber er schickte sie gewöhnlich nicht ab. Sie mußte sie unter Büchern und Papier hervorsuchen und auf den Weg bringen.

„Was hat aber das alles mit Hermanns schlechtem Latein und Französisch zu tun?" fragst du jetzt, o Leser! Wolle nicht klüger sein als die Vorsehung, die in einer Geschichte immer der Verfasser ist. Adele Lorma-Bullerbohm, die ehemals wirklich bedeutende Tragödin, deren du dich von Susannens Geburtstag her erinnerst, hatte auf einer russischen Gastspielreise die Gattin Weidenbachs kennen gelernt — alle Bühnenkünstler kennen alle Bühnenkünstler; jeder von ihnen ist ein vollständiger Theateralmanach. Und Adele hatte nicht sobald vernommen, daß Weidenbach sich in der Gegend niedergelassen habe, als sie und ihr Gatte ihn auch aufsuchten. Adele sprach nun freilich mehr von der Zerline Weidenbach, als dem Professor wohltuend sein konnte; aber das hinderte ihn nicht, das Paar mit gastlichster Liebenswürdigkeit zu behandeln und zu unterhalten. Und als nun die Rede natürlich auch auf Rodrigo, das Kind der Bullerbohms, kam und der Professor vernahm, daß der Junge in der Schule durchaus nicht mitkomme — was allerdings ganz andere Gründe hatte als Hermanns Rückständigkeit, Gründe, die

den Eltern sehr bekannt sein konnten, was sie aber ausschließlich dem „öden Schuldrill“ zuschrieben — da sprang Weidenbach auf wie Feuer und Flamme und rief:

„Wollen Sie mir eine große Freude machen?“

Und als die Bullerbohms sich dazu natürlich bereit erklärten, rief er:

„Geben Sie mir Ihr Kind zum Unterricht; vielleicht kann ich ihm auf die Beine helfen!“

„Ja, das wäre ja herrlich!“ donnerte Oswald Bullerbohm mit der Räuberstimme Karl Moors, „aber wie soll ich das gutmachen?“

„Nichts ist gutzumachen,“ versetzte Weidenbach, „ich allein bin der Empfangende.“

Das gefiel den Bullerbohms, und so wurde es abgemacht.

Gerade um diese Zeit hörte Oswald von unserm Theobald, daß er einen zuverlässigen Nachhelfer für seinen Sohn suche.

„Mensch!“ gewitterte Oswald, „schick ihn doch zu Weidenbach, der wird meinen Jungen auch unterrichten, und ganz umsonst!“

„Das kann ich nicht annehmen,“ sagte Theobald.

„Ja, Bezahlung nimmt er natürlich nicht; aber du wirst schon einen Weg finden, dich dankbar zu beweisen; darin bist du ja Meister. Jedenfalls müßt ihr euch kennen lernen!“

Das geschah, und als die beiden Männer eine Stunde lang miteinander geplaudert hatten, da wußte Theobald ganz genau, daß er von diesem Manne ruhig eine Wohltat annehmen könne, und Waldemar v. Weidenbach hatte eine merkwürdige, eine fast ungeduldige Neugier nach dem Sohne dieses Mannes.

Sollten denn Hermann und Rodrigo bei Weidenbach Differential- und Integralrechnung studieren? O, er konnte ja noch mehr; er hatte doch alle vier Fakultäten studiert! Damit aber nicht genug: ihr wißt doch, was ein Polyhistor ist: ein Vielwisser, sozusagen ein Alleswisser. Joseph Justus Skaliger war solch ein Alleswisser; aber er lebte im sechzehnten Jahrhundert; da war es noch nicht so schwer. Leibniz war ein Allesdenker und Alleswisser; er lebte im siebzehnten Jahrhundert; da war es schon schwerer. In unserer Zeit ist es unmöglich, alles zu wissen; aber soweit es möglich ist, soweit brachte Waldemar es

zustande. Wenn man eine Ode des Horaz antippte, so konnte er sie hersagen; ein Lied von Mörike natürlich erst recht; wenn man über die geologische Natur des Küenlün unterrichtet sein wollte, brauchte man nur ihn zu befragen; das Ursachengeflecht des spanischen Erbfolgekriegs kannte er genau so gut; pflückte man ein Kraut vom Wege, so wußte er Namen und Wesen; schlug man ein Thema von Beethoven oder Schumann an, so wußte er's hinzubringen, und nannte man ein Bild von Carracci oder von Grünewald, so konnte er's beschreiben. Nun, dann war er doch wohl imstande, die beiden Jungen zu unterrichten, gelt? O heilige Einfalt! Darum hätte er der elendeste Schulmeister des Weltalls sein können! Ich habe Menschen mit einem ganz bescheidenen Wissen gekannt, die wunderbare Lehrer waren. Warum? Sie wußten den Weg zum Kinde. Sonntagskinder verstehen die Vogelsprache; Sonntagskinder verstehen die innere Sprache des Kindes. Solch ein Sonntagskind war Weidenbach, und wenn solch ein Sonntagskind über volle Schatzkammern des Wissens gebietet, dann kann er freilich schenken wie König Salomo.

21. Kapitel.

So hatte sich also eine Brücke gebaut zwischen den Häusern Weidenbach und Stahmer, keine allerdings zwischen Hermann und Landwina. Sie waren einander schon früher begegnet. Es war ein alter, prächtiger, verwilderter Garten, in dem das Häuschen des Professors sich versteckte; dichtes Gebüsch von Flieder, Holunder, Kirschlorbeer, Hasel, Weigelie, Rhododendron, Tanne, Eibe, Mahonie, Buche, Schneebeere und mancherlei anderm wehrte dem Einblick, und gewaltige Birken, Ulmen und Ahorne ragten daraus empor; aber an einer Stelle gab es doch eine Lücke, durch die man auf einen saftig grünen Rasen sah. Auf diesem Rasen hatte eines Sonntagsmorgens Landwina gesessen in einem weißen Kleide und hatte ihrem weißen Zicklein die Flasche gegeben, und das Ganze war ein großer Sonnenfleck auf dunkelgrünem Grunde gewesen. Da war plötzlich von jener Lücke im Zaun her Gelächter erklungen. Eine Gruppe von jungen Herren im Alter Hermann Stahmers, er

selbst mitten darunter, war auf ihrem nicht von ernsten Absichten geleiteten Morgenbummel an diese Lücke getreten, hatte den Vorgang der Flaschenernährung beobachtet und ihn sehr lächerlich gefunden. Eine ganze Reihe von geistsprühenden Witzen war abgebrannt worden, unter anderem hatte einer die Frage hinübergerufen: „Ist das deine Schwester?" Und dann war das Unerhörte geschehen: Mit demselben mutterseligen Lächeln, mit dem sie ihr Zicklein tränkte, hatte Landwina fünf Sekunden lang nach der Lücke geschaut, und dann hatte sie sich mit genau demselben Lächeln wieder ihrem Pflegling zugewandt. Sie hatte von den Herren Kenntnis genommen, aber keinen Vermerk. Sie war nicht erschrocken gewesen, hatte sich nicht geärgert, nicht einmal beunruhigt. Das war stark. Junge Männer in diesem Alter sind von der allseitigen Überlegenheit ihres Geschlechts über das weibliche unbedingt überzeugt, und dann in solcher Weise abfallen — das ist äußerst bitter. Man kam darin überein, daß sie „frech" sei und daß man es hier mit einer „Gans" zu tun habe; Hermann selbst hatte dieses befreiende Wort gefunden. Vielleicht — ich will nichts Bestimmtes behaupten — aber vielleicht wirkte bei ihm im Unterbewußtsein auch Neid wegen der Ziege mit. Er nahm sich jedenfalls vor, seinen Vater in Richtung auf eine Ziege zu bearbeiten.

Verschiedenes kam hinzu, um die Gegensätze zu verschärfen. Als Hermann und Rodrigo zum ersten Male in das Wohnzimmer des Professors kamen, stand dort Landwina und empfing ihre Begrüßung. Hermann machte dabei einen so tiefen und heftigen Bückling, daß ihn eine neunzigjährige Kaiserin nicht tiefer und heftiger verlangen kann. Landwina neigte das Haupt mit eben dem gastlichen Lächeln, mit dem sie jeden Menschen zu bewillkommnen pflegte, und Hermännchen fiel dies Lachen auch weiter nicht auf. Nach der Stunde aber machte Rodrigo sich lustig über ihn: „Mensch, du hast ja eine Verbeugung vor ihr gemacht, als wenn sie deine Großtante wäre!" Und nun kam es Hermann auf einmal vor, als habe das Mädchen über seine Ungeschicklichkeit gelacht. Das war wieder bitter. Wir Menschen pflegen es einem Menschen übelzunehmen, wenn wir uns vor ihm lächerlich gemacht haben.

Das allerschlimmste aber war, daß die junge Dame an den französischen und englischen Stunden teilnahm und beiden Herren, wie sich ehrlicherweise nicht verkennen ließ, wenigstens vorläufig überlegen war. Sie hatte gewiß nicht die Absicht, das zu zeigen; an so etwas wie Wettbewerb dachte sie nicht, und ihr Vater tat sicherlich nichts, um mit ihr zu prunken; aber dergleichen zeigt sich eben von selbst. Rodrigo machte sich nicht das geringste daraus; er war „kein Streber"; Hermann aber tat es weh. Nicht, daß er Haß oder Neid gegen das Mädchen empfunden hätte; davon wußte sein Herz nichts (Neid höchstens wegen der Ziege); aber für einen überlegenen Mann bleibt es immer schmerzlich, hinter einer Gans zurückstehen zu müssen. Allerdings war die Vorstellung „Gans" inzwischen in ihm etwas verblaßt. Er stürzte sich auf die Wörter und Sprachregeln der Römer, Franzosen und Engländer, als wären es ebenso viele Grapengeter, und schon nach drei Monaten kam es ihm zum seligen Bewußtsein, daß er in der Klasse Schritt halten könne.

So tief hatte sich Hermann der Naturbursche in die Bücher hineingewühlt, daß er einmal acht Tage lang seinen Gracchus nicht sah und ihm dies kaum zum Bewußtsein kam. Als er ihn dann aufsuchte, war es über der Hühnerstiege gar nicht wie sonst; kein gutes, altes Mutter-Riken-Gesicht erschien über dem Geländer und sagte angenehm überrascht: „Aoh, du bis dat, min lütt Hermann!", ein seltsamer, fremder Hauch schlug ihm entgegen, und auch, als er schon oben auf dem drei Fuß breiten Flur stand, sah und hörte er nichts. Doch: aus dem Schlafzimmer der Alten hörte er etwas wie ein Murmeln. Mit beginnender Bangigkeit klopfte er an die Tür, und alsbald erschien Rike Ohlenfleth mit einem dicken Buch in der Hand und sagte nun doch:

„Aoh, du bis dat, min lütt Hermann! Kumm in, min Kind; uns' Vadder is so krank."

In der Tat, da lag Nautikus Ohlenfleth bleichen Angesichts, dicke Schweißperlen auf der Stirn und mit keuchender Brust. Eine Lungenentzündung hatte ihn aufs letzte Lager geworfen; mit dem „Nautikus" war es also endgültig nichts geworden; er sollte in seinem Bette sterben.

Aber der Wissenschaft blieb er treu. Rike mußte ihm vorlesen, „Weltgeschichte" natürlich. Und sie kam bis zur Ermordung des Hipparch durch Harmodios und Aristogeiton. Es war nicht leicht, über Wörter wie „Peisistratiden" und „Panathenäen" hinwegzukommen; aber mit Schweiß und Ausdauer kletterte sie doch darüber hinweg, oder sie sagte etwas, was so ähnlich klang. Die Ermordung eines Tyrannen, wenn es auch kein übler Tyrann gewesen, war doch ein versöhnender Abschluß, und obwohl in dem Buche ganz deutlich stand, daß Harmodios und Aristogeiton ihn aus persönlicher Rache getötet hatten, ging Nautikus doch mit dem Irrtum in die Ewigkeit, daß die beiden Jünglinge Freiheitshelden gewesen seien, mit diesem und noch manchem andern Irrtum, aber auch mit einem klaren Herzen, in dem nie ein Falsch gewesen, und mit der heißen Liebe seiner Rike. Am dritten Tage nach Hermanns Besuche entschlief er.

Vater Ohlenfleth war nur ein lauer „Genosse" gewesen; trotzdem folgten Tausende seinem Sarge; eine Liedertafel von Marxisten sang merkwürdigerweise „Über den Sternen wohnet Gottes Frieden", weil sie kein besseres Lied wußte, und ein vielgeübter Redner feierte den Verblichenen als „ein Opfer seines Berufs", obwohl die Lungenentzündung so wenig mit seinem Beruf zu tun hatte, wie etwa mit dem Beruf eines Rockefeller. Die Partei benutzte solche Todesfälle gern zu einer „machtvollen Kundgebung". Es war aber eine noch machtvollere Kundgebung, als tags darauf die einsame Mutter Rike ihrem Nauti all ihre schönsten Hortensien, Levkojen, Geranien und Oleander aufs Grab setzte.

Hermann betäubte der Schlag fast mehr als Gracchus. Si parva licet componere magnis, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so war Gracchus eine Natur nach der Art Goethes. Vor den Augen der Welt konnte er ein schmerzliches Erlebnis gleichsam beiseite legen, bis die Stunde des Alleinseins mit ihm gekommen war. Aus einem Instinkt des Schutzes wehrte Goethes Künstlernatur das rasche Gift des Schreckens ab, um in der Einsamkeit das langsame der Trauer zu trinken. So erscheinen dergleichen Naturen nach außen oft kalt, und selbst die Stahmer wunderten sich im stillen über

die Ruhe des jungen Ohlenfleth. Aber wenn er allein war, starrte er halbe Stunden lang vor sich hin, und auf seinen Wegen lief er ebenso lange dahin, immer vor sich auf den Boden starrend, bis er aufschrak und sich fand, wo er nicht sein wollte.

Hermann schien mehr zu leiden als sein Freund. Er hatte sich mutig den Toten angeschaut, den ersten, den er sah, und das Grausen des Todes schüttelte ihn bei weitem nicht so heftig wie seine Tragik. Gracchus hatte keinen Vater mehr — das konnte er gar nicht fassen. Er dachte daran, daß ihm das geschehen wäre: sein Vater tot, oder seine Mutter — er floh vor dieser Vorstellung, ja, hier floh der tapfere Hermann! — oder sein Schwesterchen tot — hier fühlte er jählings, wie lieb er sie hatte, sie, gegen die er nicht immer so zart und rücksichtsvoll war, wie sein Vater ihm empfohlen hatte. Er dachte sich, welch entsetzliche Schmerzen man fühlen müsse, wenn man sich dann sagen müsse: Du kannst es nicht wieder gutmachen, was du deiner Mutter, deinem Vater, deiner Schwester getan....

Kinder handhaben noch nicht die Redeformen, die als Ausdrücke des Beileids gebräuchlich sind, und so wußte Hermann schlechterdings gar nichts zu sagen. Er wand sich in wortloser, schrecklicher Verlegenheit, wenn er mit Gracchus oder dessen Mutter zusammen war. Dafür trug er ihm aber all seine liebsten Spielsachen ins Haus und sagte zu seinem Vater:

„Vater, Gracchus wünscht sich schon so lange die Werke von Kleist; darf ich sie ihm schenken?"

„Ja, mein Junge, schenk ihm die Werke von Kleist!" sagte Theobald und gab ihm das Geld.

Erst nach einigen Tagen gewann er dem Unglück gegenüber den Mut, zu sagen: „Verlier man nich den Mut!"

„Och, nee...", sagte Gracchus.

Er sagte es in den nächsten Tagen noch zweimal. Es war das einzige, was er hervorbringen konnte.

Mit dem guten Nautikus war den Ohlenfleths nun aber auch der weitaus größte Teil ihrer Einnahmen dahingegangen, und von dem, was die Söhne beisteuerten, konnte die Familie nicht leben. „Eine Mutter kann zehn Kinder ernähren, aber zehn

Kinder nicht eine Mutter." Dies schändliche Wort an ihrem Teile zunichte zu machen, streifte nun Trina Ohlenfeth beide Ärmel auf und ließ ein Paar nervige Arme blicken.

Nervig waren diese Arme, das mußte man sagen; aber schön waren sie nicht, die übrige Trina auch nicht. Du siehst, lieber Leser, in Kunsttempeln nicht selten als Sinnbilder der dramatischen Kunst zwei Masken angebracht, die tragische und die komische. Wenn du dir die komische Maske recht deutlich vorstellst, dann weißt du, wie Trina im Gesicht aussah. Besonders mußt du dir von der Mundöffnung eine weitreichende Vorstellung machen; wenn man manchen Menschen durch das Auge ins Herz sehen kann, so ihr durch Augen, Mund und und Nase. Und ihre Mundöffnung schien auch die schallverstärkende Wirkung der griechischen Maske zu haben. Denn der alte Stentor ist gegen Trina ein Souffleur gewesen. „Person" kommt bekanntlich von personare, d. h. „durch und durch erschallen", und wenn das entscheidet, dann war auch Trina eine Persönlichkeit. „Trina, schree doch nich soo!" rief ihre stille Mutter alle fünf Minuten, und das half dann immer für zwanzig Sekunden; denn ihrer Mutter tat sie alles zuliebe.

Hermann kannte Trina Ohlenfleth schon recht gut; er hatte Gracchus ein paarmal begleitet, wenn er seine Schwester besucht hatte. Der Zufall wollte, daß Trina fast immer bei besonders wohlschmeckenden Herrschaften diente, z. B. bei einem Schlachter und Wurstmacher, oder bei einem Bäcker, oder bei einem Milchmann, wo es fette Dickmilch mit Zucker und süßer Milch darüber zu löffeln gab; denn auch Geschäftsleute meinten damals noch nicht immer, daß Haben, Kriegen und Behalten der Sinn des Lebens sei. Einmal diente Trina aber auch bei dem Direktor der Sternwarte, und allen, die es hören wollten, erzählte sie in allen Ausdrücken höchster Begeisterung, was für ein grenzenlos gescheiter Mann ihr Herr sei. Ein Helmholtz, ein Leopold von Ranke oder ein Wilhelm Wundt wird es sich immer zehnmal überlegen, bevor er z. B. über einen Astronomen ein abschließendes Urteil abgibt; gewöhnlich wird er es überhaupt nicht tun; Menschen wie Trina Ohlenfleth aber sagen dir mit vollkommener Sicherheit, ob Waldeyer ein tüchtiger Arzt sei oder nicht,

ob Bismarck ein Land regieren könne oder nicht. Ja, in der Medizin hatte Trina sozusagen eine kleine Praxis. Allerdings keine einträgliche; denn an ihren Vorteil hat sie zeit ihres Lebens nicht gedacht. Sie wollte nur helfen, allen Menschen wollte sie helfen, allen, die ihr in den Wurf kamen, ob sie nun Hilfe suchten oder nicht. Und es brauchte nur einer von weitem anzudeuten, daß er mit seinem Zustande nicht zufrieden sei, so sagte ihm Trina auch schon die Krankheitsbestimmung auf den Kopf zu, z. B. „Blutverschleimung" oder „innerliche Drüsen" und verordnete auch sogleich das einzig wirksame Mittel, ihr Allheilmittel: Buchweizengrütze, entweder äußerlich oder innerlich, in ernsten Fällen auf beiderlei Weise angewandt.

„Buchweizengrütze!" schrie sie dann, als wollte sie noch den Toten verkünden, wodurch sie sich das Leben hätten erhalten können.

Es sprach für die Leistungen und das innerste Wesen dieser äußerlich nicht immer angenehmen persona personans, daß ihre Herrschaften sie immer lange behalten und gut behandelt hatten. Nun aber gab sie das Dienen auf, um ihrer Mutter besser zu dienen, indem sie mit ihr zusammen eine Feinwäscherei und -plätterei eröffnete. Es wurde nun etwas lauter bei den Ohlenfleths, aber auch etwas lebendiger. Und beim Zeus! auch die vielfältigsten und hinterhältigsten, auch die gesticktesten und geflicktesten Herrenbrüste und Damenkrausen gingen aus Trinas und Rikes Händen wie neugeboren hervor.

Für Gracchus erwuchs aus dieser Umstellung die Aufgabe, zwischen den Schulzeiten und an den Sonntagvormittagen die fertige Wäsche zu den Kunden zu tragen. Als Denker gehörte er der Aristotelischen Schule an, deren Angehörige bekanntlich beim Philosophieren in der Säulenhalle des Lykeions umherzuwandeln pflegten und daher Peripatetiker genannt wurden. Wie einst als Kolporteur, so jetzt als Wäscheausträger las und lernte er im Umherwandeln, und wenn ihm dabei auch gelegentlich ein blütenweißes Oberhemd in den Rinnstein rutschte, so kam das doch gegenüber dem geistigen Gewinn nicht in Betracht.

Indessen auch diese Bewegungsfreiheit des Peripatetikers sollte eingeschränkt werden. Die Wäschekunden wollten sich lange nicht in der erforderlichen Anzahl finden, und da man

leben mußte oder doch wollte, so mußte die Arbeitskraft des jüngsten Ohlenfleth schärfer herangezogen werden. Er ging nach der Schulzeit in eine Rauchtabakfabrik, allwo er „den besten Kanaster unter der Sonne“ in kleinen Mengen abwägen, dann in Papier schlagen und jedes Päckchen mit Siegellack zukleben mußte. Die Lackstangen mußten bis zum letzten Rest ausgenutzt werden, und dabei verbrannte man sich zuweilen die Finger; sonst aber war die Arbeit nicht unangenehm, zumal man dabei ungehindert über Deukalion und Pyrrha, Dädalus und Ikarus, Perseus und Theseus und dergleichen Leute nachdenken konnte, mit denen man sich augenblicklich viel beschäftigte. Seine freie Zeit war nun freilich stark beschnitten; wer aber daraus geschlossen hätte, daß ihm keine Zeit zum Lernen geblieben wäre, der würde sich wieder einmal schwer geirrt haben. Nur faule Leute haben keine Zeit; fleißige haben immer Zeit. Und dann ist zu bedenken, daß die Fabrik einen blitzblanken Vorhof mit mindestens einem Dutzend herrlicher alter Linden hatte. Ja ja, du glaubst, ich flunkere, lieber Leser; aber es ist so gewiß wahr, wie ich hier sitze: es war eine hübsche Fabrik, und wenn du mir's zehnmal nicht glaubst. Wenn man die etwas blinden Fenster durch klare, wohnliche Fenster ersetzt hätte, dann hätte sie ausgesehen wie das Herrenhaus eines freundlichen Landgutes, und jedesmal, wenn er kam oder ging, labte sich Gracchus am Anblick der Linden. O ihr habsüchtigen Narren, die ihr die Welt vernüchtert um des Gewinnes willen — wenn ihr nicht so rettungslos dumm wäret! Wenn ihr nicht glaubtet, daß Nutzen besser wäre als Schönheit, und daß Schönheit kein Nutzen wäre! Ihr stumpfsinnigen Toren, wenn ihr nicht aus dem Bodekessel, über dem der Riese der fliehenden Königstochter nachsetzte, einen Goldtopf machen wolltet! Wenn ihr immer daran gedacht hättet, daß der Arbeiter ein Mensch ist mit einer menschlichen Seele, die ein Recht zur Freude hat wie alle Seelen der Schöpfung!

Freilich: unseres Gracchus Dasein war, vorläufig wenigstens, ein Arbeiterdasein und mit dem Herrenleben Rodrigo Bullerbohms nicht zu vergleichen. Rodrigo brauchte nicht zur Schule, wenn er nicht wollte; sein Vater oder seine Mutter schrieb ihm jeden gewünschten Entschuldigungszettel mit jeder gewünschten

Begründung seines Ausbleibens. Und vollends zu Waldemar v. Weidenbach brauchte er ja nur zu gehen, wenn er wollte. Nur keinen Zwang, dachten Oswald, Adele und Rodrigo in vollster Harmonie. Nur am Abend war Rodrigo immer gesund. Dann mußte er mit ins Theater zu Strindbergs „Vater" oder zu Wildes „Salome" oder ins Kabarett oder in ein feines Restaurant und mußte soupieren helfen mit Sekt, Mokka, Chartreuse und guten Zigaretten. Bühnenkünstler haben fast immer Freunde, die sie einladen, wenn sie eingeladen sein wollen, und Oswald Bullerbohm betrachtete solche Bewirtung im Grunde seines Herzens als den schuldigen Tribut des Philistertums an das Genie. Natürlich mußte dann der Junge mit; denn unsere Kinder sind doch das Liebste, was wir haben. Vor fünf Uhr in der Frühe ging es selten heim, und dann wär's doch wirklich eine Grausamkeit gewesen, das Kind um neun zum Unterricht zu schicken! Gar nicht selten freilich geschah es auch, daß Oswald und Adele von der Theaterprobe oder sonst einem Ausgang nicht erst nach Hause kamen und gleich zu einer vergnügten Gesellschaft gingen oder in einer fidelen Kollegenrunde hängen blieben. Dann lag Rodrigo meistens auf dem Sofa, rauchte eine Zigarette nach der andern und las dazu ein schönes Buch, etwa „Halbe Unschuld" von Marcel Prévost oder „Nixchen" von Hans v. Kahlenberg. Wenn er davon genug hatte, stöberte er etwa in der Bibliothek seines Vaters, die nicht in usum delphini zusammengestellt war, oder er starrte nachdenklich in den mit dicken Tür- und Fenstervorhängen, Teppichen, schweren Polstermöbeln und zahllosen Künstlertrophäen aus vergangenen Zeiten vollgepfropften und vermufften Raum, bis er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme legte und einschlief. Wenn er dann spät in der Nacht aufschrak und ins Bett schlich, fühlte er sich elender und verlassener als ein herrenloser Hund in öder Winternacht. Auf den Gedanken, daß ihn jemand liebe, kam er nicht.

Wenn der arme Rodrigo noch nicht den Weg des Lasters oder des Verbrechens beschritten hatte — an seinen Eltern lag es nicht; es lag ganz allein an ihm, und wie lange er noch standhalten werde, das war die Frage. Mit blutendem Herzen

hatte Susanne Stahmer gehört, daß seine Eltern ihn von einem Wirtshaus ins andere mitschleiften, ja, einmal hatten die Stahmer es selbst mit angesehen, wie er noch um drei Uhr nachts in einer Weinstube schläfrig auf einem Stuhle hing, und Susanne hatte Adelen bei Gelegenheit gesagt: „Wenn Sie einmal abends beschäftigt oder sonst außer dem Hause sind: schicken Sie doch Ihren Rodrigo zu uns; er ist uns immer willkommen; er kann ja auch bei uns schlafen!“ Mit überschwenglichen Dankesworten hatte Adele das angenommen, und zwei- oder dreimal war Rodrigo auch gekommen, dann nicht mehr. Warum nicht? Es war so schön bei den Stahmers gewesen; im schönsten Frühjahr war's gewesen, und doch war's ihm gewesen, wie wenn man aus naßkalter Winternacht plötzlich in ein wunderbar gleichmäßig durchwärmtes, hell, aber nicht grell beleuchtetes Zimmer tritt. Wie Kind im Hause hatten sie ihn behandelt; das war selbstverständlich; jeder Gast gehörte hier zum Hause. Eben darum war er weggeblieben. Wer tritt mit kotbespritzten Schuhen in ein sauberes Gemach? Es war ihm, als lüge er ununterbrochen, wenn er unter diesen reinen Menschen wie ihresgleichen tat. Denn er fühlte sich innerlich unrein und hatte doch die Keuschheit jener Befleckten, die sich scheuen, bei der Reinheit Unterschlupf zu suchen.

22. Kapitel.

Ich geb mir ja die größte Mühe, meine beiden Helden nicht älter werden zu lassen — ich hab's ja in der Hand — aber es hilft nichts: dem jungen Stahmer muß ich jetzt lange Hosen anziehen; er sieht in den kurzen zu lächerlich aus. Roland der Ries' am Rathaus zu Bremen trägt ja auch keine kurzen Hosen. Er selbst hätte freilich noch lange nichts gemerkt; aber Susanne hatte ihren Mann auf die Seite genommen und schmunzelnd gesagt: „Wir müssen ihm lange Hosen anschaffen; er sieht zu komisch in den kurzen aus!“ Und als er sie zum ersten Male angezogen hatte, sagte Theobald mit möglichst ernstem Gesicht:

„So. Von heute ab bist du Mann!“

Hermann hob überrascht den Blick, als wollte er sagen: „Und vorher?“ Aber er sagte nichts.

Siegfried Baer hätte gesagt: „Und du?“

Das aber kann ich euch versichern, daß meine beiden Helden noch richtige dumme Jungens sind, und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß sie es bis ans Ende dieser Geschichte bleiben. Daß sie es jetzt noch sind, will ich euch beweisen. Der Milchmann Jüchammer mußte plötzlich auf einen Tag verreisen — wer sollte nun den Kunden die Milch bringen? Er konnte keinen Vertreter finden. In seiner Not fiel ihm ein: Es sind ja Schulferien! und im selben Augenblick gedachte er des Gracchen als des Vertrauenswürdigsten unter den Söhnen seiner Kundschaft. Ob Gracchus nicht am folgenden Morgen und Abend mit der Milchkarre losschieben und die Kundschaft bedienen könne? Zwei Mark Tagelohn und einen Liter Freimilch! Topp! sagten die Ohlenfleths, und noch am selben Abend wurde Hermann Stahmer als Gesellschafter verpflichtet.

Nun, da war es erreicht! Man hatte einen Beruf! Man war Milchmann! Milchmann! Es gibt eine Oper von Adam; sie heißt mit ihrem deutschen Namen: „König für einen Tag!“ Hier lag derselbe Fall vor: „Milchmann für einen Tag!“ „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt“, erzählt Byron. „Wir erwachten eines Morgens und fanden uns Milchleute“, konnten meine beiden Freunde sagen. Es kommt auch vor, daß ein Kronprinz unvermutet auf den Thron gelangt. Aber er konnte doch mit der Möglichkeit rechnen. Welcher Mensch aber kann hoffen, Milchmann zu werden? Wenn ich spiele, kann ich hoffen, das große Los und die Prämie zu gewinnen. Aber Milchmann? Das gibt's in keiner Lotterie.

Sie waren außer sich; sie waren im Taumel; Hermann schlief die Nacht sehr wenig, und als er am Morgen — natürlich — die Karre mit den schweren Eimern schob, fuhrwerkte er bald links, bald rechts gegen die Kantsteine wie ein betrunkener Droschkenkutscher. Das war aber nicht Muskelschwäche, sondern Seelenjubel. Bald trug Gracchus die Milch in die Häuser und strich das Geld dafür ein, bald Hermann; denn Verkaufen ist immer eine anziehende Beschäftigung. Die Karre aber schob immer Hermann; das war Ehrensache. Ob sie immer

die richtige Kaufsumme erhielten, darum freilich kümmerten sie sich nicht; sie vertrauten dem Publikum und durften es auch. Und in der Zumessung der Milchmengen waren sie freigebig, so freigebig, daß sie am Ende nicht auskamen und ein paar Kunden unversorgt blieben. Nur bei der bösen Stiefmutter waren sie genau.

„Die kriegt keinen Tropfen mehr, als ihr zukommt!“ rief Hermann streng und maß genau bis zum Aichstrich wie ein Apotheker.

„Djä —“ sagte Gracchus und schob die Unterlippe vor, „denn muß womöglich Lisbeth darunter leiden.“ Lisbeth war die Stieftochter.

„Djä —“ versetzte Hermann nachdenklich, „das ist wahr,“ und gab einen tüchtigen Schuß zu.

„Wie ist das bloß möglich, daß die Altsche die Lisbeth so behandeln kann!“ fuhr Hermann fort. „Sie hat doch noch ihren Vater!“

„Hm,“ machte Gracchus, „das ist wohl 'n Waschlappen.“

„Pah!“ stieß Hermann hervor, „denn ist er ja noch viel schlechter als sie! Junge, Junge, das sollte *meine* Frau sein; die wollt' ich kriegen!“

„Och du,“ erwiderte der Philosoph, „das kann man mitunter gar nicht wissen. Es gibt Männer, die tun alles, was die Frau will. Kuck mal Macbeth zum Beispiel!“

„Ich aber *nicht*, mein Junge, das sag ich dir!“ rief Hermann und stieß die Karre so gewaltig vorwärts, daß die Milch aus den Eimern schwappte. Darüber besann er sich und sagte: „Das heißt: mein Vater tut auch alles, was meine Mutter will; aber meine Mutter tut auch alles, was mein Vater will!“

„Ja: *Deine* Mutter—!“ rief Gracchus und konnte nicht mehr sagen vor Verehrung.

„Na, du hast doch auch 'ne famose Mutter!“ meinte Hermann.

„Natürlich!“ rief Gracchus und wurde ganz lebendig; „aber meine Mutter hatte auch immer mehr zu sagen als mein Vater.“

„Ließ dein Vater sich das denn gefallen?“

„Dscha natürlich!" antwortete Gracchus. „Sie haben sich nie gestritten."

„Nee, meine Eltern auch nicht!" rief Hermann lebhaft.

Er hielt seine Eltern für unfehlbar. Als ganz kleiner Junge hatte er sie auch für allwissend gehalten, hatte er geglaubt, sie sähen alles, was in ihm vorging. Das glaubte er nicht mehr; aber für unfehlbar hielt er sie noch. Die Stahmer hatten nie etwas getan, diesen Glauben zu erwecken; sie ahnten nichts von ihm; er wuchs ihnen aus den Herzen ihrer beiden Kinder zu. Welch ein Segen für ein Kind! Welch ein Segen für uns, wenn wir auch den Urheber aller Dinge, den „Vater der Welt" für unfehlbar und alles, was er tut, für notwendig halten! Und ist es nicht merkwürdig, daß die größten Philosophen sich mit den größten Propheten in diesem Gedanken begegnen? —

Ihr Beruf führte sie in manche Gegend, die sie früher nie betreten, wenigstens nicht näher beäugt hatten. Vor einem ganz alten Kasten in Altona stand die Karre lange still. Über dem Eingang stand in kaum noch lesbaren Buchstaben:

„Der Muse unserer Mitbürger."

Das war das alte Stadttheater, in dem schon lange nicht mehr gespielt wurde und das Jahr um Jahr verschlossen dalag. Für Gracchus aber hausten noch immer die Musen darin. Er dachte an alle Stücke, die er gelesen hatte und die vielleicht hier gespielt worden waren. Durch die verschlossenen und verstaubten Türen hindurch sah er Fiesko und Verrina, Egmont und Alba, Armin und Varus über die Bühne gehen, und wenn Hermann nicht endlich aufgebrochen wäre, so wäre über dem Spielplan seines Freundes die Milch in den Eimern sauer geworden.

Und am Krankenhause kamen sie vorüber, durch die Hospitalstraße, und nach diesem Namen sah alles ringsumher aus: ernst, still, traurig. Da drinnen lagen kranke Menschen, arme, leidende Menschen. Unwillkürlich fuhr Hermann ganz langsam; hier hieß es leise sein. Vielleicht lagen auch Tote da drinnen. Gracchus hatte ähnliche Gedanken; er dachte an seinen Vater und sah immer aufs Pflaster anstatt auf den Milchtopf der

Kundin in seiner Hand und vergoß einen Teil des Inhalts, ein unbewußtes Trankopfer dem Verewigten.

Am „Alcazar“ hielten sie mit ihrer Karre; das war ein Versammlungs- und Vergnügungslokal. „Alcazar“ kam dem Volksmunde zu spanisch vor; er machte „ool Kater“ daraus. Sie blickten in den gold- und kristallgezierten großen Saal hinein — wie öde das im halben Tageslicht aussah, und noch im halben Tageslicht: wie schmutzig war dieser „Palast“ — denn das bedeutet „Alcazar“. Im „oolen Kater“ tobten Sonntags die Tanzlustigen und an Wochentagen tobten dort Steenkopp und Genossen. Steenkopp wurde zwar von den besseren Genossen nicht ernst genommen, von den andern aber um so mehr, und jedenfalls redete er gern und viel.

„Genossen!“ hatte er vor kurzem wieder gedonnert, „Genossen, wenn die Regierung den enormen Arbeitstag nicht gutwillig einführt, denn müssen wir ihr mal anders kommen, denn müssen wir entwenuell mal energischere Schritte ergreifen! Denn mit diese Schinderei geht es nicht weiter! Sind wir denn noch Menschen? Arbeitstiere sind wir, ‚Sklavenmenschen‘, wie unser großer Nietzsche sagt. Das muß anders werden! ‚Krieg den Palästen, Friede den Hütten!‘ sag ich mit August Bebel; ‚Nieder mit den Herrenmenschen!‘ sag ich mit Nietzsche.“

Theobald war in dieser Versammlung gewesen und hatte zu Hause lachend davon erzählt. Er hatte auch die Rednertribüne bestiegen und den Versammelten klarzumachen gesucht, daß Nietzsche gerade die Herrenmenschen verherrliche und die Sklavenmenschen verachte; aber das war mit Stillschweigen oder Murren aufgenommen worden. Der Bourgeois log, das war ja klar.

Hundert Schritt übers Dorf hinaus lag unter dichten Bäumen eine Schmiede, und auch Meister Schmied und sein Haus wollten Milch zum Kaffee haben. Auch dorthin erstreckten sich die Beziehungen der Milchfirma Jüchammer, und ihre Prokuristen mußten also auch dort vorsprechen. Eine Schmiede, und gar eine Hufschmiede — das ist immer eine angenehme Bekanntschaft. Es wurde auch gerade ein gewaltiger belgischer Wagengaul beschlagen. Aber anziehender als das Pferd war

diesmal der, der es beschlug; er war für menschliche Verhältnisse ebenso gewaltig wie der Gaul, war sozusagen ein belgisches Lastpferd ins Menschliche übersetzt, und als er zufällig einmal das Gesicht zeigte, da erkannten unsere beiden Jungens — wen? Keinen andern als Hannis Zirbelhahn. Er erkannte sie natürlich nicht. Welch ein Abstand! Der arme, hilflose Mensch, der in der Gosse gelegen hatte wie ein Bündel Zeug, und dieser kraftsichere, festschreitende Riese mit Armen wie gedrehte Billardbeine!

„Na, Jungens, wollt ihr helfen?" rief der Meister, der in die Toröffnung getreten war.

„Ja —" rief Hermann und hätte beinah die Karre überkippen lassen, „heute hab ich ja leider keine Zeit; aber — wenn ich wiederkommen darf —?!"

„Ja, komm man wieder!" lachte der Meister.

So eröffnete sich die blendende Aussicht, auch in diesen zauberdunklen Raum zu gelangen, der sich immer tiefer, endlos tief zu erstrecken schien, wo wilde Schattengesellen von Wand zu Wand sprangen, vom Boden zur Decke langten und wo man vielleicht eines Tages einen Balmung schmieden konnte wie Siegfried aus Niederland.

Feurig legte sich Hermann in die Karre; es war auch nötig; denn einige Kunden hatten sich schon beschwert, daß die Milch heute so spät komme.

Hannis Zirbelhahn hatte sie nur einmal angesehen; es war, als wenn er den Anblick der Menschen zu meiden suchte.

Nach Hause gekommen, hatte Hermann kaum das Nötige gegessen — womit nicht gesagt sein soll, daß es wenig war —, als er sich auf sein Zimmer zurückzog, um sich auszuruhen. Es war ein ungewöhnlich heißer Herbsttag; das Bett war ihm zu warm; ein Sofa barg sein Zimmer nicht; so legte er sich platt auf den Fußboden. Er stand in dem glücklichen Alter, wo Eichenbohlen genau so weich sind wie Eiderdaunen. Wäre er zu Bett gegangen, so würde ich sagen: Er schlief schon, mit einem Fuß im Bette; so muß ich sagen: Er schlief, als das erste Kopfhaar den Boden berührte. Jetzt konnte er schlafen. Wenn man aber sein Gewissen und obendrein die Erwartung eines Vergnügens mit in den Schlaf nimmt, hat man einen

Wecker in der Brust, der zur rechten Stunde anschlägt. Gewissen und Erwartung weckten ihn Punkt fünf Uhr; denn es galt, die Abendmilch auszutragen.

Auf diesem Abendgange hatte Hermann ein unscheinbares und doch bedeutungsvolles Erlebnis. Sie waren mit ihrer Karre in ein Arbeiterviertel gekommen, wo dreißig oder mehr niedrige Häuschen standen, Vorder- und Hinterhäuschen, und zwischen den Häuschen lagen Höfe und Gärten mit Lauben. Eine ganze Schar von Kindern schlängelte sich in laulicher Abendluft mit Laternen von einem Hof und Garten in den andern und sang:

„Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!
Meine Laterne ist so schön,
Da kann man mit spazieren gehn.
Brenn auf, mein Licht,
Brenn auf, mein Licht;
Aber meine Laterne nicht!"

Das war schön; aber es geschah noch Schöneres. Aus einer Laube klang es von Männer-, Frauen- und Kinderstimmen:

„Willkommen, o seliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt!
Du bist so erquickend, so labend:
Drum sei uns recht herzlich gegrüßt.

In deiner erfreulichen Kühle
Vergißt man die Leiden der Zeit,
Vergißt man des Mittages Schwüle
Und ist nur zum Danken bereit.

Willkommen, o Abend voll Milde!
Du schenkst den Ermüdeten Ruh,
Versetzt uns in Edens Gefilde
Und lächelst uns Seligkeit zu."

Hier waren noch Menschen, die ein deutsches Lied sangen, ein wahres Lied! Und sie tranken dieses Lied ganz aus; sie nippten nicht nur daran wie übermütige, übersatte Zecher. Hier waren noch Menschen, die den Abend genossen, sein Licht, seinen Atem, seine Träume, seine Schaffensruh und seinen Gewissensfrieden! Und neues Wunder: sie genossen ihn frohen Herzens! Und immer noch größeres Wunder: sie waren zum Danken

bereit, nur zum Danken! Ein Maler des deutschen Herzens hat viele Bilder gemalt und gezeichnet, die noch heute so singen; er hat sie gemalt in einer Zeit, da bei aller Last und allem Leid, bei aller Dürftigkeit und Sorge noch Frieden und Freude in der Welt war. Dies hier aber geschah im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts.

Ich will dir nicht einreden, lieber Leser, daß der Stahmers-junge das alles dachte, was ich hier geschrieben. Aber es be-fing sein Herz wie ein seltsames Erlebnis. Außer seinem Hause hatte er nie dergleichen erlebt und vermutet. Er war noch immer nicht übermusikalisch; das nötigste zur Musik hatte er: Rhythmus; aber das Gehör war noch unsicher. Und doch horchte er hoch auf bei aller Musik. Aber die Musik war hier nicht die Hauptsache, wenigstens nicht die sinnliche Musik; die Musik der Seelen war es und die Musik der Stunde, die zusammenklangen zu einer Welt des höheren Lebens in einer Welt des Staubes. Habt ihr einmal in einer Stadt des Sü-dens zur Abendzeit in Geschrei und Gedränge, Gewühl und Gebrüll, in Dunst und Schmutz einer Markt- und Handels-gasse plötzlich in einer versteckten Mauernische ein Mutter-gottesbild gesehen, mit Blumen umkränzt, und warmer Kerzen-schein fiel auf den lächelnden Knaben und auf das selige Mutterangesicht?

So war es hier. Hermann war nie im Süden gewesen; aber so war es in seinem Herzen. Er fühlte, daß er etwas Seltenes erlebt habe und trug es als etwas Kostbares da-von. — —

23. Kapitel.

Daß die Welt im übrigen nicht übermäßig friedlich ist, er-fuhr Hermann sofort, als er wieder zur Schule kam.

„Melk! Karmelk![1]) Dickmelk!" erscholl es rund um ihn her. Es war der übliche Ruf der Milchleute. Besonders Eduard Senf, der furchtbar reiche Senatorensohn, empfand die tiefe gesellschaftliche Erniedrigung Stahmers bis zum Karren-

---

1) Buttermilch.

schieber hinab als endgültig entehrend. Es fragte sich wirklich, ob man mit einem so gründlich Deklassierten noch in eine Schule gehen konnte.

„Kann ich für fünf Pfennige Magermilch haben?“ rief er in die leere Luft hinein.

„Du kannst sogar Hamburger Rotwein trinken!“ versetzte Hermann. Das bedeutete eine blutige Nase. Aber soweit hatte Eduard gar nicht gehen wollen.

Gegen körperliche Belästigungen schützte den jungen Stahmer seine Abkunft vom alten Enak, und über ihre Spottreden lachte er; sie fielen vor seinen Stiefelspitzen zu Boden. Da sie also ganz zwecklos waren, verstummten sie. Und selbst Eduard sah über alle Rangunterschiede hinweg, als er in einer schweren mathematischen Klemme die Hilfe des Milchmanns brauchen konnte.

Nein, nein, an einem Übermaß von Frieden leidet die Welt nicht, und darum war es ein höchst berechtigtes Vergnügen, das Theobald Stahmer seinem Jungen und seiner ganzen Familie sicherte, als er vier herrliche Plätze auf der Tribüne zur Kaiserparade belegte. Hermann hatte im Laufe der Jahre eine recht stattliche „Friedenspräsenzstärke“ von Zinnsoldaten aller Waffengattungen erreicht; aber hier wurde doch wesentlich mehr und anderes geboten. Jenes war gegossenes Zinn; dies war geschmiedete Kraft. Wie sie daher kamen in endlos schimmernden Reihen, eine ungeheure Maschine und doch gespanntestes Leben! Die Sonne lief von Bajonett zu Bajonett und nahm selbst die Parade ab. Viele tausend Füße und ein einiger Tritt; aber von diesem einigen Tritt donnert die Erde. Und Regiment für Regiment unter den rauschenden Flügeln der Musik, dieser seltsam berauschenden Musik aus Hauch der Brust und Schlag des Arms! Der „Dessauer“, der „Hohenfriedberger“, der „Mollwitzer“, der „Torgauer“, der „Yorckische“, der „Pariser Einzugsmarsch“, und mit jedem rauschte daher die frohe Mär vom Sieg im Streit aus alter Zeit! Theobald mußte daran denken, wie er selbst so in Reih und Glied gestanden, wie der General die Reihen entlang geritten und wie die Musik den „Finnländischen Reitermarsch“ gespielt — da hatte er gedacht: „Gottlob! Noch ist

es wie am Tag von Fehrbellin!" O ja, das deutsche Schwert hatte gute Musik gemacht. Nicht zu vergessen „Fridericus Rex"!

„Fridericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen!"

Und mit jedem Regiment kommt hoch, gebräunt und zerfetzt, heilig ragend die Fahne. Die muß auch der Kaiser grüßen; denn die Fahne ist über dem Kaiser. Der Kaiser ist nur ein Mensch; die Fahne ist das Schicksal des Vaterlandes. Wo sie sich erhebt, erhebt sich ein Volk; wo sie zertreten wird, wird ein Volk zertreten. Ein schlechter Kaiser findet nicht Liebe noch Ehrfurcht; die Fahne kann nicht schlecht sein; und wäre sie vom schlechtesten Tuch und zerrissen und zerfetzt: der Jüngling drückt sie ans Herz wie den Schleier der Geliebten; der Mann drückt sie betend an den Mund wie ein Brusttuch der Mutter. Und wäre sie vom schlechtesten Tuch und zerrissen und zerfetzt: sie ist des Vaterlandes Ehrenkleid oder Leichentuch. Wo sie erscheint, rühren ewige Schauer unser Herz, und wir entblößen das Haupt. Denn die Fahne des Vaterlandes ist im Himmel gewoben.

Mit frommen Augen und Herzen folgten die Stahmer dem üppig prangenden Schauspiel. Auch dies war Gottesdienst und war zugleich eine vier Stunden lange Lust des Schauens. Ein vieltausendstimmiges Hurrah schauerte von den Tribünen herab auf die, die nun vorüberkamen. Das war die Marineinfanterie, waren die Seebataillone. Sie gehörten dem Meer, Deutschlands jüngstem Acker, Deutschlands großer Hoffnung! Hurrah und immer wieder Hurrah, solange sie zu sehen waren!

Und dann — habt ihr gesehen, wie der Sommerwind immer wieder über endlose sonnengoldene Ährenfelder streicht? Immer neue Fluten lebendigen Goldes, immer neue Meere, die heranwogen und verfließen. Die Reiterei! Die Reiterei! Die Dragoner! Die Ulanen! Die Husaren! Fürwahr ein Ährenfeld, vielleicht des Todes, aber gewiß des Lebens! Ein Ährenfeld, das tausendfache Frucht trug an deutschem Brot und deutschem Glück!

„Heldentod ist ewiges Leben;
Heldensaat ist ewige Ernte.“

Und dazu die schmetternde Hörnermusik, zu der die Pferde zu tanzen schienen, mochten sie nun traben oder galoppieren. Theobald mußte immer wieder seinen Jungen anblicken, und jedesmal begegnete ihm ein feuriger Dankesblick; er sah förmlich, wie auch das Herz des Knaben tanzte, sah und hörte,

„daß hoch sein jung Soldatenherze schlug in Wonne!“

Und auch zu lachen gab's! Dieser Tambourmajor, der bei vollem Galopp nicht etwa nur die Pauken bediente, nein, der immer wieder die Schlägel hoch in die Luft warf, daß sie sich mehrmals überschlugen, und sie unfehlbar immer wieder auffing! Welch ein lustiges Spiel! Sollte man nicht vielleicht Tambourmajor werden?

„Ein lustiges Spiel“? War nicht die ganze Parade nur ein lustiges Spiel? Auf dem Heimwege bewegten unsern Theobald mancherlei Gedanken. In diesem lustig glänzenden Schauspiel steckte manche harte Stunde, manche bittere Stunde, ja mancher Groll und mancher Grimm. Soldatenhandwerk ist rauhes Handwerk, rauher für den Offizier als für den Gemeinen, rauher für den General als für den Leutnant. Unterordnung ist manchmal schwer, schwerer für den guten Mann als für den schlechten. Theobald hatte den Kommiß gründlich ausgekostet; er hatte einen scharfen Hauptmann gehabt, der den Einjährigen noch besonders liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt hatte. „Im Dienst bin ich ein Viech, und ich bin immer im Dienst“, hatte er gesagt. Aber gerecht und anständig war er doch gewesen; alle Offiziere, mit denen er in Berührung gekommen war, waren Ehrenmänner gewesen, pflichttreu und vornehm, jedenfalls im Dienst. Mit den Unteroffizieren war es schon anders gewesen; da waren ein paar „nicht sauber“ gewesen. Herr Sergeant Jennerjahn z.B. — ja, das war ein ausgemachter Halunke gewesen, ein Leuteschinder. Aber Menschen sind Menschen, und bösartigen Tyrannen begegnet man auch im bürgerlichen Leben. Der Fehler lag darin, daß die Unteroffiziere zu viel Macht hatten. Macht ist ein berauschendes Getränk; es kann selbst kluge Männer von den

Beinen bringen, wieviel mehr unkluge, ungebildete, unerzogene? Und der Weg der Beschwerde war schwer zu gehen. Ob man erkannte, wie gefährlich ein Dampfkessel ohne gute Ventile ist? Sicherlich war es bedeutend besser geworden, als es noch zu seiner Zeit gewesen.

Aber die Seele des Soldaten? Dachte man an sie? Zu seiner Zeit hatte man's sicher nicht genug getan. Damit, daß man ihn an gewissen Sonntagen, ob er mochte oder nicht, in die Kirche zu Gott trieb, war es bei Gott nicht getan! Jeder Mensch braucht Seelsorge, nicht nur religiöse, sondern ganze Seelsorge. Wieviel erst der Soldat, dessen Leib so schwer belastet wird, daß er sinkt, wenn kein Gewicht in die Schale der Seele fällt! Mit den Soldaten Friedrich Wilhelms I. oder des großen Friedrich konnte man keine Schlachten mehr schlagen, selbst der große Friedrich nicht. Wohl aber mit den Kämpfern der Freiheitskriege. Die hatten, wie man sagt, als sie den Napoleon aufs Haupt schlugen, den Schiller in der Brusttasche. Hatten die Soldaten von heute auch einen Schiller oder seinesgleichen in der Tasche?

Theobald seufzte tief auf und dachte: Man muß es hoffen! Deutschland steigt so sieghaft empor; es wächst und blüht in so sichtlichem Gedeihen, daß es auch hier den rechten Weg finden wird. Was ich heute sah, erhebt mir das Herz. Solch ein Heer ist weiß Gott kein Spielzeug. Vom blanken Knopf bis zur siegreichen Schlacht läuft eine Kette, in der kein Glied fehlen darf. Die Zucht ist es, die „ein Geschlecht von Siegen erzeugt". Der eine Tritt ist der eine Wille. Dieses ungeheure Klammerwerk von Befehl und Gehorsam ist Deutschlands Freiheit. Wenn diese Männer sich im Notfalle so schlagen, wie sie marschieren, dann ist mir nicht bange. Dann schwebt mein Deutschland über Neid und Bosheit so sicher dahin wie der Adler über Sturm und Gewittern. —

24. Kapitel.

Diese Parade hatte folgendes Zwiegespräch im Gefolge.

„Mensch! Gracchus! Schade, daß du keine Zeit hattest! Das hätt'st du sehen müssen! Die Kaiserparade! Fein, Mensch!"

„Och, was soll ich daran sehen!" meinte Gracchus. Hermann war starr.

„Was du daran sehen sollst?"

„Dja. Das ist ja doch bloß alles für den Massenmord. Krieg ist Massenmord."

„Ja, Mensch, wenn die Franzosen kommen, müssen wir sie doch besiegen!"

„Die kommen nicht."

„Was?! Mein Vater sagt, sie kommen ganz gewiß."

„Nee. Die Völker wollen überhaupt keinen Krieg; das sind bloß die Fürsten un die Generäle un die Kapitalisten."

„Die Fürsten? Meinst vielleicht, daß Kaiser Willem Krieg will?"

„Ja, der auch."

„Och, Mensch — du quatscht ja!"

„Soo? Warum hält er denn immer Reden? Von der ‚gepanzerten Faust' un all so 'ne Sachen?"

„Mensch, er will doch bloß die andern bange machen, daß sie nich anfangen! Er fängt gewiß nich an, da kannst dich drauf verlassen!"

„Wenn die Sozialdemokraten gesiegt haben," sagte Gracchus, „denn kommen alle Völker zusammen un vereinigen sich, un denn machen sie ein Gesetz, daß nie wieder Krieg sein darf. Krieg ist scheußlich!"

„Mensch!" rief Hermann, „kuck mal: Achilles un Odysseus un Cäsar un Alexander — die haben doch auch immer Krieg gemacht. Un Siegfried un Hagen! Un — Mensch! — Hermann der Cherusker! Als die Römer in Deutschland eingefallen waren!"

Gracchus fühlte sich etwas getroffen. Er selbst hatte seinem Freunde die meisten dieser Begebenheiten als „großartige Geschichten" mit beredtem Munde erzählt.

„Ja — Mensch —" meinte er zögernd, „das war früher. Jetzt sind die Menschen doch anders. Du sollst mal sehen, der Krieg wird abgeschafft."

„Mein Vater sagt: ‚Solang es Franzosen gibt, gibt es Krieg.' Aber laß sie man wiederkommen, die kriegen aber verhauen, Junge, Junge! Hätt'st bloß mal unsre Soldaten sehen sollen! 'n ganzes Armeekorps! Infanterie und Kavallerie und Artillerie! Un Marineinfanterie! Un all die Kanonen! Ich kann dir sagen!"

„Ja, mein Junge, das ist 'n glänzendes Elend, das sagt mein Bruder auch. Das ist 'ne schöne Schinderei un Menschenquälerei. Darum ist er auch ausgerissen."

„Wer?"

„Mein Bruder."

„Welcher?"

„Der in Amerika."

„Du hast noch 'n Bruder in Amerika?"

„Ja. Hab ich dir das noch nicht erzählt?"

„Nee."

„Ja, der ist desertiert, weil er's nicht mehr aushalten konnte."

Das lag für Hermanns Augen eine Zeitlang wie ein leichter Schatten auf seinem Freunde, daß er einen Deserteur zum Bruder hatte! Hermann erzählte es seinem Vater.

„Ja," sagte der mit ernstem Gesicht, — „Gracchus kann ja jedenfalls nichts dafür."

„Nein!" rief der Junge wie befreit. „Aber das ist doch eigentlich schrecklich, nicht, Vater?"

„Es ist sehr traurig," sagte Theobald.

„Ein Deserteur ist doch ein schlechter Mensch, nicht?"

„Das kann man nicht so ohne weiteres sagen. Man muß erst wissen, was ihm geschehen ist."

Das leuchtete Hermann ein. Aber dann erzählte er seinem Vater auch, was Gracchus sonst gesagt hatte, vom Krieg und von den Fürsten und Kapitalisten. Er mußte Klarheit ums Herz haben.

„Sieh mal," sagte Theobald, „Gracchus ist in einer Sozialistenfamilie aufgewachsen; da hat er nichts andres ge-

hört. Darüber kann man sich nicht wundern. Aber er ist so begabt, daß er sicher noch mal anders denken wird."

Ob dieser Hoffnung war Hermann sehr froh. Er nickte eifrig mit dem Kopfe.

Was Achilles und Odysseus anbelangt, so hatte sich, wie wir soeben hörten, Gracchus ihrer und seines Freundes Hermann angenommen und hatte ihm aus Himmel und Erde der Griechen und Römer berichtet, was er sich selbst erschmökert hatte. Hermann sollte es aber noch besser bekommen; aus beredterem Munde sollte er die überschwenglich reiche Gedanken-, Gefühls- und Gestaltenwelt der Antike empfangen, die eine geschmack- und urteilslose, barbarische Nüchterlingswut aus den Lehrplänen der Schule verbannt oder doch bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt hatte. Waldemar von Weidenbach kam gern auf diese Dinge zu reden, und in warm-seligen Neben- und Überstunden machte er sich ein Jugendfest daraus, die ewig blühende Dichtung der Alten in die offenen Ohren, Augen und Herzen Landwinas, Hermanns und — wenn er da war — Rodrigos hineinzuerzählen.

Gerad' eine solche Stunde hatte Hermann verlassen und mit einem himmelhoch schlagenden Heroenherzen hatte er die Gartentür der Weidenbachs hinter sich geschlossen, als ein wüster Lärm ihn aufblicken machte.

„Uah! Uah! Uah!" brüllte wie besessen ein Fuhrmann und hieb dabei unbarmherzig auf ein Paar Pferde ein, die einen unverkennbar überladenen Wagen nicht von der Stelle bringen konnten.

„Schaufeln Sie doch die Erde da vor dem Vorderrad weg, dann geht's vielleicht!" rief Hermann. Aber der kirschrote Fuhrmann war nicht für geistige Beschäftigung, er schrie:

„Holl din Mul, du Op (Affe)!" und schlug noch wütender auf die Tiere ein.

„Lassen Sie das!" schrie Hermann außer sich.

„Wenn du din Mul nich holls, denn kriegs du selbs wat mit de Pietsch!" brüllte der Mensch und ließ wie wahnsinnig die Geißel um die Weichen der Tiere sausen, die vergeblich die verzweifeltsten Anstrengungen machten.

Hermann sprang hinzu und stieß den Peiniger an der Schulter zurück.

„Wenn Sie das nicht lassen, zeige ich Sie an!" schrie er.

Der Kerl sprang ein paar Schritte zurück und holte zu einem mächtigen Hiebe aus, als Hermann plötzlich am Arm eine ganz leichte Berührung fühlte, dann einen wundersamen Duft spürte und — Landwina vor sich stehen sah. Sie breitete beide Arme aus, um ihn zu decken und sah dem Fuhrmann gerad ins Gesicht, bleich und am ganzen Leibe zitternd, aber in den Mundwinkeln immer noch ein liebliches Lächeln, ein banges und dabei tapferes Lächeln.

Dieser Übermacht war der Rohling nun doch nicht gewachsen; er ließ den Arm sinken, und da sich trotz der Einsamkeit der Gegend inzwischen noch einige Leute eingefunden hatten, darunter — in Romanen geschehen die unwahrscheinlichsten Dinge — darunter ein Schutzmann, so mußte der Tyrann seine Sache aufgeben und Vorspann holen.

Als Hermann die Pferde vor weiteren Mißhandlungen geschützt wußte, sah er sich nach Landwina um — eben verschwand ihre leichte Gestalt im Garten. Er eilte ihr nach.

„Landa!"

Sie blieb stehen und wandte sich um.

„Vielen Dank, Landa!" Mehr wußte er nicht zu sagen. Sie legte ihre Hand in die seine, die er ihr entgegengestreckt hatte, lächelte jetzt wieder übers ganze Gesicht und schüttelte leicht den Kopf, sagte aber nichts. Und da sie nichts sagte, machte er eine kurze Verbeugung und stapfte schnell wieder zum Garten hinaus.

Das war aber ein verzwicktes Erlebnis! Mit dem konnte er gar nicht fertig werden! Er der Schützling eines Mädchens? Eines kleinen, zarten Mädchens von noch nicht zwölf Jahren? Konnte er sich das gefallen lassen? Er mußte sich immer wieder vor Augen rücken: da steht der lange, dicke Hermann Stahmer, an den sich der ganze Schulhof nicht herangetraut, und vor ihm steht ein dünnes, kleines Mädchen und beschützt ihn vor Schlägen. Das war ja die verkehrte Welt! Perseus hatte Andromeda befreit; aber doch nicht Andromeda den Perseus! Ja, Ariadne hatte dem Theseus geholfen; das ist wahr;

aber durch eine List, nicht mit ihrem Leibe! Theseus hatte sie doch nicht vorgeschoben: Da, laß d u dich vom Minotaurus fressen! Denn er hatte geduldet, daß Landa sich für ihn opfere — er war ja vollständig verwirrt gewesen — er hatte sie nicht beiseite geschoben; er hatte sich also hinter ihr verkrochen. Hermann Stahmer verkriecht sich hinter ein kleines Mädchen und läßt es von einem rohen Gesellen schlagen, damit er nicht geschlagen wird! Denn der Kerl hätte ja auch zuschlagen können. Er schämte sich. Ich habe euch ja gesagt, daß er ein dummer Junge war. Er schämte sich grenzenlos. Wenn das ruchbar wurde! Wenn das die Schulkameraden erfuhren: Hermann Stahmer von einem kleinen Mädel — es war ja nicht auszudenken! Die Schande war nicht wieder abzuwaschen. Von dieser Sache erzählte er zu Hause kein Sterbenswort; nicht einmal Gracchus durfte eine Silbe davon erfahren.

Er fragte sich, ob er ihr nicht eigentlich böse sein müsse wegen dieses unberufenen Eingriffs in seine Angelegenheiten. Nein, das sah er denn doch ein: böse sein durfte er ihr nicht. Im Gegenteil: er mußte ihr ja gewissermaßen dankbar sein; er h a t t e ihr ja auch gedankt — gewissermaßen. Sie hatte es ja jedenfalls ungeheuer gut gemeint, und dann war es von ihr ja doch eigentlich riesig tapfer gewesen. Aber das war's ja eben: sie hatte sich großartig benommen, wie eine Heldin, und er wie ein Hemdenmatz hinter dem Rock seiner Mama — er wurde blutrot, wenn er daran dachte — lächerlich hatte sie ihn gemacht. Ein vereitelter Zweikampf, vereitelt durch Dazwischenkunft eines befreundeten Helfers, hat immer etwas Lächerliches. Wenn es nur nicht ans Licht kam! Die Mauer zwischen den beiden war noch um ein ganzes Stück dicker geworden, und dieser kindische Held, der den Leuten immer schon durch sein offenes Auge gefiel, der dem lieben Gott ins Gesicht sehen konnte, weil er nichts zu verbergen hatte, er wich den Blicken der jungen Weidenbachin aus wie ein schuldbewußter Sünder.

Um so weiter riß er noch immer die Augen auf, wenn der Weidenbachin Vater Göttersagen und Heldenmären erzählte oder auch die Sprachenkunde in seinem Munde zur Geschichte wurde. Beim Zweikampf Hektors und Achills und beim Be-

such des alten Priamus im Zelte des Peliden aber wurde es so herzzersprengend schön, daß Hermann nicht mehr an sich halten konnte und den Professor fragte, ob er nicht seinen Freund Gracchus Ohlenfleth einmal mitbringen dürfe. Natürlich durfte er; aber aus dem einen Male wurden viele, viele. Denn selbstverständlich merkte der vogel- und kindersprachenkundige Salomo schon nach zwei oder drei Stunden, welch ein seltener Vogel ihm da in seinen Garten geschlüpft war, und er beschloß, ihn nicht wieder loszulassen, sondern ihm so leckeres und reichliches Korn zu streuen, daß er immer von selbst wiederkomme. Er zog Erkundigungen über den Jungen ein, zunächst bei Hermann, dann aber bei dessen Vater.

„Ich möchte den Knaben studieren lassen," sagte Waldemar, „und ihn auf die Universität vorbereiten."

„Haaalt!" rief Theobald vergnügt, „auf den hab ich die Hand gelegt! Der ist schon so halbwegs mein Pflegesohn; der gehört mir."

Waldemar war sehr begossen. Er schob an der stählernen Brille und drehte die eiserne Uhrkette und sagte endlich in seiner immer versöhnlichen Weise:

„Sie haben gewiß ältere Rechte an dem Kinde, das sehe ich ein — — und doch — wenn Sie sich entschließen könnten —"

Da wurde Theobald weich. „Ich bin Ihnen so sehr zu Dank verpflichtet," sagte er, „daß ich Ihnen entgegenkommen will. Wir wollen uns das Geschäft teilen. Sie übernehmen alle geistigen Angelegenheiten des Jungen und ich die leiblichen."

„Gut, gut, so soll es sein!" rief Waldemar und war seelenfroh über diesen Abschluß.

„Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn. Ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten . . . . ."

Gracchus also hängte die Volksschule an den Nagel und die Tabakfabrik daneben und ging nun täglich zum König Salomo, von seinem Wissen zu essen, von seiner Weisheit zu trinken und sich an Landas Augen zu wärmen. Aber Wäsche trug er und mit dem Henkelkorb überm Arm und dem Milchtopf in

der Hand ging er auch noch als Horaz- und Homerstudent, und wenn ihm jemand gesagt hätte, daß das eines Hochschülers nicht würdig sei, so würde er ihn verständnislos angestarrt haben. Was hat denn Homer mit einem Milchtopf zu tun? Und von einem seiner Einholegänge müssen wir noch ein letztesmal berichten; das ist nicht zu umgehen, wie du, lieber Leser, nachher selbst zugeben wirst.

25. Kapitel.

Wenn die Tage immer kürzer und die Nächte immer länger werden, dann will auch das Dunkel in unserm Herzen wachsen. Aber in einer Morgenfrühe fühlen wir, wie etwas in unserm Herzen leis erwacht und langsam wächst, so langsam wie ein Gras oder ein Reis. Wir wissen nicht zu sagen, was es ist; aber es wächst von Tag zu Tag und plötzlich fühlen wir: es will ein großes Freuen kommen; schon ist es wie rosiger Schein im nächtlichen Dunkel. So groß wird uns das Herz, daß aus dem Freuen fast ein Bangen wird: Wie soll ich so viel Freude tragen? Und bin ich so viel Glückes wert? Es ist das fröhliche Bangen eines armen Mannes, der einen hohen Gast empfangen soll.

„Wie soll ich dich empfangen,
Und wie begegn' ich dir?"

Christus will kommen; die Sonne will sich wenden; wir wollen die heiligen Nächte feiern.

Vor grauen Jahren hoben im fernen Osten die wehenden Lüfte ein Samenkorn auf und trugen es ins urwalddunkle Germanien. Da kam es dicht neben einem deutschen Samenkorn zu liegen, und beide wuchsen auf. Wuchsen schon als Keime so eng zusammen, daß niemand sie mehr trennen noch unterscheiden konnte, und wuchsen zusammen zu einem einzigen Baum. Und wiewohl sonst die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wuchs doch dieser in den Himmel hinein; denn in seinen Zweigen spielen die Sterne. Es ist der deutsche Weihnachtsbaum.

Irgendwo im innersten Deutschland wurzelt er — ich sage nicht, wo. Aber ich führ euch hin und feire mit euch Erwar-

tung und Hoffnung, wenn ihr wollt. Wir steigen den Hügel hinan, aus dem er emporragt; unter den gewaltigen Nadelfächern seiner Äste liegt ein Hüttlein mit Gucklöchern in den Wänden; wer Frost und Schnee fürchtet, mag dort hineingehen.

Es ist ein ungeheurer Baum, unendlich ernst, unendlich schön.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!"

Ein Wort pflücken wir von deinen Zweigen und nehmen es mit:

„Die Hoffnung und Beständigkeit,
Gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit."

Ja, du änderst dich nicht:

„Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind,"

und kommt immer mit den gleichen Sonnenaugen. Was Menschen tun und schaffen, wird mit den Jahren blaß und welk und matt; auch ihre Feste verlieren das Rot der Wangen und der Locken Gold; aber das Fest des Gottessohnes und der Sonne wandert in ewiger Jugend von Jahr zu Jahr. An dir, du Sternenbaum, ist kein leerer Zweig und kein dürrer Sproß.

Am ersten Sonntag des Advent sind wir zu ihm hinaufgestiegen im Dunkel des Abends. Nun laßt uns singen:

„Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin —"

Ja, Zion streut Palmen und grüne Zweige. Aber was tut Zion wenig Tage danach? Ja, die Sonne wendet nun bald ihren Lauf und steigt in immer höherem Bogen empor; aber was tut sie auf dem Gipfel des Sommers? Sie sinkt und sinkt. Immer dasselbe? Ein ewig Einerlei? Fürchtet euch nicht! Gott ruht nicht, auch am Sonntag nicht; Gott ist ein Schöpfer, und das Weltall wandert so gewiß, wie seine Erden und Sonnen, wie seine kleinsten Stäubchen wandern. Darum laßt uns weiter singen, Siegeslieder singen!

„Macht hoch die Tür, die Tor' macht weit!
Es kommt der Herr der Herrlichkeit!...
Er ist die rechte Freudensonn',
Bringt mit sich lauter Freud' und Wonn'!...
Ach zeuch mit deiner Gnaden ein,
Dein' Freundlichkeit auch uns erschein'!"

Singt:

„Tochter Zion, freue dich,
Jauchze laut, Jerusalem!"

Und singt:

„Frisch auf, ihr Tiefbetrübten,
Der König kommt mit Macht;
An uns, sein' Herzgeliebten,
Hat er schon längst gedacht."

Singt auch:

„Wir singen dir, Immanuel,
Du Himmelsblum' und Morgenstern!"

Und:

„Lobsingt dem Herrn im höhern Chor!
Sein Morgen klopft ans dunkle Tor!"

Ja, ja:

„Nun singet und seid froh,
Jauchzt alle und sagt so:
Unsers Herzens Wonne
Liegt in der Krippen bloß
Und leuchtet als die Sonne
In seiner Mutter Schoß."

Alle Lieder sagen es: Jesus und die Sonne sind eins: das Licht und die Liebe sind eins.

Es ist Nacht geworden; laßt uns hinabsteigen und darüber nachdenken, ob unser Licht immer Liebe gewesen, unsere Liebe immer Licht. Am Tag der Sonnenwende wollen wir wieder hinaufsteigen.

Nun ist der kürzeste Tag erschienen, und wir sind wieder oben. Nun kann uns nichts Böses mehr geschehen; nun kann es nicht mehr abwärts-, es kann nur noch vorwärtsgehen; nun wächst das Licht von Tag zu Tag; nun ist für uns die erste der heiligen Nächte da, die erste der Weihenachten. Unsere Altvordern in ihrem wald- und winterreichen Lande

zählten nicht nach Tagen, sondern nach Nächten; die „Weihnachten", die „Fastnacht" und die „Zwölfnächte" von Christi Geburt bis zu den heiligen drei Königen klingen noch aus jener Zeit herüber; neigt euer Ohr und hört den vertrauten Klang aus den Tagen Hermanns und Marbods. Seht, wie Wodan und Fricka kommen und alle Seelen aller unserer Vorfahren, und sich um uns lagern zur Feier des Wendefestes.

„Wenn nun die heil'ge Nacht gekommen war,
Da sich das Glück der dunklen Mächte wendet
Und seine goldnen Pfeile prüft das Licht,
Da, unbesiegt von Sturm und Wolkenschauern,
Die Sonne neu beginnt den frohen Lauf —,
Dann ließen sie auf einer starken Achse
Ein riesengroßes Rad sich drehn, nachdem sie
Zuvor des Rades Kranz in Brand gesteckt.
Da griff wohl Sturmwind in die Flammenspeichen
Und trieb es um mit Prasseln und mit Sausen
In rasend wildem Schwung, daß weit umher
Durchs Graun der Nacht ein goldner Regen fiel.
So war das Flammenrad ein Bild der Sonne,
Der unbezwungnen großen Lebensmutter,
Die rüstiges Vertrauen nie betrog,
Und so begingen sie mit lautem Jubel
Das Auferstehungsfest der Unbesiegten."

So war's vor tausend und tausend Jahren; es war das Julfest. Aber im fernen Osten hoben die wehenden Lüfte ein Samenkorn auf und trugen es in unser Land. Da kam es dicht neben einem deutschen Samenkorn zu liegen, und aus beiden wuchs dieser Baum. Von heut an bis über drei Tage ist die seligste Zeit des Jahres. Heut hat die Sonne sich uns wieder zugewandt; über drei Tage aber jährt es sich wieder, daß Christus in unsere Welt kam und der Sonne ein Herz gab. Das ist das Weihnachtsfest.

Als ein Kind ist er zu uns in die Welt gekommen, und wie hell das Fest auch schimmern, lachen und klingen mag, wie bunt es auch in Farben, Glanz und Flimmer prangt, und was es uns auch schenken mag an Augenlust und Sinnesfreude — sein bestes ist, daß durch die Nacht die Augen eines Gotteskindes leuchten.

Morgen bringen wir alle Kinder mit herauf unter den Sternenbaum. Denn nun steigen wir jeden Tag herauf.

Des andern Abends aber, als unsere Augen über den letzten Rand des Hügels tauchen und das Hüttlein ersehen — was ist geschehen? Licht strömt aus dem Hüttlein: das hellste Licht der Welt und das sanfteste. Freudebangend, schreckensselig treten wir langsam hinzu: Maria und Joseph sind gekommen, und das Kindlein lacht aus der Krippe; Ochs und Eslein sind da und die Hirten mit ihren Schafen. Ein Wunder ist geschehen, kein Wunder aus der Hand der Allmacht, nein, ein Wunder aus armen, sehnenden Menschenherzen. O kommt, ihr Kinder, kommt und schaut; stellt euch ringsumher und seht euch satt!

„Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all,
Zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall
Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude uns macht!"

Seht, seht, ihr Eltern und all ihr Großen, seht, wie das Licht vom Angesicht des Gottessohnes auf die Gesichter der Kinder fällt! Seht den Widerschein! Saht ihr je so schöne Kinder? So segnet Gott. So segnet Liebe.

„Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb aus deinem göttlichen Mund —!"

Seht den Widerschein! Laßt auch einen Widerhall erklingen aus übervoller Brust; kniet alle nieder; wir wollen dem Herrn ein Ständchen bringen.

„Lobt Gott, ihr Christen allzugleich
In seinem höchsten Thron,
Der heut aufschleußt sein Himmelreich
Und schenkt uns seinen Sohn.

Nun ist des Paradeises Tor
Uns wieder aufgetan;
Der Cherub flammt nicht mehr davor,
Kommt, kommt und betet an!"

Das Flammenschwert des Cherubs sinkt, des Paradieses Tor springt auf, sobald du liebst. Nun aber laßt die Kinder allein singen; denn ein Kind ist er auf die Welt gekommen und

hat gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich.“ Und: „Wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Und die Kinder singen:

„Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist, — — —
Du Licht, vom lieben Gott gesandt,
In unser dunkles Erdenland — — — —
O segne mich, ich bin noch klein,
O mache mir das Herze rein!
O bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!“

Aber ein Kinderfest sind die Weihnachten nicht deshalb, weil sie nur für die Kleinen wären; ein Kinderfest sind sie, weil in diesen Wendezeiten viele Menschen so gern wieder Kinder sein möchten, viele es auch werden, alle aber es werden sollen. Zurück ins Kinderland können wir nicht; aber vorwärts ins Kinderland, das können wir. Wenn wir nur ein wahres Herz gewinnen. Hört zu, wir singen:

„Gelobet seist du, Jesu Christ!
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr...“

Ja, ja, das ist wahr, und tausendmal ja: es ist wahr; daß Gott Mensch geworden, daß eine Jungfrau ihn geboren, daß er, gekreuzigt und begraben, wieder auferstanden und gen Himmel gefahren, daß er uns von Sünden befreit, daß Gott dreieinig ist, daß er allwissend ist und Gebet ihn bewegt — es ist alles wahr, *wenn ein wahres Herz es sagt*. Was die Bibel sagt, die Apostel lehren, die Kirchenväter und die Konzilien, die Päpste und die Reformatoren, die Ketzer und die Ketzerverbrenner — es ist alles wahr, *wenn es aus wahrem Herzen kommt*. Glaubt es mir: ich habe vieles geleugnet; aber nun weiß ich es: es ist alles wahr, was einem *wahren Herzen* entstammt. Was die heiligen Schriften aller Völker, die Denker und Dichter aller Zeiten, was die Leugner Gottes, der Unsterblichkeit und der Seele sagen: wenn nur das Herz nicht lügt, so ist es *alles wahr*. Sie alle suchen denselben Stern —

O seht, o seht, dort oben brennt er, im höchsten Wipfel des Erdenweihnachtsbaums, in dessen Säften Morgenland und Abendland vereint zum Himmel steigen, seht, wie er deutlich winkt: der Stern von Bethlehem!

Und als wir lichtestrunken die Blicke wieder senken, da ist das holde Wunder in der Hütte geschwunden.

„Wir wollten ihm die Krippe schmücken
Und bei ihm bleiben die ganze Nacht,
Die Händ' ihm küssen und ihm drücken,
Dieweil er uns so Guts gebracht."

Nun ist er uns entschwunden, und ringsum ist Nacht. Wir aber,

„Wir wollen nimmer von ihm gehen
Und zu ihm beten zu aller Frist
Und immerdar von Herzen flehen:
Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ!"

Ja, bleib bei uns, bleib bei uns, laß uns nicht allein, hilf uns in unserer Einsamkeit, allmächtiges Kind!

Schweigend steigen wir zu Tal; aber wir haben seinen Stern gesehen.

Am nächsten Abend suchen wir das Wunder in der Hütte und finden es nicht. Aber wir haben seinen Stern gesehen und sind fröhlich. Von nun an müssen wir's in unserem Herzen suchen. Wir sind fröhlich und singen vom morgenden, vom endlich morgenden Tag!

„Morgen kommt der Weihnachtsmann,
Kommt mit seinen Gaben!"

Und:

„Morgen, Kinder, wird's was geben!
Morgen werden wir uns freu'n!
Welch ein Jubel, welch ein Leben
Wird in unserm Hause sein.
Einmal werden wir noch wach:
Heißa, dann ist Weihnachtstag!"

Was ist das für eine Zeit, in der schon die Vortage des Festes so voll springenden Jubels sind?

„Die schönste Zeit, die liebste Zeit,
Sagt's allen Leuten weit und breit,
Damit sich jedes freuen mag,
Das ist der liebe Weihnachtstag."

Ja, damit sich **jedes** freuen mag! Denn das ist das Weihnachtliche, daß sich **jedes** freuen soll. Und dann wird die große Weltweihnacht sein, wenn **alle** sich freuen.

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht —"

Was, Kinder? Was singt ihr da? „**Dies** ist der Tag?" Er ist doch erst morgen! Aber sie lassen sich nicht halten! Sie müssen etwas vorweg haben; sie müssen durchs Schlüsselloch des Himmels gucken. Also singt nur:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht."

Fürwahr: den Weihnachtstag hat Gott gemacht. Er hat zwar alle unsre Tage gemacht, aber nur so in Bausch und Bogen, nur in den Umrissen; ausfüllen müssen wir sie mit Farben und Bildern. Diesen Tag aber hat er auf seine eigene Staffelei gestellt und hat sich lächelnd und behaglich dazugesetzt und hat mit seinem Pinsel jedes Fleckchen und jedes Eckchen selbst ausgeführt; denn jede Minute, jede Sekunde, jeder Augenblick dieses Tages ist voll von ihm.

Auch am heiligen Abend steigen wir den Hügel hinan, obschon nur auf ein Stündchen; aber dies ist die besondere Stunde vor dem Kommen der Freude, da die ganze Erde den Atem anhält.

Auch heute ist die Hütte leer — natürlich: das Christkind muß ja heut in alle Häuser gehen und schenken, muß allen, die an seiner Krippe gekniet und gesungen, seinen Gegenbesuch machen, und am höchsten, am heiligsten glüht das selige Fest, wenn plötzlich aus grüner Tannennacht die Augen eines Gotteskindes leuchten. —

Still — was klingt herauf? Hörner und Posaunen vom Turm? Das kommt vom Wittenberger Dom. Das ist Luther.

„Vom Himmel hoch, da komm ich her;
Ich bring euch gute, neue Mär.
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will."

Und das Lied ist auch gewiß vom Himmel hoch gekommen, vom Himmel der großen Sänger und Kinder. Und nun heben alle Glocken zu klingen an.

„Süßer die Glocken nie klingen
Als zu der Weihnachtszeit;
's ist, als ob Engelein singen
Wieder von Frieden und Freud'.
Wie sie gesungen in seliger Nacht,
Wie sie gesungen in seliger Nacht!
Glocken mit heiligem Klang,
Klingt doch die Erde entlang!"

Ja, klingt die Erde entlang; mir ist's, sie klängen über die ganze Erde, und ich höre alle Glocken der Erde klingen, höre alle Glocken des ganzen Tags, hohe und tiefe, laute und leise. Von einer fernsten Alp hör ich, von himmelhohen Eis- und Felsenschroffen zurückgeworfen, den dünnen Schall eines hellen Glöckleins scheppern und seh im weltverlorenen Kirchlein stille, glaubende, vertrauende Menschen um eine kunstreich aufgebaute Krippe knien, und überreiches Kerzenlicht hüllt alle Betenden in goldne Gewänder, und vom Chor schwebt's herab:

„Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht."

Mitten im kalten Winter blühen solch süße Lieder aus warmen Menschenherzen; darum wollen wir nie verzagen. Woher aber klingt dies? Hört doch, hört doch! Woher kommt das?

„Der Christbaum ist der schönste Baum,
Den wir auf Erden kennen!
Im Garten klein, im engsten Raum,
Wie lieblich blüht der Wunderbaum,
Wenn seine Blümchen brennen."

Woher das tönt? Aus dem Elsaß.

Aus dem Elsaß.

Da blicken wir hinauf am deutschen Weihnachtsbaum, dem schönsten Baum, den wir auf Erden kennen, und sieh, alle Wolken sind zerstoben, und er brennt mit Millionen Sternen. Und alles hängt darin, was Herz und Sinn ersehnen.

26. Kapitel.

Nun aber wird es Zeit zum Abstieg, damit wir daheim sind, wenn das Christkind kommt. Die Kinder stürmen jubelnd voraus. Zweie davon kennt auch ihr, einen Riesen-Schlagododro, der auf dem kürzesten Wege über Stock und Stein in langen Sätzen den Hügel hinabspringt, und einen kleineren, schmächtigeren, dem dieser Weg eigentlich etwas unbequem ist, der ihn aber doch mitmacht und, wenn auch etwas später und ein wenig geschunden, so doch im übrigen wohlbehalten unten ankommt.

„Mensch, Gracchus, wir gehen durch die Küperstraße! Da ist eine Glitsche, sag ich dir — Junge, Junge, so was hast du noch nicht gegessen!"

Zuweilen ist das Schicksal in der Verschwenderlaune; dann läßt es uns nicht nur Weihnachten erleben, sondern noch eine Glitsche dazu, eine Glitsche, zwanzig Meter lang und glatt wie ein geölter Metallspiegel. Drei Tage schon hielten Wetter und Glitsche stand, und Abend für Abend sauste Hermann dahin durch die stille Gasse,

„über seiner Mütze nur die Sterne",

und der Mond lachte ihm ins Gesicht und er dem Mond. Er war noch immer unersättlich, genau wie damals auf dem Karussel; fliegen ist so schön, wenn auch die Füße noch am Boden haften, und unter Eis und Schnee erwarmen ist so schön! Weihnachten und Glitsche — es war, um den Verstand zu verlieren!

„Mensch, Volkstribun, wenn das Wetter so bleibt, lauf ich morgen Schlittschuh. Kommst mit?"

„Ich kann doch nicht laufen."

„Lernst du einfach!"

„Ich hab doch keine Schlittschuh!"

(Ha, das merkte sich Hermann: keine Schlittschuh!)

„Ich leih dir meine!" rief er.

„Können möcht' ich es wohl," sagte Gracchus. „Es muß fein sein. Kennst du das von Klopstock?

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich
Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verrät deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst."

Schlittschuhlaufen konnte er nicht; aber das konnt' er genau auswendig. Und es klang gut, wenn er so etwas sagte; denn er hatte den Rhythmus.

Hermann hatte mit großen Augen zugehört. „Nein," sagte er, „das kenn ich nicht. Aber das ist fein. Wo steht das?"

„In Klopstocks Oden." (Und Gracchus merkte sich im stillen: „Klopstocks Oden.") — — —

„Vater, kann ich nicht schnell noch 'n Paar Schlittschuhe holen?" Damit stürmte Hermann in die Stube.

„Für wen?"

„Für Gracchus; er hat keine."

„Los, kauf Schlittschuhe! Sei aber flink wieder da; Knecht Rupprecht wartet nicht!"

Nun wird es auch dem Leser allmählich klar — wenigstens dem begabteren — warum wir durchaus noch von einem Einholegang des Gracchen berichten müssen. Dreiundzwanzig Dinge trug ihm diesmal seine Mutter auf, und davon gehörten allein dreizehn zu dem Weihnachtsklöben und den Ochsenaugen, die Rike im Verein mit ihrer backwerkkundigen Tochter (Trina Fornarina!) bereiten wollte. Natürlich begleitete ihn Hermann; denn es war von altersher der Brauch, daß die Kinder, wenn sie zu Weihnachten einkauften, vom Krämer eine ganze Spitztüte voll Feigen und Bonbons zum Geschenk erhielten. Die Bonbons waren freilich nur dritter Klasse und die Feigen etwas geringer an Wert; einen eigentlichen Vermögenszuwachs bedeuteten sie also weder für die Stahmer noch für die Ohlenfleth; aber fragt der gläubige Christ nach einem Vermögensvorteil, wenn er einen Fingerknochen der heiligen Walpurgis oder einen Nagel vom Kreuze des heiligen Petrus erwischen kann? Auch diese Krämergaben

waren Reliquien, d. h. Überreste; die Feigen z. B. waren schon stark von Milben heimgesucht; aber sie waren heilig mit all ihren Milben; die Jungens würden eine Tagereise gegangen sein, um sie zu erlangen, und hätte man ihnen daneben die leckersten Smyrnaer Tafelfeigen geboten, so würden sie diese und jene gegessen haben.

Und welch ein Gefühl, den ganzen Weihnachtskuchen im Korb zu haben! Welch andere Last als Chlorkalk, Soda und Seife! Ja, es war wohl diesmal die ganze Weihnachtslust, die Gracchus am Arme trug. Die Mutter hatte gesagt, sie würden diesmal wohl nicht viel aus dem Feste machen. Der Vater fehlte und fehlte zum erstenmal. Dafür allerdings wollte sein Sohn um so mehr aus dem Feste machen. Er hatte sich mit Kargen und Schmorgen 9 Mark 50 erspart; dafür wollte er mit Trinas Hilfe seiner Mutter einen feinen Hut schenken, weil sie geklagt hatte, sie habe nichts auf den Kopf zu setzen.

Größer als seine heimliche Freude war die der beiden älteren Stahmer auch nicht; aber ungeheuer war auch sie. Wenn man Geschenke einkaufen geht, ist der grimmigste Dezember ein warmer Juni, und Sturm und Hagelschauer sind linder West und Blütenregen.

Natürlich vergaßen sie nicht, auf solcher Reise auch einen unentbehrlichen Gegenstand zu kaufen: einen Hampelmann.

„Tein Penn[1]) so'n Hampelmann,
De Arm un Been bewegen kann!"

rief ein kleiner Großhändler in diesem Artikel — das Opfer mußte gebracht werden, und da die Firma Th. F. Stahmer „comptant" zahlte, gab sie dem Kollegen 90 Pfennig „Agio". Mindestens acht Tage lang vor Weihnachten mußte dieser Strampelmann im Wohnzimmer hängen, ein Herold der Freude, der, ein zweiter Hermann, die Beine gen Himmel warf und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug ob dem, was kommen sollte. Gudrun aber hängte am dreizehnten Tage vor dem Feste an der gegenüberliegenden Wand eine Weihnachtsuhr auf, die für jeden der zwölf Tage vor Weihnachten ein Wort der Verheißung zeigte. Und sie stellte den Zeiger

---

[1]) Zehn Pfennige.

dieser Uhr mit einer Zuverlässigkeit, die von den vereinigten Astronomen der Stern- und Seewarte nicht zu überbieten war.

Hinsichtlich des Schlüssellochs war die Moral des jungen Stahmer nicht einwandfrei. Nicht daß er es geradezu suchte; aber es zog ihn an. Sein Vater wußte das und hängte deshalb hinter dem Schlüsselloch seines Arbeitszimmers deutlich sichtbar etwas auf, was der Junge gar nicht haben sollte, sich aber auch nicht wünschte. Außerdem war der junge Mann auf völlig falscher Fährte; was nicht gesehen werden sollte, das gab man einfach Klütermann unter Verschluß, bei dem es so sicher war wie im Mittelpunkt der Erde. Wenn Hermann ihn trotzdem anzubohren suchte, dann entgegnete Klütermann:

„Im Besitze des schätzenswerten Vertrauens deines Herrn Vaters und deiner Frau Mutter wie auch deiner Fräulein Schwester, sehe ich mich zu meinem Bedauern nicht in der Lage, dir etwelche Eröffnungen zu machen."

Klütermann war also uneinnehmbar; Klütermann pflegte auch unter dem Schleier der Nacht die schadhaften Spielzeuge früherer Jahre für das Fest aufs neue herzurichten und erzielte damit zuweilen größere Erfolge als Theobald mit dem Neuesten. Wir können nicht mehr zu seinem Lobe sagen, als daß er sich dabei als Wagenbauer, Büchsenmacher, Waffenschmied, Festungsingenieur, Maler, Tischler, Buchbinder, Klempner, Chirurg, Augenarzt, Orthopäde, Tierarzt, Hühnerologe, Baumeister, Gärtner, Förster und sonst noch einiges bewährte. Ja, sogar um die innere Medizin erwarb er sich Verdienste, indem er geborstene Puppen mit frischen Sägespänen füllte.

Und wie stand Gudrun dem Schlüsselloch gegenüber? Gar nicht. Für sie gab es keine Schlüssellöcher. Und zwar, weil sie — hier muß ich dem einen meiner Lieblinge etwas Schreckliches nachsagen — von berechnendster Klugheit war. Sie fürchtete sich, etwas zu sehen. Und dann kam es ja auf das Was der Geschenke überhaupt nicht an. Es war immer schwer, einen Weihnachtswunsch aus ihr herauszuholen; was sollte sie wünschen? Sie hatte ja alles. Sie würden wieder alle unendlich lieb gegen sie sein: die Mutter, der Vater, der Bruder, noch lieber als sonst, obwohl das eigentlich gar nicht

möglich war — und das war doch die Weihnachtsfreude! Und in der schwamm sie schon dreizehn Wochen vor dem Feste.

Selbstverständlich machten auch Hermann und Gudrun ihre geheimen Einkäufe, zumal sie beide seit einiger Zeit feste Taschengelder bezogen; selbstverständlich fand es auch Hermann nötig, daß sie sich hernach im Kaffeehause bei Schokolade mit Schlagsahne erholten, und selbstverständlich sprach er dann die Worte: „Kellner, zahlen!" mit der angeborenen Vornehmheit des Ritters. Selbstverständlich vertrauten sie ihre Geschenke Klütermann an, und selbstverständlich machte ihm Hermann die strengste Verschwiegenheit zur Pflicht, er, der noch kurz zuvor in das Allerheiligste dieser Seele hatte eindringen wollen. Verbrecher verfahren zum Glück nur selten folgerichtig.

Natürlich durften die Kinder auch den Tannenbaum nicht sehen, bevor er blühte. Aber Tannenduft atmete die ganze Woche vor dem Fest, sonderlich wenn am Licht oder am Kaminfeuer wie von ungefähr Tannenzweige mit Knistern und Funkenstieben verbrannten. Dabei saß die ganze Familie um den Tisch bei der Lampe und vergoldete Nüsse und Äpfel. Früher hatten die Eltern wohl gesagt, das geschehe für andere Kinder; man selbst werde diesmal wohl keinen Tannenbaum kriegen. Das war zum Teil auch wahr; aber zum andern Teil war es natürlich gelogen. Es war aber deshalb durchaus nicht gelogen, weil es *natürlich* gelogen war, das heißt weil die Kinder kein Wort davon glaubten und die Eltern keinen Glauben erwarteten und zu ihren Worten so wundergut lachten. Ihre Lüge war eine neue Güte. So kann Lüge Wahrheit sein und Wahrheit Lüge. Wenn du zum Beispiel einem häßlichen Menschen ohne Not sagtest, daß er häßlich sei, so wäre das Lüge, und wenn du einem Kranken sagst, daß er genesen werde, so ist es immer wahr.

Wahrheit ist bekanntlich auch die Lüge, die man Märchen nennt, und so hatten die Stahmer ziemlich lange am Knecht Rupprecht festgehalten. Der musikalischen Gudrun war es freilich schon mit neun Jahren aufgefallen, daß der Knecht Rupprecht trotz seines Brummens und Knurrens genau dieselbe Stimme hatte wie der Onkel Rupprecht, der Bruder

ihrer Mutter; aber sie hatte sich nichts merken lassen, weil sie den Eltern die Freude nicht verderben wollte. Mit elf Jahren schien es Hermann als Unterschätzung zu empfinden, daß man ihm noch einen Weihnachtsmann zumute, und dann muß man Schluß machen. Onkel Rupprecht war freilich noch jeden heiligen Abend da, aber jetzt ohne Kapuze und Umhängebart, ganz glatt rasiert, narbig und rotglänzend wie eine Apfelsine.

Die Stahmer brauchten ihre Kuchenbestandteile so wenig wie ihre Kohlen selbst zu holen; sie wurden ihnen von Herrn Krüderich ins Haus gebracht, und vorher erschien Herr Krüderich und nahm die Bestellung entgegen. Da er eine Kolonialwarenhandlung vertrat, und ein gebildeter Mann war, so hatten ihn die Stahmer zum „Kolonialrat" ernannt. Um diese Zeit gab es natürlich unendlich viel zu bestellen, und Frau Susanne mußte ihren ganzen schönen Kopf zusammennehmen, um nichts von dem zu vergessen,

„Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet."

Schon wenn man diese Aufzählung hörte, schnalzte man mit der Zunge; schon, wenn er die Sendung kommen sah, kaute Hermann mit den vollen Backen der Einbildungskraft. Denn er war allgemach in das Alter gekommen, wo den jungen Männern das Futtern Herzenssache wird, wo der Idealismus zunächst die Form des Appetits annimmt. Wenn aber der Herr Kolonialrat den letzten Kanehl oder die letzte Korinthe aufgeschrieben hatte, dann sagte er:

„Haben gnädige Frau schon den neuesten Frenssen gelesen?" oder: „Verstehen Sie das, gnädige Frau, daß man von dem Strindberg so viel Aufhebens macht?"

Und dann rief Susanne nicht etwa: „Ich hab leider keine Zeit!" und lief nicht etwa weg, sondern gab ihm freundlich Antwort und führte wirklich mit ihm zwischen Tür und Angel ein literarisches oder gar philosophisches Gespräch; denn erstens hatte der Mann ein gesundes Urteil und was er sagte, Hand und Fuß; zweitens aber freute sie sich immer von Herzen, wenn ein Mensch aus nüchternem Tagewerk in freiere

Lüfte hinaufstrebte. Warum sollte sie ihm nicht zehn Minuten schenken? Fleißige Menschen haben, wie ich schon sagte, immer Zeit, und dazu hatte sie vom 1. Januar bis zum 31. Dezember ein Weihnachtsherz.

Und nun, wenn das Backen losgeht! Habt ihr Grete gesehen, die majestätische Grete? Ich bitte, seht sie euch an! Ja, das ist nicht so leicht! Wenn ihr in die Küche tretet, seht ihr nichts, bemerkt ihr nichts als Duft und Dunst. Plötzlich taucht sie vor euch auf wie eine Sonn' aus dunstigem Gewölk! Sie ist die Königin des guten Geschmacks; sie ist die Göttin der Wohlgerüche. Bis in den obersten Dachsparren des Hauses dringt der Duft der braunen und weißen Kuchen, der Klöben und Puffer, der Brezeln und Pfeffernüsse. Auch Tiere und Menschen erschafft Grete, aber ganz anders als der liebe Gott. „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde" — das macht Grete anders. Ein Nachtwächter aus Honigkuchen darf eben nicht aussehen wie ein Mensch; er muß aussehen wie ein Michaelisturm mit Armen; ein Pferd darf eben nicht aussehen wie ein Pferd, sondern muß aussehen wie eine dicke Kuh mit langem Hals und langem Haarschweif, und eine Kuh wiederum muß sich nur durch das Euter von einem Windspiel unterscheiden, und so müssen sie auch im Tannenbaum hängen. Der Künstler steht über der Natur, denkt Grete.

Wenn die Kinder aus der Schule kommen, schnuppern sie wie die Hunde nach der Wurst, „hmmm, Grete!" stöhnen sie; dann bekommt Grete, die Sonne, Protuberanzen und winkt sie in die Küche herab. Grete sorgt immer dafür, daß sie Unglück hat und eine Kuh oder einen Nachtwächter zerbricht, die dann von der Oberhonigkuchenuntersuchungsbehörde beschlagnahmt werden.

Immer krauser, immer wilder geht's im Hause Stahmer zu. So ruhelos-friedlich ist's in jedem Winkel, so gemütlich-ungemütlich! Theobald wird von einem Zimmer ins andere gehetzt.

„Himmelschockschwerenot!" wettert er, „bin ich denn nicht mehr Herr im eigenen Hause?" und lacht, daß ihm das Bäuchlein wackelt, und Susanne lacht und Hermann und Gudrun.

„Ja, Liebster," sagt Susanne, „du würdest uns allen einen Gefallen tun, wenn du heut abend einmal ausgingest und recht lange wegbliebest."

„O Weib," seufzt er, „du drängst mich ja mit Gewalt auf die Bahn des Lasters! Wohlan denn, es sei: ich ergebe mich dem Grog, ein Verbrecher aus verlorenem Obdach. Verlassen, verlassen, verlassen bin i."

Sie drängen ihm Mantel, Hut und Stock auf und werfen ihn aus seinem eigenen Hause hinaus. „Und nicht so bald wiederkommen, hörst du?"

Denn da sind noch Decken zu sticken, Zigarrenkasten zu zimmern, Sonaten zu üben usw. usw.

Ist es nicht ein etwas schroffer Übergang von Sonaten zu Karpfen? Zu Weihnachten nicht; denn da fließen Geist und Stoff ineinander wie in Gottes Schöpfung. Und wir müssen für Karpfen sorgen; denn der Morgen des 24. Dezember ist da.

Er ist da und mit ihm Frau Rundgatt und mit ihr die Karpfen. Ihr wißt ja: Frau Rundgatt! — Was? Die hab ich euch noch nicht vorgestellt? Ja, ja, so vergißt man über dem Erzählen das Wichtigste. Da wird es aber die höchste Zeit!

Rundgatten riecht nach Fisch; dafür kann sie nicht; ich auch nicht. Aber auf ihrem ganzen Gewand werdet ihr kein Schüppchen entdecken; sie ist sauber wie die vereinigten Niederlande oder wie ein frisch geschruppter Kutter. Aber auf eins muß ich euch vorbereiten: sie wird euch duzen wie jedermann, nicht geradezu, aber implizite; sie braucht das Zeitwort nur in der zweiten Person, wenn sie mit euch spricht.

Sie nimmt das Tuch von ihrer Butte, in der die Karpfen schwimmen, und sagt zu Frau Stahmer:

„Kik mol, wat 'n scheune Karpen! Feuhl mol, wat de for 'n Puckel hebbt! Ober düer sünd se düt Johr! Negentig (90) Penn! Wullt se denn ook hem'm (willst sie dann auch haben)?"

„Ja, geben Sie nur her, Rundgatten!" sagt Susanne. Sie muß doch Karpfen haben, und wenn sie 90 Pfennig das Pfund kosten!

Rundgatten legt die Karpfen auf die Wage, und Susanne stellt fest, daß es 9¼ Pfund sind.

„Na ja, negen un 'n Vettel Pund. Wievel mokt dat nu; reken dat mol ut," sagt Rundgatten; denn mit Brüchen kann sie nicht rechnen.

„Das macht 8 Mark 33 Pfennig," sagt Susanne.

„Wie kanns dat so flink?" ruft Rundgatten bewundernd, „dat kann ick nich."

„Ja, Rundgatten, werden Sie denn nicht oft betrogen?"

„Och nee, ji bedreegt mi nich, un wenn mi annerswo eener bedrüggt, denn kom ick dor doch achter (dahinter). Ick hev doch Mirow, weeß jo (du weißt ja)!"

Sie kommt von einer der Elbinseln drüben, und dort wohnt der Dichter Mirow, ein wirklicher Dichter; der hilft ihr beim Rechnen.

„Weeßt doch: Mirow, de Böker verkofft!" (So bezeichnet sie einen Dichter: „De Böker verkofft!") „Dee rekent mi dat to Hus ümmer noh (rechnet es nach)."

So kann selbst ein Dichter sich nützlich machen.

„Djä," sagt Rundgatten, „nu hev ick hier noch so 'n scheunen Hek (Hecht); denn suß (solltest) man glik mitnehmen!"

„Ja, Rundgatten, das weiß ich nicht; ich hab für morgen schon 'ne Gans; da muß ich erst meinen Mann fragen."

„Ja, frag mal den Herzallerliebsten!" ruft Rundgatten; denn in Liebessachen wird sie hochdeutsch.

Durch den Fernsprecher kommt die Antwort: Hecht und Gans — weil 's Weihnachten ist. Und der Feind der Karpfen kommt mit diesen in dieselbe Küche, ganz wie im Menschenleben.

Dann kriegt Rundgatten ihre übliche Eimertasse voll heißen, süßen Kaffees und dazu aus Gretens Kunstbäckerei einen Schwan und ein Schwein, die schwer zu unterscheiden sind. Die Fischfrau umklammert die Tasse mit beiden Händen, weil sie ihr zugleich als Ofen dient. Und dann nimmt sie ungern Abschied.

„Na, denn ook velen Dank un Adjüs un **Fröhli Feß** (Fest)!“

„Danke, gleichfalls, Rundgatten!“

„Och,“ erwidert sie kopfschüttelnd, „min fröhli Feß, dat lett sick hollen (läßt sich halten)! Min eenzig Jung is op hooge See. Wenn he wedderkummt — denn hev ick Wihnach'n.“

Und die gute Susanne und die gute Elly und die gute Grete stehen einen Augenblick alle drei untätig da und sehen ihr nach. Und jede denkt an den Jungen, den sie hat oder vielleicht einmal haben wird. —

Der große, dicke Hecht kam unserm Theobalde eben recht; der paßte glänzend in seine Stimmung. Er war nämlich gerade dabei, seinen Angestellten und Arbeitern ihren „Weihnachten“ zu geben. „Th. F. Stahmer“ ließ sich niemals lumpen; das wußte man in ganz Hamburg; aber diesmal konnte er ein ganzes Stück mehr geben als sonst, und das freute ihn. Dann machte er so früh wie möglich Schluß, und darauf bestieg er **nicht** die Straßenbahn, sondern ging bis an die Grenze der Stadt. Denn heute mußte er die Menschen in den Straßen sehen.

„Brach herein der Weihnacht heil'ge Frühe,
Nehm ich Hut und Stock und wandre fröhlich
In die große Stadt. So tat ich heute.
Drängen, Treiben seh ich heut' wie immer,
Seh ein wogend Meer wie alle Tage;
Aber auf den Fluten dieses Meeres
Ruht wie Sonnenschein ein einzig Lächeln.
Und — o frommes Wunder ohnegleichen:
Selbst der Kaufherr, dessen Furcht und Hoffnung
Sonst um Indiens Silberminen kreisen,
Heimgefunden hat er in den Frieden
Einer höheren und stiller'n Welt.

Lächeln seh ich in entspannten Mienen
Und wo Lächeln nicht, doch einen Glauben
An das Lächeln. Starre Blicke seh ich
Wohl wie sonst; allein sie starren glänzend
In ein Licht, das sie allein erschauen.
Welches Glaubens sie und welches Sinnes,
Einmal wieder haben sie's vernommen,
Einmal glauben sie die frohe Botschaft,

Daß ein Glück mag kommen aus den Lüften,
Daß ein Friede wohnt in grünen Tannen,
Daß ein liebend Wang-an-Wange-Schmiegen
Alle Not beschämt und alles Prangen,
Daß ein offnes, frohes Menschenauge
Wie ein See des Paradieses glänzt.

Von versunknen Städten singt die Sage,
Deren Glocken aus der Tiefe klingen.
Geh ich weihnachts durch den Schwall der Straßen,
Dringt durch allen Lärm ein stetes Klingen:
Leise aus verlornen Gründen hör' ich
Läuten die versunkne Stadt des Glücks."

27. Kapitel.

Zu Hause angelangt, legte Theobald noch die letzte Hand an den Tannenbaum und war dann ein paar Stunden lang mit ihm ganz allein. Diese Stunden benutzte er gern zu einem Jahresabschluß, indem er sich fragte: Was hast du empfangen — was hast du gegeben? Er fand immer, daß er mehr empfangen als gegeben habe, und dieser glänzende „Saldo" bedrückte unserm Kaufmann das Herz. So ging er fromm in die Feier des Abends.

Wobei hoffentlich keiner denkt, Susanne sei weniger fromm gewesen, weil sie mit Schlüsseln und Schüsseln klapperte. „Sie sollen's so schön wie nur möglich haben," dachte sie. Kann man frömmer sein?

Und die zarte Elly und die majestätische Grete dachten: „Heute soll sich unsere gnädige Frau aber auch über gar nichts ärgern!" Ist das etwa nicht Frömmigkeit?

Und die Kinder? Je nun, über Gudrun ist nicht viel zu sagen; sie war immer fromm, weil sie immer empfing und niemals wußte, daß sie gab und was sie gab; aber Hermann —?

„Der letzte Tag ist der schlimmste!" hatte er tief aufseufzend am Morgen gesagt, und nachmittags hatte er gerufen: „Die letzten Stunden sind die schlimmsten!" Wenn man das Frömmigkeit nennen will —? Jedenfalls war es ehrlich, und ehrlich ist auch fromm.

Auch du, lieber Leser, kannst, seh ich, das Ende nicht erwarten, und so laß ich mich denn erweichen und öffne die große Flügeltür zur Weihnachtsstube.

Da steht der Tannenbaum. Der Geschmack ist neuerdings so weit fortgeschritten, daß er sagt: „Ein bunter Tannenbaum ist eine Stil- und Geschmacklosigkeit! Was im Tannenbaum hängt, muß von *einer* Farbe sein, und die muß zum Grün des Baumes stimmen. Oder man steckt nur Lichte hinein, dann ist es ein schöner Anblick für ästhetische Menschen!

Stahmers Tannenbaum ist besinnungslos bunt wie eine Frühlingswiese. Du findest alle sieben Regenbogenfarben darin und in allen erdenklichen Abstufungen. Und dann hängt auch eine ganze Herde von Gretes Schafen und Kühen darin. Ja, es hangen einige ganz unkünstlerische Zuckersachen aus Theobalds und Susannens Kindertagen darin, die sie besorgt von Jahr zu Jahr bewahren und hinüberretten, unter anderem ein Ritter, dem in der Hitze des Gefechts offenbar der Helm geschmolzen und zum Teil aufs Auge gekleckert ist — das ist immer so gewesen — und eine „Flucht nach Ägypten", bei der der Esel vom vielen Laufen im Grase grüne Füße gekriegt hat. Die Kinder finden dieses Zuckerwerk am herrlichsten, und für die Eltern hat es den Vorteil, daß sie bei jeder Weihnacht die Weihnachten ihrer Kindheit mitfeiern.

Mit der Aufzählung und Beschreibung der Geschenke will ich niemanden aufhalten, auch sonst nicht mit langen Schilderungen; es mag genügen, zu sagen, daß es in der winterlichen Weihnachtsstube genau so war wie auf einem weiten, goldenen Sommeracker, über dem in regungsloser Sonnenflut unsichtbar hoch die Lerchen trillern. Daran wurde auch nichts dadurch geändert, daß die zarte Elly weinte; sie weinte ganz im stillen, weil es sie überwältigte, was sie bekommen hatte, und als sie Susannen, Theobalden, Gudrun und Hermann lachend die Hände schüttelte, schimmerten noch dicke Tränen in ihren Augen. Eigentlich fühlte Grete genau so; da sie aber die majestätische Grete war, so riß sie sich zusammen, reichte mit Haltung die Hand und machte eine Verbeugung, wie sie einem Kaiser und einer Kaiserin von einer Königin zusteht, die soeben beide Indien zu Lehen empfangen hat. Und daß für

Klütermanns Gefühle nur der beste Kanzleistil gut genug war, versteht sich von selbst.

„In vollster Würdigung des bewiesenen Wohlwollens," sagte er, „und nachdem mir Euer Wohlgeboren erst am 1. hujus anni currentis meine regulären Bezüge erhöht haben, nehme ich gern Gelegenheit, Hochdenselben nebst Frau Gemahlin erneut meinen wohlgeneigten Dank zum Ausdruck zu bringen, und werde ich wie bis dato so auch fernerweitig intensiv beflissen und bemüht sein, dero allenfallsige merkantilische oder sonsthinnige Interessen bestens wahrzunehmen und zu effektuieren."

Das war lang; aber es war eben Weihnachten; da hatte er es sich vorher zurechtgelegt.

Und als nun der erste Jubel der Herzen sich gesänftigt hatte, da begannen sie auch zu singen:

„Zwei Engel sind hereingetreten;
Kein Auge hat sie kommen sehn;
Sie gehn zum Weihnachtstisch und beten
Und wenden wieder sich zum Gehn:

‚Gesegnet seid ihr alten Leute,
Gesegnet sei, du kleine Schar!
Wir bringen Gottes Segen heute
Dem braunen wie dem weißen Haar!'"

Als sie ausgesungen hatten, standen sie innig umschlungen da, Susanne und Gudrun in braunem, Hermann in blondem und Theobald in zwar nicht weißem, aber doch stark angegrautem Haar, und schauten in den Tannenbaum hinein, und da erlebten sie das Weihnachtswunder: aus dem grünen Dunkel der Tanne sahen sie die Augen eines Gotteskindes leuchten.

Und als ihre Andacht ausgeklungen war, da wurden sie auf einmal noch ganz besonders fröhlich und ausgelassen. Theobald der Dichter war noch nicht zu Worte gekommen, und jetzt konnte er seinen Ehrgeiz nicht länger zügeln. Drei Geschenke für Susanne hatte man noch im Rückhalt; aber die gab es nicht ohne Verse. Hermann überreichte eine gewaltige Schachtel voll der erlesensten Süßigkeiten und sagte:

„Der wahrhaft kluge Mensch
Schenkt in die eignen Taschen.
Wir bringen Süßes dir,
Weil wir so gerne naschen.“

Auch Gudrun übergab eine allerliebste Schachtel; aber wenn man sie aufmachte, war wieder eine Schachtel darin, und in dieser wieder eine, und darin wieder eine und so fort, eine immer kleiner und zierlicher als die andere. Etwas zaghaft sagte sie dann:

„'s ist ein Abbild von dir selber,
Was dir deine Tochter bringt:
Eine wunderhübsche Schachtel —
Die sich immerfort verjüngt.“

Und wurde ganz rot darüber, daß sie ihre Mutter eine Schachtel nennen mußte.

Und dann kam noch der Hausherr selber. Es gibt bekanntlich Geschenke, die man baldmöglichst weiterschenkt, weil man sie nicht behalten mag. Solch ein Geschenk hatte Theobald seiner Gemahlin noch zugedacht. Es war ein Briefumschlag mit einem braunen Papier darin. Dies Geschenk würde schnell in andere Hände wandern, das wußte er, und darum gab er's ihr, die es beglückt und verständnisinnig lächelnd entgegennahm. Er überreichte es mit einer ritterlichen Verbeugung und sagte:

„Und schenkte man dir alles Gold der Welt,
So fielest du darüber nicht vom Stengel.
Den Teufel kann man tanzen sehn für Geld,
Doch keinen Engel.“

Da riß sie ihn an sich und küßte wieder ganz regellos seinen Kopf ab, ganz einerlei, wo's hintraf. Das machte ihn sehr vergnügt, und in dieser Vergnüglichkeit blickte er um sich und rief:

„Kinder, jetzt hab ich aber 'n fürchterlichen Hunger!“ Und genau derselben Meinung war Hermann und war Onkel Rupprecht. Onkel Rupprecht, das ist der, der nur kam, wenn Onkel Konrad *nicht* kam. Wenn ich von ihm erst jetzt etwas Weiteres sage, da die majestätische Grete den stahlblauen, dampfenden Karpfen in blumiger Schüssel auf starken Armen

hereinträgt, die zarte Elly mit der goldenen Butter und dem nasenprickelnden Meerrettich folgt und Hermann mit Pflichteifer den wunderbaren Berncasteler entkorkt, so soll dieser biedere Mann beileibe nicht als bloßer Tischfreund des Hauses Stahmer hingestellt werden. Er war bei allen beliebt und sollte später noch beliebter werden; alle hatten ihn bedacht, und mit aufrichtigem Vergnügen hatte er sich alle Geschenke der Kinder ausführlich vorführen lassen. Auch hatte er selbst die Familie Stahmer reichlich beschenkt, den jungen Stahmer aber am reichlichsten. Und als das Hauptmahl nun genossen war und auf dem Tische die große Fruchtschale mit Äpfeln, Birnen, Walnüssen, Haselnüssen, Paranüssen, Mandeln, Rosinen, Datteln, Feigen, Apfelsinen, Mandarinen, Marzipan und Schokolade stand und die Herren sich eine „Festrübe" angezündet hatten, da nahm Onkel Rupprecht seinen Schwager auf die Seite und sagte (es sollte leise sein):

„Du — dein Junge da — der wird mal was!"

„Meinst du?" fragte Theobald heimtückisch.

„Ob ich das meine? Nee du, das weiß ich gewiß. Den Jungen, den brauchst du dir bloß mal richtig anzusehen." (Er nahm an, daß Theobald das noch nicht getan habe.) „Ich hab auch mit seinem Klassenlehrer gesprochen, der sagt dasselbe. ‚Im Wissen sind ihm ja manche über,' sagt er; ‚aber er hat was Besseres als Wissen.'"

„Ja, ja!" machte Theobald mit einer beschwichtigenden Handbewegung; denn er fürchtete, der Junge werde es hören.

„Ja, ja, du hast wohl nicht so das Auge dafür, Theo; aber du kannst mir's glauben; ich hab den Blick für so was. Ich bin ja 'n Ochse gewesen, daß ich nicht geheiratet habe; sonst hätt' ich auch so 'n Jungen. Der Bengel, das ist mein Liebling."

„Laß es ihn nur nicht zu sehr merken," flüsterte Theobald.

„I, ich werd 'n Deubel tun und ihn das merken lassen!" schrie Onkel Rupprecht.

Onkel Konrad kam nie am Weihnachtsfest; denn das ist ein Gebefest. Er kam zu Neujahr; dann war die Schenkpflicht verjährt, und man brauchte nur Glück zu *wünschen*. Das tat er denn auch reichlich, und auch er bewies Hermänn-

chen sein besonderes Wohlwollen in mancherlei Ratschlägen, die immer endigten in die Mahnung:

„Immer feste Geld verdienen, mein Junge, das ist die Hauptsache; denn kommt das andere von selbst. Geld regiert die Welt, und Verdienen wird groß geschrieben. Kuck mal mich an: ich hab mit nix angefangen und hab mir mein ganzes Geschäft selbst aufgebaut." (Dabei sah er um sich und erwartete Bewunderung, fand hier aber keine.) „Wenn du dein Einjähriges hast, kommst du zu mir in die Lehre!"

„Nee!" sagte Hermann, „ich will Offizier werden."

„Hää?!!"

„Ich will Offizier werden!"

„Ach, Junge, du bist wohl närrisch! Offizier! Hunger leide, mein Gemüte! Denn kriegst du 'n schönen bunten Rock und vielleicht sogar 'n Orden dran. Was hast du denn? Dafür kannst du dir nichts kaufen. Hier: pinke, pinke! Das ist der wahre Jakob! Sollst mal sehen, du wirst Eisenkrämer!" Das sagte er mit seinem Kneifzangenmund so bestimmt, als bisse er — stupps! — einen eisernen Nagel ab.

Aus Wohlerzogenheit widersprach Hermann nicht länger, dachte aber: „Lieber nach Amerika, dann aber richtig!" Ihm war unheimlich vor diesem Onkel wie vor einem drohenden Schicksal.

Das war am Neujahrstag; wir müssen aber noch einen letzten Blick auf das Weihnachtsfest werfen; denn wir werden doch unsern Gracchus nicht vergessen.

Bei den Ohlenfleths gab es keine Karpfen; dafür aber Ochsenaugen. Das ist so eine Art Berliner Pfannkuchen; nur stehen sie so himmelhoch über diesen wie die Hamburger Küche über der Berliner. Wenn Mutter Rike sie in der siebenhöhligen Pfanne schmoren ließ, dann schwammen sie im Schmalz wie Trinas Auge in Tränen, wenn sie die Romanzeitung las. Aber wie dort die Karpfen, so kamen hier die Ochsenaugen erst in zweiter Linie. In erster Linie stand für Mutter Rike der neue Hut von ihrem Gracchus. Sie setzte ihn vor dem Spiegel auf und benahm sich einfach kokett dabei.

„Schick!!!" schrie Trina, „direkt schick siehst du damit

aus!!!" Schrie es, daß mehrere Tapeten sich von den Wänden lösten.

Aber wenn sie ihn wieder abgenommen hatte, dann war es doch Gracchus, über den Mutter Rike sich freute.

Für Trina kam in erster Linie ein vergoldetes Medaillon, das sie sich gewünscht und bekommen hatte und das sie sich um den Hals hängen wollte, um ihre Erscheinung glänzender zu gestalten.

Was aber nahm für unsern Gracchus den ersten Rang ein? Ach, ihr habt ja keine Ahnung! „Den ersten Rang" ist gar kein Wort — das ganze Haus, die ganze Welt, seine ganze Seele nahm es ein.

Da war ein Mann in Trinas Kundschaft gewesen, der ein Puppentheater verkaufen wollte, weil er keine Verwendung mehr dafür hatte. Kaum hatte Trina das gehört, als sie auch schon schrie:

„Das muß ja Gracchus haben!!!"

So hat es geklungen, als Roland in sein Horn Olifant stieß, daß der acht Meilen weit entfernte Kaiser Karl es vernahm und aufhorchte.

Und als die Mutter gesagt hatte: „Trina, schree doch nich soo!" da hatte sie, nach ihrer Meinung pianissimo, in Wirklichkeit aber mezzo forte wiederholt: „Das muß er ja haben!" und war dann forte fortissimo fortgefahren: „Der Junge leibt und lebt ja fürs Theater!!!"

Und sie „leibte und lebte" ja für ihren kleinen Bruder und hielt ihn ohne jeden Abzug für allwissend. Einer seiner Lehrer in der Volksschule hatte einmal zu der Mutter gesagt, ihr Sohn sei über seine Klasse hinaus und er, der Lehrer, könne ihm deshalb nichts mehr bieten. Seitdem erzählte Trina überall: „Der Junge ist so klug, daß seine Lehrer ihm nichts mehr lernen können!" Sie betrachtete einen Schulmeister gewissermaßen als eine Saugflasche, die eine gewisse Menge Milch enthielt; wenn die leer war, dann war sie eben leer.

Als sie dann freilich vernommen hatte, der Musentempel solle 30 Mark kosten, da war ihr das Herz entfallen. Das war ein kleines Vermögen. Und für ein Spielzeug! Aber Trina hatte so ein dunkles Gefühl, als wäre es für ihren

Bruder noch etwas anderes als ein Spielzeug. Sie kratzte alles zusammen, was sie noch an Eigenem besaß. 12 Mark 70 Pfennig! Das wollte sie gern opfern. Sie gab das Hemd vom Leibe weg; sie hatte auch einem einsamen alten Nachbarn ein halbes Pfund Buchweizengrütze gekocht und geschickt, weil er an Schwermut litt. Sie wandte sich an ihre größeren Brüder. Die zögerten zwar; aber Trina schrie so laut, daß sie zahlten.

„Sei bloß ruhig," sagte Julius, der Zigarrenmacher, „sonst kommt noch die Feuerwehr!" Und sie wäre gekommen, wenn nicht bei der winterlichen Zeit die Fenster geschlossen gewesen wären.

Nun hatte er ein Puppentheater. Der Tannenbaum, den Trina mit Eifer und Geschick geputzt hatte, bekam nur einen flüchtigen Blick, und die Ochsenaugen äugelten umsonst nach ihm. Eine echte Freude verschlägt den Appetit wie ein echter Kummer. Wer sich noch niemals so gefreut hat, daß er nicht essen konnte, der hat sich noch nicht richtig gefreut.

Auch hier war trotz der niedrigen Decke hoher Himmel und Lerchenlied; sogar Philipp sprach den ganzen Abend kein Wort von der „Partei", obwohl sie seine Mutter Gottes war, und Mutter Rike war ganz zufrieden, als sie in ihrem Stuhl sitzen und die Hände ineinanderfalten konnte und an nichts andres zu denken brauchte als an ihren friedlich schlummernden Nautikus und an ihren flüchtigen Sohn in Amerika. Wie der wohl das Fest verleben mochte! Früher hatte er doch noch ab und zu geschrieben, aber das war auch eingeschlafen. —

Es gibt Pechvögel, die sich am Weihnachtsfeste haben zur Welt bringen lassen; das ist zwar sehr ehrenvoll, aber nicht vorteilhaft. In dieser Hinsicht war Gracchus kein Stiefkind des Schicksals, im Gegenteil: er hatte zweimal Weihnachten. Als er am Morgen des ersten Festtags bei seinem Freunde erschien und ihm ein sehr altes, wunderschönes Exemplar von Klopstocks Oden überreicht hatte, in das er auch hineingeschrieben hatte:

Gracchus Ohlenfleth
s./l. Hermann Stahmer
in ewiger Freundschaft

wofür ihm Hermann mit einem solchen Händedruck dankte, daß Gracchus leise „Au!“ rief, da also fand er natürlich abermals seinen Tisch gedeckt wie ein Sohn vom Hause, oder vielmehr wie ein Adoptivsohn; denn er bekam mehr als der eigentliche Sohn vom Hause, weil er mehr brauchte. Nicht, als ob Hermann oder er das gemerkt hätten; vielmehr, als er sich artig bedankt hatte — er hatte gemach alle guten Sitten des Hauses Stahmer angenommen, besonders von seiner Klavierpartnerin Gudrun, und traf damit zu Hause bei Riken und Trina auf ehrfürchtige Bewunderung, bei seinen Brüdern nicht selten auf Spott — nachdem er sich also ehrlich bedankt hatte, geriet er vielmehr bei der Erzählung von seinem Puppentheater in solch ungewöhnliche Beredsamkeit, röteten sich seine für gewöhnlich farblosen Wangen so offensichtlich, daß Theobald heimlich und lachend zu seiner Susanne sagte: „Trina hat den Vogel abgeschossen.“ Gracchus würde auch seinen Freund sofort mit sich gezogen haben, wenn er nicht Theobalden und Susannen noch sein Geschenk geschuldet hätte. Dies Geschenk hatte er in monatelanger Heimlichkeit mit Gudrun gemeinsam zubereitet, und es war nichts Geringeres als Beethovens D-dur-Symphonie, die Theobald so sehr liebte und die sie ihm nun auf dem Klavier vorspielen wollten. Und wer nun glaubt, Gracchus hätte des Puppentheaters wegen flüchtig gespielt, der kennt ihn noch immer nicht. Sobald er *bei* der Musik saß, saß er auch *darin*. O, es klang trotz seiner Unvollkommenheiten wundersam gut, was die beiden morgenreinen Menschen da spielten, und es sah auch gut aus, wie sie andächtig nebeneinander saßen: der schlanke Knabe mit dem feingeformten, von dunkelblondem Haar weich umschmiegten Kopfe und das warmblühende Mädchen, dessen braune Locken die Weihnachtssonne sich verweilend durch die Strahlenfinger gleiten ließ.

Hermann hörte gespannt zu, und es wurde ihm nicht zu lang. Je älter er wurde, desto mehr erwachten ihm Ohr und Herz für die Musik; er horchte mit dem ergreifenden Durste jener Zaungäste der Musik, die mit Sehnsucht in ein gelobtes Land horchen, das sie nicht betreten werden. Und etwas ganz Eigentümliches geschah: Mitten in dem unbeschreiblich herr-

lichen Larghetto mußte er ganz plötzlich an Landa v. Weidenbach denken, sah er sie plötzlich vor sich. Merkwürdig. Wie so etwas wohl zugeht?

Nachdem die beiden Künstler ihre Kritik und ihren Dank empfangen hatten — eine sehr anerkennende Kritik, über die sie beide erröteten — riß Gracchus seinen Freund mit sich fort, und die drei Stahmer blieben zurück im schweigenden Glanz des Weihnachtstages.

Kennt ihr ihn? Nach dem lauten Glück das verschwiegene, nach dem leuchtenden das wärmende. Du schmiegst dich tief in einen großen Stuhl, häufst alle, alle Liebe, die dir dieser Freudenregen gebracht hat, rings um dich auf und bettest dein Herz tief, tief hinein, als möchtest du ewig darin ruhen. Im Kamin summt die Flamme, und durch deine Ohren rauscht die Zeit wie ein silberner Bach.

Gudrun sitzt noch allein am Klavier, regungslos. Dann beginnt sie leise zu spielen. Den „Nußbaum" von Schumann. Nun steigt die Sonne Tag für Tag; dem Frühling geht es entgegen; dann wird auch der Nußbaum wieder grünen, unter dem sie so gern sitzt, in den sie so gern hinaufschaut und den sie auch vom Klavier und von ihrer Kammer aus immer sehen kann. — —

28. Kapitel.

Am Abend ward es dann freilich lebhafter; da kam zum gastlichen Mahle Brunhilde Mackentum, die sich über einen Zeitungsartikel „Die Politisierung der Frau" aufregte.

„Die Politisierung der Frau!" rief sie. „Wenn man die Leute babbeln hört, sollt' man, weiß der Kuckuck, glauben, es wär 'n Fortschritt!" und Dr. Rüter kam und Oswald Bullerbohm kam mit seiner Frau und aß (unter anderem!) einen Hechtkopf so kunstvoll auf, daß nur so viel Abfall blieb wie eine Walnuß groß, und das Ehepaar Dr. Baer kam, und er spielte etwas vom frömmsten Johann Sebastian und las aus dem Gudrunliede auf mittelhochdeutsch vor, wie süß Horand sang, und seine Frau machte dazu eine so kalte Nase, daß die kleine, dicke Frau Käpt'n Braß heimlich

zu ihrem Mann sagte: „Aoh, diese Ueib — ich kann sie nich 'runterschlucken!" (I can't swallow her), womit sie sagen wollte, sie könne sie nicht vertragen.

O die vielen Festtage! Wir feiern und feiern, anstatt unsere beiden Helden weiterzubringen! Jetzt heißt es aber vorwärts! Gleich zu Anfang wird allerdings noch nichts aus dem Fortschritt, obwohl es seit dem zweiten Feiertag auf Schlittschuhen ging. Denn sehr richtig ruft der allerdings seraphische, aber auch verständige Sänger in seiner schon angeführten Ode vom Eislauf:

„Zurück! Laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach, dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stirbst!"

Indessen wozu hat ein gefrorener Teich gefährliche Stellen, wenn man sie nicht versuchen soll? Auf sicherem Eis kann jeder laufen; aber ganz nah an die verdächtige Stelle herankommen, das ist Ruhm und Vergnügen zugleich. Noch näher ist natürlich noch schöner. Und n o ch näher ist natürlich n o ch schöner. Und dann liegt man drin. „Krach!" sagt' es, und Hermann war bis zum Nabel verschwunden; er tappte flink genug nach dem stehengebliebenen Eise; aber das brach auch, und er versank vollends.

Gracchus hatte bisher auf dem Eise mehr gesessen als gestanden; er saß jetzt gerade wieder. Die Schlittschuhe wollten immer allein laufen; sie hatten keine Geduld und waren soeben wieder geflüchtet. Nun schrie er laut um Hilfe für Hermann und schnallte sich die Schuhe los, um schneller zu seiner Hilfe eilen zu können. Aber schon hatten hilfreiche Hände vom Ufer her dem Wiederemporgetauchten mittels einer Stange aus dem Wasser geholfen. Die Götter hatten dem Leben Hermann Stahmers ein anderes Ziel gesetzt als eines, das bekanntlich auch eine Katze in jungen Jahren erreichen kann. Da das Wetter recht kalt und die Entfernung bis zum Elternhause nicht

gering war, so blieb die Sache nicht ohne Folgen. Der Einbrecher wurde zu acht Tagen Betthaft, die ersten drei Tage durch Fieber verschärft, verurteilt. Das wäre des Erzählens kaum wert, wenn sich hier nicht erwiesen hätte, daß die Freundschaft der beiden Knaben nach und nach doch zu einer Art Symbiose geworden war. Gracchus wurde nicht einmal seines Theaters, nicht einmal seiner Bücher froh, er war ganz aus Rand und Band, ganz entwurzelt und fragte dreimal des Tages mit dem unglücklichsten Gesicht von der Welt bei Susannen oder Elly oder Grete oder Klütermann an, wie es Hermann gehe. Was fängt der Einsiedlerkrebs an ohne Seerose? Endlich durfte er wieder zu dem Kranken, und sofort schleppte er sein ganzes Theater zu ihm herüber. Der neue Thespis stellte unverzüglich das „hohe Felsenufer des Vierwaldstättersees, Schwyz gegenüber", auf und begann mit der Aufführung. Bei der Aufstellung des Bühnenbildes verfuhr er nicht allzu sorgfältig; er hatte es eilig; er mußte zu den Worten kommen. Und immer rissen ihn die Worte über den Schluß der Szene hinaus, so daß er die Änderung des Bühnenbildes vergaß, bis Hermann ihn daran erinnerte, daß er den alten Attinghausen auf dem „öffentlichen Platz bei Altdorf" sitzen ließ. Und alles um sich her vergaß er, als er, blind und taub für alles im Zimmer, für alles in der Welt die Worte rief:

„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!"

Er hatte in diesem Augenblick seine Anschauung und Lehre vom Krieg offenbar vollkommen vergessen, und er hatte auch nicht bemerkt, daß schon eine Weile jemand im Zimmer stand und aufmerksam zuhörte.

„Junge!" rief Theobald mit der ganzen Freude eines Entdeckers, „du hast ja Stimme! Und hast das Zeug zum Sprechen! — Die Herren entschuldigen mein Eindringen; aber

ich hab die Tür ganz laut aufgemacht. Darf ich noch ein bißchen hierbleiben?"

Das wurde natürlich mit verlegenem Lächeln bewilligt — wer kann den Besitzer des Grundstücks aus einem Theater hinauswerfen? — aber Theobald merkte bald, daß er als Kritiker empfunden wurde, und schlich rücksichtsvoll wieder hinaus. Alsbald loderte das Feuer Gracchussens wieder hell auf, und er erklärte alle seine Knechte (will sagen: Rubenzens Knechte) für frei, während der Kadaver des Schurken Geßler noch unbestattet auf der Bühne lag.

Gracchus und Schiller erzielten natürlich auch bei Hermann einen beispiellosen Erfolg; einen vollkommenen Durchfall dagegen erlebte jener mit einem zweiten Spielzeug, das er einem seiner Brüder verdankte und ebenfalls mitgebracht hatte. Das war ein Kasten mit „Zauberapparaten", die unserm Gracchus, als sein Bruder sie ihm vorgeführt hatte, Nase und Mund aufgesperrt hatten und die er auf keine Weise hatte durchschauen können, so daß sein Bruder ihm endlich Aufschluß geben mußte. Dieser gräßliche Hermann aber rückte jedem faulen Zauber sofort mit seinen unausweichbaren Augen auf den Leib; wo es sich um Sinnendinge handelte, konnte man ihm nichts vormachen, und wenn der wundertätige Magus Gracchus seinen geheimnisvollsten Hokuspokus vollführte und etwa eine sichtlich durchschnittene Schnur plötzlich wieder heil und ganz durch zwei Hölzer laufen ließ, dann sagte sich Hermann alsbald, wo der Hase wirklich lief, wo er laufen mußte. Sobald er aus dem Bette durfte, übernahm er denn auch unverzüglich die ganze technische Leitung des Theaters.

Er verlieh dem Kunsttempel einen Motor, ein Uhrwerk, übertrug seine Bewegung auf Wellen, Räder und exzentrische Scheiben, so entstand ein unerschöpflicher Wasserfall, so wogten unaufhörlich die Fluten des opferheischenden Sees, so stieg wie aus eigener Gewalt der Mond über dem Rütli auf!

„Gnädige Frau, wir sind heut morgen zu spät aufgestanden, weil wir keinen Wecker hatten. Ich kann die Weckuhr nicht finden!" jammerte Elly.

„I," sagte Susanne, „wo kann sie denn sein; die kann doch nicht weglaufen!"

Das hatte sie auch nicht getan; Hermann hatte sie mitgenommen und in das Theater hineinverarbeitet.

„Guck ihm bloß auf die Finger!" rief Theobald lachend. „Frau Holle steht auch auf ihrem Spielplan! Der ist imstande und verbraucht den Inhalt unserer Kopfkissen als Theaterschnee! Die Kunst geht über Leichen!" —

Es war richtig, in unserm jungen Ohlenfleth hatte sich über Nacht eine besonders schöne Mannesstimme entwickelt, und wenn er sonst in manchen Dingen ein Pechvogel war, so war er hierin eine Nachtigall und ein Glückspilz. Denn eine Sprechstimme wie die seine — ich kann sie hier nicht niederschreiben — ist eine zuverlässige Besuchskarte. Bei dem jungen Stahmer hatte sich erst ein einziger, allerdings abgrundtiefer Baßton gebildet, in den er gelegentlich unvermutet verfiel, wie man im Dunkeln mit dem Fuß in ein Loch sinkt. Wiederholt hatte er in letzter Zeit versucht, das Lied „Im tiefen Keller sitz ich hier" zu singen, um daran mit Sicherheit festzustellen, daß er nun endlich ein Mann sei; aber wenn er wirklich einmal in den Keller hinabgelangte, schnellte der Fahrstuhl sofort wieder ins Obergeschoß. Es war zum Verzweifeln!

Besonders unangenehm in der Tanzstunde! Da gab es Kerle nicht nur mit richtigen Männerstimmen, sondern sogar mit einem leisen Schatten auf der Oberlippe. Dagegen war natürlich nicht aufzukommen. Je jünger das Mädchen, desto reifer wünscht es den Mann. Und dann gibt es manch ein Mädchen, das den unternehmenden Mann liebt, wenn auch nur unternehmend mit der Zunge. „Immer mit dem Maulwerk vorneweg!" — du gewinnst sie, auf mein Wort! Ja, das konnte er nun nicht, und wenn er es einmal versuchte, dann fiel es gottsjämmerlich aus, so daß sie heimlich lachten. Er hatte nun einmal vor allem Weiblichen eine unbezwingliche Ehrfurcht; sie war auch der Unterton all seiner Liebe zur Mutter; nur mit seiner Schwester verkehrte er frank und frei. Nur eine war da unter den Tanzschülerinnen, die sich seiner annahm; sie hieß Rosa Puttfarken und sah auch so aus; sie konnte von der majestätischen Grete zu Weihnachten gebacken sein, und wenn Hermann sich mit ihr drehte, hatte man immer den Eindruck, als suche er sie auf dem Fußboden. Er

schrieb ihre Neigung, mit ihm zu tanzen, einer grenzenlosen Herzensgüte zu und sah es danach als feststehend an, daß er mit diesem Engel einmal ein Band für die Ewigkeit knüpfen und mit ihm vereint durchs Leben schweben werde.

So unsicher er sich also vorläufig noch auf dem glatten Boden des Tanzes und der Frauenumwerbung fühlte, so sicher bewegte er sich auf dem Boden der Harburgischen Wälder. Dorthin machte die Schule wieder einmal einen Ausflug unter Dr. Sorgenfrei — herrlich! — und gleich an der Landungsstelle in Harburg wurden die Herren Jungens in zwei Heerhaufen geteilt: Germanen und Römer. Natürlich wollten sie alle Germanen sein; so entschied das Los. Hermann zitterte, daß er Römer werden würde, und ward es. Aber das erregte allgemeinen Widerspruch; alle waren darin einig, daß Hermann Cherusker und Armin sein müsse — deutsche Knaben sind zuweilen noch einig — und so wurde er umnaturalisiert. Die Römer unter Quintilius Varus Stubenrauch zogen rechts ab und sollten eine möglichst tiefe Schlucht in den Wäldern der Haake suchen, durch die sie zu marschieren hatten; die Deutschen unter Arminius Hermann Stahmer marschierten links ab. Und obwohl der Römer Stubenrauch seine Legionen durch Vor- und Nachhut und Seitenpatrouillen zu sichern suchte, machte Hermann ihn aus; er „kroch durch alle Krümmen des Gebirgs", obgleich der Boden kräftig angefeuchtet war — der Krieg kennt keine Toilettenrücksichten — er führte seine Mannen unbemerkt bis an den Rand der Schlucht, und dann brach es mit urgermanischem Schlachtgebrüll und einem furor teutonicus sondergleichen die Abhänge herunter. Waffen jeglicher Art waren verboten; nur Brust an Brust durfte gerungen werden. Die Niederlage der Römer war Vernichtung; Varus stürzte sich in sein Schwert, und Dr. Sorgenfrei raufte sich den Schnurrbart und rief im schönsten Leutnantston: „Stubenrauch, gib mir meine Legionen wieder!"

Das Frühstück schmeckte aber! Und dann rief Sorgenfrei zur Kritik. Dabei wurde festgestellt, daß Eduard Senf gekniffen habe; am Kampfe Mann gegen Mann hatte er nicht teilgenommen. Er behauptete, es sei kein Gegner für ihn übriggeblieben. Im übrigen gaben die Römer ihre Nieder-

lage unumwunden zu wie seinerzeit Tacitus in den „Annalen"; Römer und Deutsche sind eben keine Franzosen.

Wie lautes Gewirr von flatternden Tauben flog die Wechselrede der Lagernden hinüber und herüber. Dabei bemerkte Sorgenfrei, daß fast jeder einen Spitznamen hatte.

„Wie heiß ich denn?" fragte er.

Verlegenes Schweigen.

„Na, Kinder, das ist doch ganz selbstverständlich, daß ich auch 'n Spitznamen habe! Das 's doch keen Unglück! Stahmer, du sagst ihn mir, das weiß ich."

„Ah-Ah," sagte Hermann.

„‚Ah-Ah'? — Ach, weil ich wie 'n Leutnant spreche?"

Allgemeines Gelächter der Bejahung.

„Ist euch das peinlich?"

„Nööö!" riefen sie wie aus einem Munde.

„Ja, Kinder, das gewöhnt man sich so beim Kommandieren an. Ich bin mit Lust und Liebe Soldat. Und wenn man sich beim Kommandieren verständlich machen will, muß man hoch und hell sprechen."

„Es klingt mitunter so komisch," sagte einer aus der Runde.

„Ja, von wegen ‚äh-äh' und ‚kolossal schneidig' usw. wird ja auch der Leutnant immer in den Witzblättern und auf der Bühne verulkt. Das schad't nichts; Spaß muß sein. Die Leute, die ihn aber deswegen zu hassen vorgeben, die hassen ihn aus ganz anderen Gründen. Das ‚Ah-äh' ist nur der Vorwand."

„Sind die Offiziere aber nicht meistens sehr hochmütig?" fragte der Sohn eines Liberalen.

„Meistens? Nee, mein Sohn, das stimmt nicht. Ich hab in meinem Leben nur einen einzigen hochmütigen Offizier erlebt, und das war ein von allen Kameraden einstimmig anerkannter Esel. Was man so Hochmut nennt, ist in der Regel nur *Haltung*. Wer im Augenblick der höchsten Not und Gefahr Gehorsam finden soll, der muß *Ansehen* haben. Und wer sich im Ansehen erhalten will, der darf nicht mit jedem ersten besten Brüderschaft machen. Wie sagt der weise Polonius?

„Härte deine Hand nicht durch Begrüßung
Von jedem neugeheckten Bruder....
Leutselig sei, doch keineswegs gemein...
Dein Ohr leih jedem, wen'gen deine Stimme."

Übrigens: Kennt ihr das schöne Gedicht von Otto Anthes: Was will Majestät mit dem Jungen?"

„Nein, nein, vortragen, vortragen!" erscholl es von allen Seiten.

„Also hört zu! — Sagt mal, wenn ich euch Gedichte vortrage, mach ich dann auch ‚Äh-äh'?"

„Nein, nein!" riefen sie einmütig.

„Na, Gott sei Dank! Also paßt auf!"

Was will Majestät mit dem Jungen?

Wir saßen im Keller bei Moselwein,
Schwatzten, lachten und sangen.
Da kam ein junger Leutnant herein
Schleppenden Säbels gegangen.
Ein kleines Köpfchen, ein Kindergesicht,
Paar Haare unter der Nase,
Monokel im Auge — so setzt sich der Wicht,
Klingt mit dem Ring am Glase:
Kellner, stellen Sie mir eine kalt!
Heidsieck! Verstanden? — So künstlich alt,
Urdrollig hat es geklungen,
Daß einer von uns, sonst kalt wie ein Fisch,
Prustet heraus euch über den Tisch:
Was will Majestät mit dem Jungen?

Alles lachte. Nur ich saß still
Und sank in dämmerndes Sinnen:
Was Majestät mit dem Jungen will?
Und sachte führt's mich von hinnen.
Wir waren im Felde und lagen dicht
Gedeckt hinter Scholle und Strauch,
Und der Leutnant mit dem Kindergesicht
Lag hinter uns auch auf dem Bauch.
Die Pfeife schrillt. Da fährt er empor.
Und plötzlich saust es ihm dumpf im Ohr
Und er fühlt in der Brust einen feinen Schmerz —
In der Rechten den Säbel, die Linke aufs Herz,
So rast er voran, zehn Schritt vor die Front,
Und schreit, so laut er noch eben gekonnt,
Mit der letzten Kraft der Lungen:

Sprung — auf! Marsch, marsch! — Und dreht sich und fällt.
Wir über ihn weg. Unser Hurra gellt:
Der Sieg ist unser! — Er hört es nicht.
Tot liegt er auf seinem Kindergesicht. —
Das will Majestät mit dem Jungen!

Sie waren alle mäuschenstill. Lange, lange schwiegen sie und regten sich nicht. Endlich standen einige auf.

„Na, Jungens?“ fragte Sorgenfrei, „was habt ihr denn sonst noch an Beschwerden vorzubringen?“

Da stand ein großer Junge auf, dessen Züge bei aller Jugendlichkeit einen merkwürdigen, fast männlichen Ernst zeigten, und sagte:

„Herr Doktor, wir haben eigentlich schon lange beschlossen, Ihnen mal zu sagen, daß wir Ihren Unterricht furchtbar gern haben. Aber sowas unterbleibt immer. Heut sag ich's mal.“

„Na, Fechtner, das wollt ich nun nicht herausfordern! Ihr sollt mir ja sagen, was euch nicht gefällt.“

Erst Schweigen. Dann ruft einer: „Daß wir nicht auch Geographie bei Ihnen haben. Bei Professor Meusel lernen wir —“

„Sssst!! Das will ich am wenigsten hören! Antreten zum Rückmarsch!“

29. Kapitel.

Sollte es wohl von ungefähr gewesen sein, daß sie mit diesem Manne durch dick und dünn gingen? Sollte es von ungefähr geschehen sein, daß sie auf dem Rückmarsche ganz von selbst zu singen begannen:

„Ich hab mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir Land voll Lieb und Leben,
Mein herrlich Hermannsland!“?

Er führte sie an der Mutterhand ihrer Muttersprache in die Heimat der deutschen Seele, in das Leben ihrer Vorfahren zurück! Und tat es, wo er konnte, mit Humor. Wie es Meister Hildebrand gelehrt!

Unter Hermanns Klassengenossen war natürlich auch ein „Schmidt", und natürlich hatte er unter seinem Namen zu leiden.

„Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was bringt die Jule mit?"

riefen sie. Als Sorgenfrei das in einer Pause vernommen hatte, begann er die nächste Stunde:

„Ich hab' diese Nacht viel darüber nachgedacht, warum wohl so viele Leute „Schmidt" heißen." (Große Heiterkeit und Sammlung sämtlicher Blicke auf Friedrich Schmidt.) „Habt ihr 'ne Ahnung?"

Schweigen.

„Was heißt denn ‚Schmidt'?"

„Schmied?" sagt einer unsicher.

„Jaja, verlaß dich drauf, Schmied heißt es. Na? Also woher die vielen ‚Schmidt'?"

„Es ist ein sehr verbreitetes Handwerk," sagt einer.

„Ist es und war es. Sogar im Himmel vertreten. Nämlich?"

„Vulcan, Hephästos," riefen verschiedene.

„Seht ihr? Das einzige Handwerk, das im Himmel vertreten war. Gab's auch 'n Bäcker im Olymp?" (Stürmische Heiterkeit: „Ne!" Gustav Becker hatte den Schmidt nämlich am eifrigsten gefoppt.) „Aber gab es nicht noch einen berühmten Schmied im Altertum?"

Hermann wußte es von Weidenbach her. „Dädalus," rief er glänzenden Auges.

„Richtig. Und mir ist es so, als hätten wir Deutschen so was Ähnliches!"

„Wieland der Schmied," rief wieder Hermann.

„Also, mein lieber Schmidt," sagte der Doktor, „du hast sehr alte und vornehme Ahnen. Ich versteh aber noch immer nicht, wozu so *viele* Schmiede nötig waren?"

„Unsere Vorfahren waren Jäger und sehr kriegerisch, sie brauchten Waffen."

„Aha, jetzt geht mir 'n Licht auf. Taten sie nichts als Jagen und Kriegen?"

„Doch, sie bauten auch den Acker."

„Ja, wenigstens die Hörigen und die Frauen. Mit den Händen?" (Heiterkeit.)

„Nein, sie brauchten Pflüge dazu — Hacken — Spaten —" usw.

„Wer machte die?"

„Der Schmied."

„Was macht 'n Schmied sonst noch?"

„Er beschlägt Pferde — macht Hämmer, Zangen, Nägel, Radreifen —" usw. usw.

„Jaja: wie sangen wir, als wir noch Studenten waren?

„Es ist kein Dörflein so klein,
Ein Hammerschmied muß darin sein!"

Du siehst, mein lieber Schmidt, deine Ahnen waren sehr nützliche, wichtige, unentbehrliche Leute." (Schmidt fühlte sich gründlich wiederhergestellt und lächelte ahnenstolz.)

„Forschen wir einem anderen seltenen Namen nach. Die Hörigen jedes Gutshofes hatten natürlich einen Obersten, der sie anleitete und beaufsichtigte. Wie hieß der?"

Schweigen.

„Wie hieß der ‚Oberste des Hauses' bei den fränkischen Königen, Pippin der Kleine z. B.?"

„Major domus."

„Na, merkt ihr was? — Nicht? — Niebuhr, sag mal zehnmal ganz schnell hintereinander ‚major'!"

„Majormajormajormajor . . . . ." machte Niebuhr.

„Nnna? Klingt euch daraus nicht ein wohlbekannter holder Name . . .?"

„Meyer!!!" brüllten fast alle zugleich mit Entdeckerjubel.

„Na also. Jeder, der Hörige oder Diener unter sich hatte, einen Hof, ein Gut verwaltete oder in Pacht hatte, in der Schweiz auch der Oberste der Gemeinde, hieß Meier, im Althochdeutschen noch meior oder meiur." (Er schrieb es an.) „Daher die vielen Meier."

„Die meisten Meyer schreiben sich aber mit ‚y'," rief einer.

„Ja, es war einmal ein Meier, dem war sein Name zu deutsch und daher nicht fein genug; da hängte er sich ein griechisches ‚y' ein. Und da ein Narr bekanntlich viele macht —" (Große Heiterkeit.) „Übrigens: wie hieß denn der Oberste der Gemeinde in Deutschland?"

„Bürgermeister!"

„Als es noch gar keine Bürger gab? — Na? Er heißt ja in manchen Gegenden noch heute so! Der Vorsteher eines Dorfes —?"

„Schulze!"

„Aha, jetzt kommen wir unsern Schulzen auf die Spur." (Heiterkeit.) „Wir haben ja zwei in unserer Klasse."

„Einen!" rief man.

„Zwei," sagte Sorgenfrei.

„Nee, einen," beharrten die Jungens.

„Zwei," sagte Sorgenfrei kaltblütig. „Wenn die Herren nur ihre Ohren aufmachen wollten —"

„Schulteß," schrie ein Findiger.

„Siehste. Wenn ich nicht irre, haben wir in einer anderen Klasse noch einen Schulzen." (Schweigen.) „Einen plattdeutschen."

„Schult!" riefen sie nun.

„Wer kann das Wort ‚Schultheiß' übersetzen?"

Keiner.

„Nicht mal du, Schulteß?"

Nicht mal er.

„Jetzt lebt so ein deutscher Jüngling schon vierzehn Jahre und weiß nicht, was er eigentlich ist. ‚Schultheiß' braucht man nicht zu übersetzen. Er ist ein Mann, der den Leuten heißt, was ihre Schuld und Schuldigkeit ist, ein Richter also. Aber e i n e n ehrwürdigen Namen haben wir ganz vergessen, nicht schlechter als Meyer und Schmidt, oft zusammengenannt mit Schulze ...."

„Müller!" erscholl es zwanzigtönig. Und man entdeckte das ganze gewaltige Geschlecht der Müller, Möller, Moller, Miller, Müllner, Mühler, Mühling, Mühlmann, Mahlmann, Möhlmann usw. usw.

„Wo kauften denn die alten Germanen ihr Brot?"

(Lachen.)

„Sie backten es selbst.“

„Richtig. Also Müller gab's schon; aber Bäcker noch nicht. Dein Adel, wie du siehst, mein lieber Becker, ist jüngeren Datums. Die alten Deutschen verfertigten überhaupt das meiste, was sie brauchten, selbst, die Frauen z. B. die Leinwand. Als das aufhörte, wen brauchte man da?“

„Den Weber!“ rief Adolf Weber und leuchtete.

„Und was wird sich dann so nach und nach angeschlossen haben?“

„Schuster — Schneider — Maurer — Schlosser — Zimmermann — Tischler — Jäger — Fischer.“

Immer, wenn ein Name einschlug, war ein Glücklicher mehr in der Klasse.

„Wieviele Schneider haben wir hier eigentlich?“

„Einen!“ riefen die Jungens.

„Wie unvorsichtig! Und dabei seid ihr schon einmal hineingefallen!“

Aber sie konnten beim besten Willen keinen zweiten Schneider entdecken.

„Woher heißt denn der Schneider Schneider?“

„Vom Zeugschneiden.“

„Natürlich. Man kann aber noch andere Dinge schneiden. Und es gibt noch ein anderes Wort für schneiden. Paßt auf, jetzt werden wir von Döring etwas lernen; der kommt vom Lande. Döring, wie heißt das grob geschnittene Korn?“

„Schrot,“ sagte Döring.

„Jawohl. Was sagt man auch für schneiden?“

„Schroten.“

„Schröter!“ schrie auf einmal die ganze Klasse.

„Siehst du, Schröter? Nu bist du 'n Schneider und weißt es gar nicht. Und wenn man dein ‚t‘ nun weich spricht, dann —“

„Schröder!“ riefen die Jungens.

„Und wenn man noch maulfauler ist?“

„Schröer!“

„Richtig, und wenn sich der Selbstlaut ändert?“

„Schrader??“

„Jaja! Lauter Schneider. Es gibt auch viel mehr Bauern, als man ahnt. Wieviele haben wir hier in der Klasse?"

„Keinen."

„Ich zähle 23."

Das war die ganze Schülerzahl. Man lächelte etwas verletzt.

„Ach, ihr meint: wegen eures Benehmens? Nee! Ihr seid doch feine Kerls! Und außerdem benehmen sich die Bauern wohl anders, aber nicht schlechter als andere Leute. Trotzdem seid ihr alle Bauern. Im Ernst! Fischer, wie nennst du Preuß, weil er neben dir sitzt?"

„Preuß!" sagte Fischer. (Große Heiterkeit.)

„Aber Fischer! Wie nennst du einen Menschen, der nah bei dir wohnt?"

Jetzt dämmerte es. „Nachbar!" sagte Fischer.

„Richtig. ‚Nachbar'! Na, Kinder? Wie hat ‚Nachbar' wohl früher geheißen?"

„Nachbauer."

„Natürlich. Es gibt noch Leute, die so mit Namen heißen. Der Nachbar ist der ‚Nahbauer'. Kinder, das war für unsere Vorfahren, die oft meilenweit von einander wohnten, eine wichtige Sache: ein Nachbar in der Not! Bei einer Feuersbrunst z. B. Ihre Häuser brannten leicht. Warum?"

„Sie waren aus Holz gebaut."

„Wie sind sie denn dazu gekommen, mit Steinen zu bauen?" (Schweigen.)

„Woher kommt wohl das Wort ‚Mauer', althochdeutsch ‚mura'?"

„Vom lateinischen murus."

„Und Kammer?"

„Von camera."

„Und Pforte?"

„Von porta."

Man brachte mit Hilfe des Lehrers ans Licht: solarium — Söller, cella — Keller, pila — Pfeiler, fenestra — Fenster, spicarium — Speicher, tegula — Ziegel, scindula — Schindel und anderes mehr.

„J, Jungens, das ist doch merkwürdig, daß beinahe das ganze Haus aus dem Lateinischen kommt! Wie erklärt ihr das?"

Und ein offener Kopf sagte: „Die Römer haben den Steinbau nach Deutschland gebracht."

Und der Doktor brachte sie durch vinum, mustum, pressa, calix, bicarium, cupa, vinitor, pix etc. etc. darauf, daß die Römer Wein, Most, Presse, Kelch, Becher usw., und durch cerasus, persicum, prunum, pirum, lens, vicia, cepula, radix, caulis etc. etc., daß sie Obst und Gemüse in das waldfinstere Germanien der Jäger und Fischer gebracht haben.

Und als Hermann Stahmer einmal auf dem Schulhofe laut „Hallo!" gerufen hatte, trat Sorgenfrei vergnüglich lächelnd auf ihn zu und sagte: „Du weißt ja gar nicht, was du sagst."

Hermann sah ihn verdutzt an. „Ich hab' Hallo gerufen."

„Ja, hallo. Was heißt ‚hallo'?"

„Hallo heißt — hallo!"

„Ja, das meinst du so in deinem jugendlichen Leichtsinn. Frag mich nachher mal."

Und Hermann fragte, sowie der Doktor am Pulte stand. Und der Doktor führte seine Schar an die Furten der deutschen Ströme, wo die, die hinüber wollten, am Ufer standen und dem Fergen drüben riefen: „Halloooo!" oder „Holaaaa!", d. h. holen, hol mich, hol über! Wie einst Hagen an der Donau gestanden:

> er begonde ruofen vaste über fluot:
> „nu hol mich hie, verge", sprach der degen guot.

und er erzählte, wie die Römer Brücken über die Ströme bauten und über diese Brücken das Christentum kam, wie Donar (d. h. die heidnischen Germanen) solche Brücken zertrümmerten und Christus (will sagen: die Römer) sie wieder aufbauten, wie gerade da, wo solche Furten gewesen (wie die Frankenfurt) der große Christophorus verehrt wurde, der das kleine Christkind mit großer Mühe durch die Flut trug, wie die Fergen von den Strömen verschwunden, der Ruf der Harrenden aber noch durch die Jahrtausende herüberhalle und

heute noch über einen deutschen Schulhof töne. Und wenn die Schulglocke dem Lehrer das Wort abschnitt, dann rief sie lebhafte Entrüstung bei allen Lebendigen hervor; „schade!“ riefen sie; denn sie hatten ihr Vaterland gesehen, hatten Vergangenheit erlebt; lebendige Zeugen waren hereingetreten in die Schulstube, Zeugen, die die Einführung des Steinbaus, des Weinbaus noch miterlebt, die den deutschen Urwald noch gesehen hatten, ja, die schon dabei gewesen waren, als die Germanen aus Asien kamen, Zeugen, deren Züge noch den Abdruck des Erlebten zeigten, die ihre Gesichtsfarbe wiederbekamen, die Augen aufschlugen, die Lippen öffneten und — erzählten! Wie Scheintote, die zum Leben erwachen! Lebendige Zeugen! Deutsche Wörter waren es, die also zeugten, wenn man sie anblies mit warmem Hauche! Den Jungen, wenn sie nur einen hellen und warmen Funken in sich trugen, ward wundersam selig und heimelig und heilig ums Herz in solchen Stunden, und sie verstanden es gut, als dieser Mann ihnen sagte, daß das Wort „Elend“ ursprünglich nur so viel bedeutete wie „andres Land“, also „Fremde“, daß unser Volk es eben darum zum Ausdruck für tiefstes Unglück machte. —

Immer kamen die Jungen aus seinen Stunden mit merkwürdigen Augen, mit aufgewachten Augen, und Hermann konnte sich oft zu Beginn der Pause lange nicht ins Spiel finden, weil seine Gedanken ein so fröhliches Spiel hatten.

Solcher Männer gab es mehr und immer mehr im deutschen Schulhaus. Da war ein Religionslehrer, dem sie mit allen Zweifeln kommen durften, die ihre jungen Seelen beunruhigten, ja, der sie bat: „Sagt mir alles, was ihr auf dem Herzen habt; wenn hier nicht jeder offen ausspricht, was er meint, dann ist es ja gar keine Religionsstunde.“ Und natürlich konnten sie z. B. nicht an die Dreieinigkeit glauben.

„Drei Personen können doch nicht eine sein, und eine nicht drei!“ meinte Hermann.

„Was ist dein Vater?“ fragte Dr. Frowein.

„Kaufmann.“

„Aber wenn er zur Reichstagswahl geht oder Steuern zahlt, was ist er dann?“

„Bürger.“

„Richtig. Und wenn er für deine Mutter und dich und deine Geschwister sorgt und ihnen alles Liebe tut, was in seinen Kräften steht, was ist er dann?"

„Familienvater."

„Richtig. Du siehst also, ein Mensch kann sehr gut eins und drei sein. Ich will dir aber ein noch besseres Beispiel nennen. Hast du schon einmal dreistimmigen Gesang gehört?"

„Ja."

„Sieh mal: da singen drei Menschen etwas ganz Verschiedenes, und doch ist es eins. Der eine singt vielleicht d, der andere fis, der dritte a, und doch klingt es wie eins. Darum gerade ergreift es uns so wunderbar, weil es drei ist und doch eins. Nun mußt du dir das natürlich bei Gott nicht genau so denken. Ihr kennt ja alle das Bibelwort: ‚Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege. Sondern soviel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Gedanken höher denn eure Gedanken und meine Wege denn eure Wege.' Ich habe oft mit euch über die Größe des Weltalls gesprochen, das ist auch Religionsunterricht. Unser nächster Nachbar unter den Fixsternen ist $4^3/_{10}$ Lichtjahre von uns entfernt, das wißt ihr. Wieviel ist noch ein Lichtjahr?"

„Ungefähr $9^1/_2$ Billionen Kilometer."

„Ja. Die Entfernung der Sterne in der Milchstraße schätzt man auf etwa 4000 Lichtjahre, und die Milchstraße selbst dürfte wohl 8000 Lichtjahre breit sein. Wo aber der letzte Stern wandert, weiß niemand, und niemand kann es sich vorstellen. Da könnt ihr euch denken, daß Gott viel größer denkt als wir und daß wir seine Gedanken nicht erfassen können."

„Wie können wir denn aber wissen, daß er dreieinig ist?"

„Wir wissen es nicht; wir denken es uns. Wir müssen uns von allem, was uns umgibt, ein Bild und einen Gedanken machen und tun das, so gut wir können. Und die Männer, die sich den Gedanken von der Dreieinigkeit gemacht haben, waren sehr kluge und ernste Männer, die es gut und ehrlich meinten. Wenn wir Besseres finden als sie, so dürfen wir es

gewiß sagen; aber es muß auch wirklich etwas Besseres sein." — —

Nur von einem Fach aus dem munteren Tagewerk unseres Hermann soll noch die Rede sein: von der Geschichte; denn oft ergriff sie mit wunderbaren Mächten sein Gemüt. Den schlechtesten Kerl der Menschheit lehrte sie ihn kennen, ihn, der die heiligen Griechenhelden von Thermopylä verriet an die zwanzigfache Übermacht der Perser, ihn, der seinem Volk in den Rücken fiel in höchster Not, den Griechen Ephialtes. Der Verräter ist der schlechteste aller Menschen, das stand ihm fest; der Verräter seines eigenen Volkes aber ist schlecht über alles Erdenken. Die andern drückten ihre Verachtung durch ein Wortspiel aus: „Ah, Vieh, altes!" aber da konnte er nicht mitmachen. Das war zu schrecklich, um einen Scherz daraus zu machen. Er hatte das gesunde Gefühl, daß es furchtbare Dinge gibt, vor denen selbst der Humor erstarrt; Vaterlandsverrat ist das furchtbarste unter ihnen. Selbst über den Tod gibt es ein Lachen, nicht über den Verrat.

Das war die Tat eines Einzelnen; aber auch die ruchloseste, fluchwürdigste Tat, die je von einer Gemeinschaft, ja von einem ganzen Volke verübt wurde, brannte sich ihm mit ihren lodernden, qualmenden Fackeln unvergeßlich in Hirn und Herz: die Pariser Bluthochzeit, die Bartholomäusnacht. 30 000 Hugenotten hatte man im Lande hingemetzelt, und der Papst in Rom sang darüber ein „Herr Gott, wir loben dich". Ein König, ein französischer König hatte aus sicherem Versteck auf die Fliehenden geschossen; Coligny, den greisen Helden, hatte man noch lebend zum Fenster hinausgeworfen, und der Herzog von Angoulème hatte den Fuß auf den Sterbenden gesetzt. Auch diesen Ritter vergaß er nie.

Und nie vergaß er Karl von Anjou, den Bluthund der Kirche, der Konradin ermordete, den letzten der Hohenstaufen. Aber sehr bald darauf kam etwas, was einen Sturm des Jubels in seinem Herzen erregte, eine wahre Tellfreude, eine Siegeslust und ein Siegvertrauen, wie sie in allen guten Herzen der Erde aufblühen, wenn unterdrücktes Recht das Joch der Tyrannei abschüttelt. Eben jener Karl von Anjou hatte den Sizilianern eine unerschwingliche Steuer auferlegt, deren Er-

trag er brauchte für neue Eroberungen. Wer sie nicht zahlte, sollte mit einer Brandmarke versehen werden; denn der Franzose regiert mit Übermut und Hohn. Bei einer Festlichkeit suchten die frechen Vergewaltiger nach Waffen und beleidigten, wie es von ihnen zu erwarten war, auch die Frauen. Da geschah's. Beim Läuten der Vesperglocken brach die Wut der Gepeinigten los und erschlug alsbald alle Franzosen der Insel bis auf den letzten Mann, ja, auch die Weiber, die sich mit Franzosen verbunden hatten, wurden ausgetilgt, weil man die Läuse mit der Brut vernichten wollte. Das war die „Sizilianische Vesper"; der größte Tondichter Italiens hat zu ihr gesungen. Und das Herz eines deutschen Jungen lachte dazu, daß von dieser Vesper an der Stern des Hohenstaufenmörders sank.

Die Zeit der Hohenstaufen! Welch deutsches Herz hörte sie nicht, wie Richard Wagners Herz sie hörte? Im Wartburgsaal zu Thüringen und am Hörselberg, da klingt sie, diese Zeit, da klingt ihr Widerhall. Da sang Wolfram von Eschenbach, sang Walther von der Vogelweide:

sver des vergaez der taet mir leide.

Am Reichstag zu Mainz im Jahre 1235, als die Fülle und Blüte der Ritterschaft, 12000 an Zahl, den glänzendsten der Hohenstaufen umdrängte, da stand sie zum letzten Male voll und herrlich am Himmel, die Hohenstaufensonne, die Sonne der deutschen Reichesherrlichkeit, die Germanen und Sarazenen, Slaven und Romanen überglänzte. Dann sank diese Sonne, sank und sank, bis sie — o unbegreifliches Wunder! — im Westen wieder emporstieg und die Spiegelgalerie von Versailles ihr Bild zurückwarf am 18. Januar 1871. Nie war's unserm Hermann wärmer und freier ums Herz als bei den Sagen vom Kyffhäuser und der Wirklichkeit von Versailles. —

30. Kapitel.

Ich habe versprochen, meine Helden weiterzubringen, und ich hege die Hoffnung, daß zunächst der junge Stahmer in solcher Schule mit den Riesenschritten fünfzehnjähriger Geister weiterkommen werde. Ich kann auch versichern, daß er diese Schule — um eine seinen Jahren ebenfalls entsprechende Sprache zu führen — immer „quietschvergnügten" Sinnes betrat, wenn er sie auch — das ist Naturgesetz — nach Stundenschluß noch quietschvergnügteren Sinnes verließ. Und es wird überraschen, daß er in dieser Schule eines Tages eine schallende Ohrfeige bekam, und zwar von keinem andern als vom Doktor Sorgenfrei, der fast einen Kopf kleiner war als er. Es war wieder ein Ausflug, und als sie ein Dorf durchschritten, kamen sie an einem tiefen Ziehbrunnen vorbei, in dem hohes Wasser stand. Ein Hineinschauender hatte seine Mütze hineinfallen lassen. Der untere Teil der Brunnenwand war gegen den oberen etwa um halbe Handbreite abgesetzt; dieser Absatz aber neigte sich auch noch ein wenig schräge nach unten. Und auf diesem Absatze stand alsbald mit gespreizten Beinen Herr Hermann Stahmer und versuchte, mit einem an langem Faden befestigten Hakenstocke den unersetzlichen Gegenstand wieder herauszufischen.

Der Herr Oberlehrer war ein Stück zurückgeblieben und hatte die Jungen eine Weile sich selbst überlassen in der merkwürdigen Meinung, daß sie vernünftig sein würden. Er wurde in diesem Köhlerglauben gründlich erschüttert, als ein Schüler bleichen Angesichts auf ihn zueilte und sagte: „Stahmer ist in den Brunnen gestiegen!" Sorgenfrei kam in Sprüngen herbei und besah sich die Geschichte. „Jetzt nichts als Ruhe!" sagte er sich. „Wenn ich ihn anfahre, stürzt er womöglich hinab." Er flog am ganzen Leibe und war leichenblaß; aber er biß die Zähne zusammen und sagte mit nahezu schmeichelnden Lauten: „Komm, Stahmer, laß die dumme Mütze!", reichte ihm die Hand und half ihm heraus.

Und dann erfolgte jene denkwürdige Maulschelle — „Schelle"

kommt von „schallen" —, die von den Wänden des Tales widerhallte, zusamt den geflügelten Worten:

„Ver- ddd a m m - ter

Kerl!"

Noch immer zitterte der Doktor wie Espenlaub; Hermann sah das und verstand sofort die Ohrfeige in ihrem ganzen Umfange. Der Doktor tat ihm furchtbar leid, und er schämte sich.

In der Weinstube bald darauf erzählte der Lehrer dem Vater die Geschichte. Theobald lachte laut heraus. „Er kann sich Glück wünschen, daß ich nicht dabei war," rief er, „bei mir wär's wahrscheinlich nicht bei einer Maulschelle geblieben."

„Ja, und doch war's vielleicht nicht richtig," meinte Sorgenfrei. „Wir brauchen nicht nur mutige und tapfere Männer, wir brauchen auch waghalsige und tollkühne, und wenn man sie braucht, soll man sie nicht ducken."

„Ja, aber sie sollen nicht alte Mützen fischen!" sagte Theobald.

„Das ist wohl richtig," versetzte der Doktor, „aber das unterscheidet ein Junge nicht. Eigentlich schlug ich ihn nur, weil ich meinem gepreßten Herzen Luft machen mußte; ich hatte mich zu blödsinnig geängstigt. Ich hab den Bengel zu gern. Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie ihm bei passender Gelegenheit diese Maulschelle erläuterten."

„Das wird nicht nötig sein," erwiderte Theobald, „wie ich ihn beurteile, hat er sie vollkommen verstanden und — längst vergessen."

Er kannte und kennzeichnete seinen Sprößling ganz richtig, und die großzügige Gesinnung, mit der Hermann die Maulschelle hinnahm, fällt um so mehr ins Gewicht, als ihr Empfänger sich doch schon bedenklich dem Mannesalter näherte. Es genügt deshalb nicht, daß wir ihn in den Wissenschaften und Künsten fördern; es wird vielmehr hohe Zeit, daß wir ihn auch in der Liebe weiterbringen.

Nichtsahnend tat er alles, was geeignet ist, junge Weiberherzen zu knicken. Er trug grundsätzlich keine Hosen ohne

scharf betonte, tadellos senkrechte Bügelfalten, keinen Stehkragen, der ihn nicht nötigte, zu den Sternen aufzuschauen; er schob die Sekundanermütze in den Nacken wie ein bayrischer „Bua" den Hut, wenn er raufen will; er kämmte und bürstete seinen üppigen Germanenschopf, daß ganze Büschel an Kamm und Bürste hängen blieben; er hatte sich ein feines Spazierstöckchen zugelegt; er hatte bei seinem Vater endlich einen prachtvollen rassereinen deutschen Schäferhund mit Namen „Rolf" durchgesetzt; er suchte sich mit Macht zu überzeugen, daß sein rechtes Auge schwächer sei als sein linkes und daß er deshalb eigentlich dringend eines Einglases bedürfe — kurz: Hermann der Cherusker war — mit Tränen sag ich es — ein Gigerl. So tief war er gesunken, daß er, zum ersten Male, gegen seinen besten Freund, gegen seinen Gracchus, ein Gefühl nagenden Neides empfand; denn dieser hatte sich vor einiger Zeit zum ersten Male rasieren müssen. Gracchus hatte es damit nicht eilig gehabt; er war so lange borstig umhergelaufen, bis es nicht mehr ging. Hermann dagegen befragte täglich den Spiegel, und trotz all seiner Beobachtungsgabe lautete die Antwort wie die des Knaben in Mendelssohns „Elias" immer wieder: „Ich sehe nichts!"

Diesem äußeren Benehmen entsprach sein inneres, das bedeutet: es widersprach ihm. Bei jungen Männern in diesem Alter wiederholt sich ziemlich regelmäßig die Fabel vom Fuchs und den Trauben. Wir haben gehört, daß er in der Tanzstunde, abgesehen von Rosa Puttfarken, seiner mutmaßlichen künftigen Ehegattin, bei den Damen wenig Glück hatte. In solchem Falle schlagen die höflichen und höfischen Bemühungen des Jünglings in abweisende männliche Rauheit und Schroffheit um. Man bemüht sich, das weibliche Geschlecht im allgemeinen und jede einzelne Vertreterin im besonderen vor den Kopf zu stoßen. Man teilt es ein in „Gänse" und „Puten".

„Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt."

Diese Goethesche Liebesregel kannte er nicht; aber er befolgte sie unbewußt.

Und man muß sagen, daß unser Ritter mit dieser Art und Weise unverkennbar mehr Erfolg hatte als mit der Schüchternheit. Eile Fietz jedenfalls, die gar nicht üble Buchbinderstochter, gab ihm regelmäßig, wenn das junge Volk am Abend um den „Englischen Park" herum lustwandelte und dem Konzert zuhörte, Eile Fietz also gab ihm mit zweideutigen Blicken unzweideutig zu verstehen, daß er ihr ganzes Herz erobert habe; denn Eile war nicht die heilige Cäcilie. Die heilige Cäcilie sang aus dem Garten hervor, sang das Vorspiel zum Don Juan oder zum Fliegenden Holländer oder die Träumerei von Schumann, und Gracchus horchte mit geneigtem Ohr und sah überhaupt keine Mädchen.

Eile aber machte es selbst für einen Anfänger zu grob; ihr Lachen klang so frech, daß er förmlich davor erschrak, daß er Angst vor ihr hatte, der rauhe Weiberfeind.

Da verstand es Alma Kuhlmann ganz anders, da war Alma unvergleichlich gefährlicher, Alma, der wunderschöne, der unverantwortlich hübsche Fliegenpilz!

Mutter Kuhlmanns Hexenruf hatte sich noch immer nicht gebessert, im Gegenteil. Es wurde immer ruchbarer, daß die Verabreichung von Blutegeln, Schröpfköpfen und Senfpflastern, die Besprechung der „Rose", der Warzen usw. nur ein Schutzgewerbe waren, daß sie den Hauptteil ihres Einkommens der Gefälligkeit verdankte, mit der sie heimlicher Liebe jeden gewünschten Dienst leistete. Nicht einmal die kleinen Kinder hatten Hochachtung vor ihr; wenn sie mit ihren Laternen in die Nähe ihrer Kate kamen — ganz getrauten sie sich nicht heran —, dann sangen sie:

„Olsch mit de Lüch[1]),
De de Lüd[2]) bedrüggt,
De de Eier holt
Un se nich betohlt!
Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne ..."

Natürlich färbte dieser Ruf auf Alma ab, und viele wollten nicht mit ihr verkehren, woraus sich aber Alma wenig zu

[1]) Alte mit der Leuchte. [2]) Leute.

machen schien. Aber Hermann, der Sohn aus gutem Hause, der Patriziersohn, hätte sich doch was daraus machen sollen! Er hätte sich auch vielleicht was draus gemacht, wenn sie nicht zu unverschämt hübsch gewesen wäre. Das heißt: hübsch war sie, nicht unverschämt! Nein, sie war eben ganz anders als Eile Fietz. Wenn sie unter ihren langbewimperten Augenlidern hervorglimmerte, dann war's einem, als würde einem plötzlich nah vorm Gesicht eine Ofentür aufgemacht, und wenn sie dann die Wimpern wieder senkte, dann war sie sittig wie Schneeweißchen und Rosenrot. Sie war eine umgekehrte omelette à surprise, zu deutsch: Überraschungseierkuchen. Wer hat den schon 'mal gegessen: außen ist es heißer, süßer Eierschaum und drinnen ganz kaltes, süßes Eis. So war Alma, nur umgekehrt: außen süße Kälte und innen süße Hitze.

„Sperrt die Zuckerplätzchen ein!" Das versuchte Kuhlmannsch auch; aber sie hatte kein Glück damit; denn diese Zuckerplätzchen haben Beine. Mit diesen Beinen lustwandelte man sittsam ins Quellental, wohin sich Hermann gern zurückzog, um mit dem lateinischen oder französischen Konjunktiv so recht allein zu sein. Auf einmal war er nicht mehr allein. — Fräulein Kuhlmann! Welche Überraschung! „Ein komischer Zufall!" sagte sie. Sie habe das Quellental so gern, sagte sie. Er auch, sagte er. Hier sei es so schön einsam, sagte sie. Ja, sagte er. Sie habe hier schon halbe Tage lang gesessen, und kein Mensch habe sich gezeigt, sagte sie. Das glaube er wohl, sagte er. Nur ein Reh habe sie einmal gesehen, sagte sie mit Schneewittchenaugen. Er war bezaubert. Es sei schade, daß hier keine Bank sei, und das Gras sei feucht, meinte sie. Schnell breitete er seinen Mantel ins Gras und bat sie, Platz zu nehmen. „Wenn uns hier jemand sieht, glaubt er, wir wären ein Paar," sagte sie sittig. Er wurde feuerrot; sie aber blieb das umgekehrte Überraschungseis. Sie pflückte Blumen, die in ihrer Nähe standen, und er sagte ihr von jeder den Namen, auch den lateinischen. Bald erklärte er ihr den Heliotropismus der Pflanzen. Sie hörte aufmerksam zu und sagte, indem sie die Ofentür aufmachte: „Wie klug du bist; du weißt ja wohl alles!" „Ach nein!" rief er ablehnend und hielt sich durchaus nicht für klug; aber wenn sie

es glaubte, war es doch sehr angenehm. Er kam auch auf die Bedeutung des Blattgrüns zu sprechen; sie aber sprach plötzlich von Eile Fietz, wie frech die sei, wie gewöhnlich, und gar nicht hübsch; sogar eine hohe Schulter habe sie, ob er das nicht bemerkt habe. Nein, das hatte er nicht bemerkt, bestritt es auch. „Ganz gewiß, sie hat eine hohe Schulter!" rief sie, aber immer ganz sanft und sittig.

Als er aufbrechen mußte, bat sie ihn um seine Hand, damit er ihr aufhelfe, und er fühlte sich bis ins Herz hinein begünstigt. Auf dem Heimwege sprach er denn auch mit froher Begeisterung von dem herrlichen Puppentheater, mit dem er und sein Freund immer spielten. Sie aber tätschelte immer wieder seinen „Rolf", der die ganze Geschichte miterlebt hatte, und sagte: „Du hast es gut, du schöner Rolf — du bewachst deinen Herrn treu, du guter Rolf, was?"

Hermann stürzte sich in den folgenden Tagen wieder auf die Konjunktive, und Alma suchte die unberührte Einsamkeit des Quellentals. Aber eines Tages ließ sie sich ganz zerbrochen und zerschmettert neben ihm nieder, und als er sie fragte, was sie habe, brach sie in richtige Tränen aus. Aufs äußerste bestürzt, drang er in sie, ihm zu sagen, was ihr fehle. Sie ließ sich lange nötigen. Endlich trocknete sie ihre Tränen, sah ihn mit schwimmenden Augen an und sagte:

„Du glaubst doch wohl nicht, daß ich die Tochter der alten Hexe bin?"

Plötzlich schien ihm das auch unwahrscheinlich, und er sagte langsam: „Nein — —"

„Ich heiße gar nicht ‚Kuhlmann'," sagte sie verächtlich, „so 'n scheußlicher Name! — ich heiße Alma von Felsenburg, und mein Vater ist ein Mann aus den höchsten Kreisen, aus den allerhöchsten Kreisen; er bezahlt auch immer für mich; aber er will nichts von mir wissen; er will mich niemals sehen — und meine Mutter ist schon lange tot."

Hermann wollte schier erstarren vor so viel Tragik. Dem Zauberkasten seines Freundes Gracchus war er gewachsen, diesem hier nicht. Ja, fuhr Alma fort, die alte Hexe schlage sie immer; jeden Tag werde sie mißhandelt, und hungern und frieren müsse sie; aber jetzt könne sie es nicht mehr ertragen,

und morgen gehe sie ins Wasser; sie habe ihn nur noch einmal sehen wollen.

Da sprang aber Hermann auf die Beine. „Um Gottes willen!" rief er. „Das darfst du nicht tun! Da paß ich schon auf!"

„Ha!" rief sie merkwürdig untragisch, „wie willst du das verhindern?", dann aber wieder sehr tragisch: „Was soll ich denn noch auf der Welt? Mich hat ja doch keine Seele lieb!"

„Doch!" rief Hermann, „ich hab dich lieb!", und in seinen Worten war Trotz gegen eine Welt von Widersachern.

Da erhob auch sie sich, aber in einer langsamen, wirklich schönen Körperbewegung, und machte die doppelte Ofentür sperrangelweit auf und hatte besonders gut geheizt und fragte ihn, ob das wohl wahr wäre.

„Natürlich ist es wahr!" rief Hermann, beinah verletzt, daß man in so heiliger Stunde an seinem Wort zweifeln könne.

„O, dann bin ich sehr glücklich!" hauchte sie und schien auf etwas zu warten. Dann fuhr sie rasch und heimlich fort: „Die Alte will mich verkuppeln an einen alten reichen Kerl; aber eh' ich das tu, nehm' ich Gift!"

Hermann hatte keine klare Vorstellung von dem, was „verkuppeln" ist; aber da offenbar ein Mann im Spiele war, so begriff er genug, um rasende Eifersucht zu empfinden.

„Dir darf kein Mensch was tun!" rief er. „Ich steh dir bei!"

„Ach, was willst du machen!" seufzte sie.

„Was ich machen will? Ich verlob mich einfach mit dir, und wenn ich Offizier bin, dann heirat' ich dich einfach!" (Das Wort „einfach" ist bei der Jugend sehr beliebt.)

„Oh — nun bin ich ganz glücklich!" rief sie, neigte ihr Köpfchen wunderbar niedlich auf die Seite und streckte ihm die Hand entgegen. Und jedermann, wenn er Billigkeitsgefühl hat, muß zugeben, daß eine Braut in solchen Augenblicken einen Kuß erwarten kann. Hermann aber, als er ihre Hand ergriff und sie machtvoll schüttelte, stand so weit von seiner Geliebten ab, daß ganz bequem zwei Männer hätten zwischen ihnen stehen können. Auf den Gedanken, ein Mädchen zu küssen, wäre er in tausendundeiner Traumnacht nicht verfallen.

Als sie heimgingen, hatte sie sich wunderbarerweise umgekehrt, d. h. sie war eine richtige omelette à surprise geworden. Ihr Gesicht glühte über und über; aber aus den Augenlöchern kam es eiskalt. Hermann merkte davon nichts, weil er ganz mit Braut- und Ehestandssorgen angefüllt war, besonders mit der Erwägung, wann und wie er seinen Eltern von seiner Verlobung Mitteilung machen solle. Diese Sorgen wurden nur unterbrochen durch wildaufwogende Empörung über die Niedertracht, die man ihr antat, und nagenden Schmerz über die Qualen, die dieser Engel zu erdulden hatte.

Am nächsten Tage wurde Hermann Stahmer zum Direktor gerufen.

„Sage mal, mein lieber Stahmer," begann der Direktor, „kennst du ein junges Mädchen namens Alma Weibel?"

„Nein," sagte Hermann, errötete aber etwas wegen des Namens „Alma".

„Na ja, sie wird gewöhnlich nach ihrer Pflegemutter Kuhlmann genannt. Kennst du also eine Alma Kuhlmann?"

Hermann errötete vollständig und sagte: „Ja. Sie heißt aber eigentlich Alma von Felsenburg."

Der Direktor schmunzelte und sagte: „Woher weißt du das?"

„Das hat sie mir selbst gesagt."

„Hm. Kannst du mir etwas über ihr Tun und Treiben berichten?"

„Tun und Treiben?" Das klang gewissermaßen verächtlich, und so sagte Hermann:

„Sie ist meine Braut."

Da fuhr doch der gute Direktor ein ganzes Stück zurück. Er erinnerte sich seiner eigenen Sekundanerlieben ja noch sehr genau; aber zur Verlobung hatte er's doch nicht gebracht. Indessen dieser kluge Mann befolgte den Grundsatz, den Löschschaden nicht größer werden zu lassen als den Brandschaden. Er sah dem Bräutigam lange in die Augen, legte ihm dann die Hand auf die Schulter und lachte tief und immer tiefer in seinen Bart hinein.

„Hm hm hm hm hm," lachte er, „mein lieber Junge, ich sehe, du meinst es ehrlich; ich habe dir auch nichts Schlechtes zugetraut. Aber nun laß dir sagen: sie heißt wirklich Alma

Weibel; das andre hat sie dir vorgelogen wie ihren anderen Bräutigämmern. Sie hat nämlich noch fünf andere Bräutigämmer, wenigstens aus meiner Schule, und wenn sie sich auch mit den andern nicht verlobt hat, so hat sie doch mit ihnen geliebelt."

Hermann sah ihn an wie ein Versinkender.

„Ich habe jeden von euch einzeln zu mir gerufen, weil ich euch die Beschämung ersparen wollte. Ich werde auch euren Eltern nichts darüber berichten. Ich habe gar nichts dagegen, daß meine Schüler mit jungen Mädchen verkehren und mit ihnen vergnügt sind. Aber ihr müßt euch die richtigen aussuchen. Wer jemals wieder das Geringste mit Alma Kuhlmann zu tun hat, den muß ich an die Luft setzen. Ich denke, bei dir ist diese Warnung nicht nötig. Du kannst gehen."

Hermann machte eine sehr schnelle Verbeugung, sah den Direktor gar nicht mehr an, und war sehr bald draußen. Der gute Direktor hatte ihm einen Kübel siedenden Wassers über den Kopf gegossen. Vielleicht war es auch Eiswasser, das war schwer zu unterscheiden.

Den ganzen Nachmittag strich er mit Rolf in Wald und Feld umher, immer weiter, immer weiter, einerlei wohin. Er fühlte sich ganz einsam in der Welt, ganz einsam. Immer wieder mußte er seinen Rolf streicheln und tätscheln. Der war ihm treu, das war der einzige Trost. Alle Weiber waren Schlangen. Die Jugend lebt von Verallgemeinerungen; die große Festigkeit ihrer Überzeugungen stammt aus dieser Quelle. Alle Weiber waren Schlangen. Bei einigem Nachdenken nahm er nur zwei aus: seine Mutter und seine Schwester. Er würde vielleicht auch Brunhilde Mackentum ausgenommen haben, wenn sie ihm wie ein Weib vorgekommen wäre. Landwina von Weidenbach nahm er jedenfalls nicht aus. Die lachte so viel, und hinter ihrem Lachen war immer so etwas, was man nicht verstand. — — — — — —

31. Kapitel.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus;
Duftig, luftig breitet
Er blättrig die Äste aus.
Viel liebliche Blüten stehen dran;
Linde Winde kommen,
Sie herzlich zu umfah'n.
Es flüstern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend, beugend zierlich
Zum Kusse die Häuptchen zart.
Sie flüstern von einem Mägdlein,
Das dächte die Nächte und Tage lang,
Wußte, ach, selber nicht, was.
Sie flüstern, sie flüstern —
Wer mag verstehn so gar leise Weis'?
Flüstern von Bräut'gam und nächstem Jahr,
Vom nächsten Jahr.
Das Mägdlein horchet —
Es rauscht im Baum;
Sehnend, wähnend sinkt es
Lächelnd in Schlaf und Traum.

Gudrun saß ganz allein am Klavier, und es war im ganzen Hause so still, daß kein Ton zu ihr hereindrang. Sie las das Lied vom Nußbaum, wie es Julius Mosen gedichtet, und dann spielte sie es, wie es Robert Schumann gesungen hat. Aber sie sang es nicht; sie mochte es nicht singen und wußte nicht, warum. Aber spielen konnte sie es immer wieder. Es war auch eigentlich nicht nötig, es zu singen; denn Schumann sang alle Worte des Dichters mit. In den Klängen des Klaviers klang alles Flüstern und Raunen des Baumes, alles Ahnen und Sehnen, alles Hoffen und Bangen, das durch seine Krone leuchtete und dunkelte. Sie hörte den Flug der Winde vom leisesten Anbeginn, hörte sie ihre Füßchen aufs äußerste der Blättchen setzen und flüsternd durch alle Zweige des Baumes schwirren bis zum letzten Blatt seines Hauptes, bis zum letzten Blatt seiner Arme. Sie kannte alle Wege, die die Winde nehmen konnten; denn in dem Baum, den ihr Vater ihr geschenkt, hatte sie oft gesessen; öfter noch hatte sie von unten in ihn hinauf-, von ihrer Schlafkammer in ihn hineingeschaut und alle seine Winkel und Krümmen durchwandert.

Die Alten fühlten in jedem Baum eine Seele und nannten sie Dryas. Gudrun hieß die Dryas dieses Baumes, und wenn er starb, so starb mit ihm das ganze Traumleben eines Mädchens; denn alles hatte sie ihm gesagt.

Gudrun hatte Hermann von seinem Vernichtungsurteil über das weibliche Geschlecht ausgenommen, und wer ihre Augen sah, wie sie in die Noten blickten, der konnte sie auch nicht gut für eine Schlange halten. Und wer dann ihre Augen sah, wie sie in den Nußbaum hinausschauten, nein, der konnte sie nicht für eine Schlange halten.

„Sie flüstern, sie flüstern —
Wer mag verstehn so gar leise Weis'?"

Gar leise, gar leise war's — nicht zu verstehen, nicht zu verstehen! Sie war immer so glücklich gewesen, ganz glücklich; denn von allen Enden hatte Liebe sie überflutet. Und alle Liebe war noch da — alle Liebe? Ja gewiß: alle liebten sie wie sonst. Ja, wie sonst. Aber sie dürstete. Liebe war ihre Nahrung, und wenn sie dürstete, so mußte es ihr wohl an Liebe fehlen? Ihre Mutter war bei ihr, ihr Vater, ihr Bruder und alle lieben Freunde, die herrliche, liebliche, vergötterte Landwina war ihre beste Freundin geworden — und doch kam es zuweilen jählings über sie, als wäre sie einsam — verlassen — vergessen —

„Sie flüstern von einem Mägdlein,
Das dächte die Nächte und Tage lang,
Wußte, ach, selber nicht, was." — — —

Heute sollte Gracchus wiederkommen zum Klavierspiel. Er kam zweimal die Woche; zu Weidenbachs aber kam er jeden Tag, auch zu Landwina. Die verstanden sich gut, Gracchus und Landa. Die lasen jetzt Klopstock zusammen und erklärten sich schwere Stellen im Messias; sie lasen viel zusammen. Die wurden gewiß einmal Mann und Frau. Sie paßten auch gut zusammen. Sie las nun auch Klopstock, und wenn Gracchus und Landa miteinander redeten, verstand sie sie wohl und fühlte dasselbe; sie konnte sich nur nicht so gut ausdrücken, oder vielmehr: sie konnte es wohl; es wollte nur nicht heraus. Landwina floß alles so leicht von

der Lippe, und alles, was sie sagte, stand ihr so gut. Sie war ein entzückendes Geschöpf, unerreichbar für sterbliche Menschen!

Gracchus aber dachte nicht ans Heiraten, oder doch nur — nun, wir werden ja sehen. Er las also Klopstock und die Dichter des Hainbundes, und bei denen ist viel von Tod und Grab, von Auferstehung und Unsterblichkeit die Rede. Er und Hermann waren jetzt viel auf dem Friedhof zu Ottensen. Ottensen hat drei merkwürdige Gräber; alle Deutschen wissen es durch Rückert.

„Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft."

Das sind die zahllosen Opfer französischer Niedertracht, die „Weh zum Himmel rufen werden, wenn die Trommet' einst ruft!"

„Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab."

Das ist Karl Wilhelm Ferdinand, der braunschweigische Held, der mit zertrümmertem Haupt aus der Schlacht bei Jena kam und hier sein Ende, doch nicht die Ruhe fand; denn sein Haupt hebt sich aus der Gruft und ruft die Seelen jener Opfer zur Vergeltung.

„Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden;
Dem soll, wer trauert, nahn."

Das ist Klopstocks Grab, noch umflüstert von der Linde, zu deren Füßen es gegraben wurde. Hier ruht der Sänger des „Zürcher Sees", der „Frühlingsfeier", der „Frühen Gräber", der Sänger, der sich erkühnte, in 25jährigem Ringen „der sündigen Menschheit Erlösung" noch einmal zu singen und sie nicht unwürdig sang. Neben ihm ruht seine Meta, den Sohn im Arm, den sie „ihm nicht gebären konnte", und seine zweite Gattin. Als dies Grab gegraben wurde, war ringsumher noch ländlicher Friede; nun umschwirrt es städtischer Lärm,

und ist eine heilige Stätte geblieben. Die beiden Jünglinge standen davor und lasen die Inschrift:

„Saat, von Gott gesäet,
Dem Tag der Garben zu reifen.“

Sie standen vor der freundlichen alten Kirche und lasen an ihrem Turm: „Erbauet 1769.“

„Gellerts Todesjahr,“ sagte Gracchus. „Und Napoleons Geburtsjahr. Was hat sie alles erlebt! Schillers Kindheit und Tod, Goethes Jugend und Tod, Lessings „Emilia“, „Nathan“ und Tod, Höltys Tod, Höltys! Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“, Vossens „Luise“, Friedrichs des Großen Tod, Bürgers Dichten, Leiden und Sterben, Jean Pauls Kindheit und Tod, Herders Wirken und Tod, Immanuel Kants Kritiken und Tod, Heinrich von Kleist's ganzes Leben, die Befreiungskriege und Körners Tod und Unzähliges mehr!“

Es war, als bekäme die alte Kirche ein Gesicht mit Augen und Mund und flüstere: „Ja, ja, ich kann erzählen!“ Friedensstille Gräber lagen rings umher, feierlich schöne Urnen darauf, und auf einer stand geschrieben:

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl.“

Hierher führte Gracchus seinen Freund am Abend, wenn der Mond durch Wolken brach, und, auf einem Grabstein sitzend, sprach er wohl die unvergänglich schönen Verse Klopstocks von den „frühen Gräbern“:

„Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht.“

Oder sie wanderten gegen den Abend hinaus nach Othmarschen, dort gab es einen versteckten, verwilderten Wirtsgarten mit heimlichen Lauben und Baumgängen, die aber der Mond zu finden wußte. Wenn man Bedienung wünschte, so mußte man lange rufen und suchen, bis ein Mädchen auftauchte und bescheiden die Bestellung auf zwei Glas Milch entgegennahm. Und dort schwelgten sie nun in Bürger:

„Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?"

und in Miller:

„Da heißt die Welt ein Jammertal
Und deucht mir doch so schön,
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Maien freun."

und in Claudius:

„Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!"

und in Hölty, dem herrlichen Hölty, der mit 28 Jahren gestorben und doch ein ganzer, wunderbarer Dichter geworden war; denn er hatte den „Auftrag" gedichtet:

„Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldnen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Friedhof,
Hörten's und sah'n, wie die Kränze bebten."

hatte aber auch das ewige Lied des ehrlichen Herzens gesungen: „Üb immer Treu und Redlichkeit“ und „Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt“, „Wer wollte sich mit Grillen plagen?“, „Die Luft ist blau, das Tal ist grün“ und „Rosen auf den Weg gestreut!“, immer Tod und Leben durcheinander, wie es die Herzen unserer beiden Jungen sangen. Schwelgten auch wieder in Klopstock:

„Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannst du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!“

und

„Auferstehn, ja auferstehn
Wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh!“

das kannte Gracchus alles auswendig und noch viel mehr und sprach es seinem Freunde mit seiner schönen Stimme vor. Und wenn sie dann trotz aller Begeisterung und trotz aller „Ha!“ und „Oh!“ und „Junge, du, dies!“ aufbrechen und den Hain verlassen mußten, dann mußten sie noch viel länger als vordem rufen und suchen, bis sie endlich wieder das Mädchen fanden und es bescheiden ihre zwanzig Pfennige nebst einem Trinkgelde entgegennahm.

Unter den Dichtern des Hainbundes war aber auch einer, der etwas nüchterner war als die andern, der prächtige Voß, der allen Deutschen den Homer geschenkt und überdies den „Siebzigsten Geburtstag“ und die liebliche „Luise“ geschrieben hat. Auch die kannte Gracchus. Und wenn man nun aus dem verwilderten Wirtsgarten heraustrat, so lag da im Mond- oder Sonnenlicht ein Dorfteich, nicht so groß, aber fast so lieblich wie ein ostholsteinischer Waldsee bei Grünau; Bäume standen ringsum und unter Bäumen ein ländliches Schulhaus, und um das Ganze lag ein Kranz von Genügsamkeit und Frieden. Und hier kam es nun ans Licht, daß Gracchus sich ganz im stillen entschlossen hatte, Gottesgelahrtheit zu studieren und ein Pfarrer zu werden. Ja, ein Pfarrer wollte er werden, in einem Walddorf mit solch einem Teich oder See, und eine Frau nehmen — „Frau“ war ein Begriff; er dachte an keinen Menschen dabei — und mit Großen und Kleinen leben wie ein

liebender und geliebter Vater, wie der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, den Tag hinbringen in gottseliger Arbeit an den Seelen seiner Pfarrkinder und im Genusse der Musik und der Dichtung, und am Abend hinwandeln am See, ein Buch in der Hand und alle Himmel im Herzen. Hätte Hermanns Entschluß, Offizier zu werden, nicht so fest gestanden, er hätte jetzt schon umgesattelt und wäre geistlich geworden!

Allein neben Klopstock und die Hainbündler trat mehr und mehr der markige Schiller, und natürlich liebten sie ihn da am glühendsten, wo er am jüngsten ist.

„Meine Laura! Nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt!"

oder:

„Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt —"

oder:

„Ah, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen!"

oder:

„Fiesco, wär auch ich der Redlichdumme gewesen, den Schalk nicht zu merken, Fiesco, bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eigenen Gedärmen und mich erdrosseln, daß meine fliehende Seele in gichtrischen Schaumblasen dir zuspritzen sollte."

Ja, alle Wetter, das war Sprache, das war Feuer, das war Kraft! Hermann Stahmer selbst zerriß sein Kleid von oben bis unten und schlug mit dem Heft seines Dolches wie wahnsinnig auf den Bretterboden und donnerte — denn jetzt hatte er eine ausgewachsene Bärenstimme —:

„Höre mich, Mond und Gestirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel, der du auf die Schandtat herunterblicktest! Höre mich, dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet und rächt und verdammt über den Sternen und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier streck ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht — hier schwör ich, und so speie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwör ich, das Licht des Tages nicht mehr

zu grüßen, bis des Vatermörders Blut, vor diesem Steine verschüttet, gegen die Sonne dampft."

Und das war wohl wirklich der erschütterndste Vulkanausbruch in deutscher Zunge. „Ein Sänger der Freiheit" sei Schiller, sagte Gracchus flammenden Blicks. Und darin hatte er sicherlich recht. Hermann war nicht Büchermensch und Schillerkenner genug, um ihm zu sagen, und er selbst hatte den Sänger der Freiheit noch nicht gründlich genug gelesen, um zu merken, daß er zugleich der strengste Aristokrat war und daß dieser stahlharte Denker und Sittenlehrer die Revolutionen der Gemeinheit nicht nur für sein Jahrhundert, sondern für alle Jahrhunderte der Zukunft mit unabirrbarem und alles sagendem Griffel beschrieben hat. Gracchus merkte nicht, daß der furchtbare Rebeller Karl Moor am Schlusse ein Mann der Ordnung wird und es eigentlich immer ist; kein Jüngling merkt das. Er hört nur die Brandung der Empörung.

Wie kam denn Hermann dazu, sich die Kleider zu zerreißen und mit dem Dolchgriff auf den Bretterboden zu hämmern? Das versteht sich leicht. Dem Puppentheater waren sie entwachsen. Um so fleißiger gingen sie ins echte Theater, und zwar saßen sie hoch oben, auf der Galerie. Natürlich hätte Theobald ihnen leicht einen besseren Platz bezahlen können; denn die Geschäfte gingen noch immer; er tat es aber nicht, aus Liebe zu den Jungen. „Oben, an der Decke des Zuschauerraumes," sagte er, „sieht man, von Künstlerhand gemalt, Apoll und die Musen schweben. Dort oben, auf der Galerie, ist man den Göttern am nächsten. Wenn ich dort oben saß, hab ich ihre Saiten, ihre Gewänder rauschen hören, ihre Augen lächeln sehen. Jetzt, wo ich im Parkett sitzen „darf", gehen mir doch zuweilen, und wenn ich noch so unwillig den Kopf schüttle, meine Reissäcke durch den Sinn. Dort oben habe ich auch oft etwas andres gesehen als die Bühne, etwas noch Schöneres, Ergreifenderes: einfache, dürftig gekleidete Menschen, die mit durstigen Sinnen aus ihrem nebelgrauen Hamburg in das ägyptische Sonnenland der „Zauberflöte" horchten oder in sonst ein gottgeschaffenes Paradies. Und schon damals hab ich mir gesagt: Hier ist die soziale Frage. Öffnet allen ohne Unterschied so weit wie nur möglich das Land der Schönheit

und des Gedankens! Daß Sekt und Austern nicht das Glück sind, das begreift schließlich sogar ein einfältiger Mensch; daß aber Mozart, Goethe und Rembrandt nicht für ihn da wären, das sieht er niemals ein und *soll* es auch nicht."

Also sie saßen öfters im Stadttheater; aber das genügte ihrem Heißhunger nicht; wenn sie oder einer von ihnen wieder ein paar Groschen beisammen hatten, dann opferten sie sie Melpomenen oder Thalien oder irgendeiner Stiefmuse, wenn sie auch ein geringeres Gewächs verzapfte. Wenns nur Theater war! Ja, als sie eines Sonntags auf dem Spielbudenplatze lange erwogen hatten, ob sie für ihr Geld Datteln und Erlanger Bier oder „Das verrufene Haus" im „Bürgertheater" genießen sollten, entschieden sie sich für das verrufene Haus. Und hier muß nun an die schöne Fabel von Gleim erinnert werden, an die Biene, die Süßigkeit aus *allen* Blumen sog, das Gift aber darin ließ, für das Gift auch wohl nicht zugänglich war. Ihnen war das Theater eine Kirche, und wie könnte wohl in einer Kirche Gemeines geschehen? Sie hörten nichts Niedriges, sie sahen nichts Häßliches; auch aus dem „verrufenen Hause" drang ihnen Erhebung und Segen. Der Lüstling durchschnobert die Bibel nach Anstößigkeiten, und reiner Kindersinn trinkt Begeisterung für Wahrheit und Tugend aus einem Schund- und Räuberroman.

Habt ihr einmal ein Theater von der Seite gesehen und das Bühnenhaus betrachtet, ich meine: nur die äußeren Mauern? Da drinnen geschieht das Unerhörte, das geheimnisvolle Schöpfungswerk; da drinnen wirkt sich das Wunder, das am Abend im Glorienschein entbrennt! Oft, oft standen sie da und sahen die rohen Backsteinmauern mit den blinden Fenstern an wie der Gläubige das Sakramentshäuschen, das die heilige Speise birgt. Auch dort sollten sie noch hineingelangen: Großes war ihnen vorbehalten.

Zunächst machten sie erst einmal das echte Theater nach, schlugen auf dem geräumigen Werkstattboden des Tischlermeisters Wachner eine mindestens vier Quadratmeter große Bühne auf und spielten mit Schul- und Jugendgenossen die „Räuber", die „Jungfrau von Orleans", „Emilia Galotti", die „Hermannsschlacht", den „Faust" (aber nur den 1. Teil)

und dergleichen Sachen. Mit Kleinigkeiten gaben sie sich nicht ab. Auch Lustspiele gaben sie nicht; Jugend ist verdammt ernsthaft, d. h. sie ist im innersten Keimblatt ihres Herzens noch viel zu lustig, um die Lust für etwas Ernstes zu halten. Und wenn ich sagte: sie machten das echte Theater nach, so soll das nicht etwa heißen, daß ihr Theater nicht echt gewesen und nicht ernst zu nehmen wäre. Es war echter als manche Berufskomödie. Denn immer war das Beste dabei: das Herz. Ich hätt' es ja leicht, mich über diese in manchen Dingen sehr freie Bühne ergiebig lustig zu machen, über die Kostüme z. B., über das Spiel, etwa über den kleinen Grafen v. d. Höft, der wegen seines zarten Körperbaus und Mädelgesichtchens die Frauenrollen spielen mußte und u. a. eine höchst merkwürdige Jungfrau von Orleans piepste — aber ich werde es nicht tun; ich nehme wenig Dinge so ernst wie solch ein Spiel der Jugend. Darin bildet sich ganz in der Stille Großes, Schönes und Heiliges für den Bau des Mannes. Es war auch ganz gleichgültig, ob sie ihren Zuschauern gefielen oder nicht; sie waren ihre eigenen Zuschauer; sie spielten für sich, d. h. sie spielten für das Ideal, also für sich. Natürlich war auch Ehr- und Ruhmbegier im Spiele; aber Ehrgeiz ist ein feuriger Vorspann für allen Kampf der Wagen und Gesänge.

Waren sie sich selbst Zuschauer genug, so fehlte es ihnen doch keineswegs an anderen; sie spielten vor ausverschenkten Häusern. Auch Theobald und Susanne und Gudrun und Weidenbach und Landa kamen natürlich, und Theobald und Weidenbach klatschten wie bezahlte Erfolgmacher, weil sie die stille Werkstatt in den Seelen der Jünglinge mit Entzücken arbeiten hörten. Auch Mutter Rike kam und Trina — der Zigarrenmacher und der Schriftsetzer wollten mit den „Bourgeoissöhnchen" nichts zu tun haben —, und wenn Mutter Rike ihren Jüngsten als „Faust" die herrlichsten Worte reden hörte, dann schlug sie die Hände zusammen und rief: „Wo hett de Jung dat bloß her!" und dann schrie Trina: „Dat hett hee vun mi!", was eine genealogisch unklare Anschauung war.

32. Kapitel.

Und nun sollten sie zu noch höherem Ruhme, zu noch lichteren Höhen erhoben werden: Statisten am Altonaer Stadttheater wurden sie, wirkliche Bühnenkünstler. Das Theater trommelte aus den höheren Klassen der höheren Schulen alles zusammen, was Eignung und Neigung zum Räubertum hatte, und als es nun aus hundert frischen Kehlen erscholl:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne",

da kam es mit Überzeugung heraus. Auch Gracchus und Hermann durften auf denselben Brettern atmen, auf denen der herrliche Taeger den Karl, der prachtvolle Wehrlin den Franz, die bildschöne Ida Bauer die Amalia spielten. Sie blieben auch fernerhin der Kunst getreu; sie durften als Volk dabei sein, wenn Tell nach dem Apfel schoß, durften als schwer Gewappnete den Saal füllen, wenn Alba den Degen Egmonts forderte. Und wenn am Schluß der Vorstellung die kleinen Mädchen am Ausgang des Bühnenhauses standen, um die Künstler zu sehen, dann durften auch unsere beiden Menschendarsteller sich in ihren Blicken sonnen. Natürlich verliebte Hermann sich rettungslos in die schöne Sentimentale; Gracchus aber bewunderte sie um ihrer Kunst willen; er war noch immer kein Geschlechtswesen.

Dagegen entwickelte er sich immer mehr zum Politiker. In Kleistens „Hermannsschlacht" hatte er den Varus gegeben, und Hermanns Römerhaß war ihm aufs Herz geschlagen. Hermann läßt bekanntlich die Leiche des von den Römern geschändeten Mädchens in 15 Stücke teilen und diese an die 15 Stämme der Germanen senden, um sie zur Rache zu entflammen.

„Das ist gräßlich!" rief Gracchus, „das ist scheußlich! Den Völkerhaß auf solche Weise schüren ist abscheulich."

„Wenn die Römer uns unterjochen wollen?" rief Hermann.

„Das Stück ist doch gegen Napoleon und die Franzosen gerichtet!" versetzte Gracchus.

„Das weiß ich," sagte Hermann.

„Na ja, warum wird es denn noch immer gespielt? Wir leben doch mit den Franzosen in Frieden!"

„So lange, wie's dauert. Schüren die Franzosen vielleicht **nicht** gegen uns? Hetzen sie nicht in all ihren Schulbüchern gegen uns? Guck mal, als kürzlich ein Pariser Professor gesagt hat, wir Deutschen wären in irgend etwas — ich weiß nicht mehr, worin — weiter fortgeschritten als die Franzosen, da haben die Studenten einen Heidenkrach gemacht und unaufhörlich geschrien: ‚Il faut faire la guerre à ces cochons! Il faut faire la guerre à ces cochons!' Man muß diesen Schweinen den Krieg machen! Siehst du: so sind die Franzosen."

„Ach, das ist wohl nicht so schlimm!" meinte Gracchus. (Deutsche meinen das immer.) „Und wenn es wirklich so ist, dann sollen wir viel zu vornehm sein, um es ihnen nachzumachen. Was tut aber Kleist? Als Thusnelda ihn an den edlen Römer erinnert, der ein Kind aus den Flammen gerettet hat, da ruft Hermann:

„Er sei verflucht, wenn er mir das getan!
Er hat auf einen Augenblick
Mein Herz veruntreut, zum Verräter
An Deutschlands großer Sache mich gemacht!
Ich **will** die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
Solang sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!"

Das ist doch schrecklich! Wir sollen immer gerecht sein, gegen Freund und Feind!"

„So gerecht wie die französischen Studenten, nicht?" sagte Hermann, zum ersten Mal in seinem Leben ironisch.

„Och!" rief Gracchus, „so sind doch nicht alle! Es gibt doch auch sehr edle Franzosen! Die Franzosen sind im ganzen 'n famoses Volk! Sie sind z. B. sehr ritterlich." („Ritterlich" — das hatte Brunhilde Mackentum auch immer gesagt.) „Und was haben sie für große Geister hervorgebracht! Guck mal Rousseau!" (Er badete seit einiger Zeit in Rousseau, vergaß aber, daß er Schweizer war.) „Und Napoleon! Wenn er auch ein Tyrann und Eroberer war — welch ein Genie!" (Er vergaß, daß Buonaparte Italiener war. Er hatte überhaupt Pech;

denn den einzigen ganz Großen, den das klassische Volk der glänzenden Mittelmäßigkeiten wirklich hervorgebracht hat, kannte er noch nicht: Descartes.)

Hermann war aber nicht der Mann, dieses Pech zu bemerken oder gar sich zunutze zu machen. Ihm fielen nicht einmal die Verse Klopstocks ein, Klopstocks, den sie so viel gelesen hatten, die Verse, die er an sein Vaterland richtet:

„Nie war gegen das Ausland
Ein andres Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist."

Hermann durfte nie in seinem Leben die Hoffnung hegen, Rechtsanwalt werden zu können. Dieser tapfere Junge hatte nie den Mut, etwas mit Sicherheit auszusprechen, was er nicht vollkommen sicher wußte oder wovon er nicht felsenfest überzeugt war. Und so endeten solche Aussprachen gewöhnlich mit Schweigen auf seiner Seite. Er hatte in diesem Falle das ganz sichere Gefühl, daß der Volkstribun auf dem Holzwege sei; aber er konnt' es ihm nicht nachweisen. Was war da zu tun? Doch tat es ihm heimlich weh, wenn sein Gracchus in einer Herzenssache mit ihm nicht eines Sinnes war.

Immer häufiger gerieten sie jetzt in solche Gespräche und stritten auch über Aristokratie und Demokratie, Monarchie und Republik. Nach welcher Seite jeder der beiden neigte, kann nicht zweifelhaft sein.

„Das ist doch Blödsinn," rief Hermann, „daß der größte Schafskopf ebenso viel zu sagen haben soll wie ein Bismarck oder ein Goethe!"

Dann sagte Gracchus etwa:

„Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht!"

oder etwas ähnlich Schwungvolles, und gegen einen Dichter wagte Hermann wieder nichts zu sagen.

Aber obwohl ihre politischen Wege ersichtlich immer weiter auseinandergingen, blieb ihre Freundschaft vorläufig unerschüttert, ja, sie sollte noch eine feierliche Besiegelung erfahren.

Eine Nachtwanderung durch den Sachsenwald — das war schon lange ihr Traum gewesen! Nun sollt' er endlich Wirklichkeit werden. Bei hellem Mondschein traten sie in den Waldbezirk ein; aber schon nach einer halben Stunde überzog sich der Himmel, und es ward stockfinster. „Werden wir uns nicht verirren?“ meinte Gracchus. „Ausgeschlossen,“ meinte Hermann. Auch im innersten Walddunkel war er sich des rechten Weges wohl bewußt; ihn lenkte ein unbeirrbares Ortsgefühl. „Ich hab keine Ahnung, wo wir jetzt sind,“ sagte Gracchus nach einer halben Stunde. „Da ist der Bahndamm,“ sagte Hermann und zeigte nach Süden in die dicke Finsternis, „und in der Richtung liegt Schwarzenbek,“ fügte er, nach Südosten zeigend, hinzu. Kräftiger Regen fiel herab. „Friert dich auch?“ fragte Hermann. „Och — 'n bißchen.“ „Hier, nimm meinen Lodenmantel!“ rief Hermann. „I Gott bewahre!“ rief Gracchus, „dann frierst du ja und erkältest dich und kriegst wieder Fieber!“ „Ich krieg kein Fieber!“ rief Hermann, und da er in solchen Fällen der Stärkere war, so mußte Gracchus nachgeben.

Sie plauderten im Wandern dies und das. Auch von ihrem künftigen Beruf. Hermann freute sich schon auf die Reiterei, auf sein Pferd! Das sollt' es aber gut haben! „Mensch, warum willst du bloß Offizier werden?“ meinte Gracchus. „Töten und sich töten lassen — ist das so herrlich?“ Hermann hätte sagen können: „Töten, um schlimmeren Mord zu verhüten“; aber er war nicht epigrammatisch veranlagt. Dafür konnte diesmal er einen Dichter anführen. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht,“ sagte er, und nun kriegte Gracchus das Verstummen. „Willst du denn noch Pastor werden?“ fragte Hermann nach einer Weile. „Ja — aber nicht in Grünau,“ antwortete der Ohlenfleth. „Im Gegenteil: in die Großstadt will ich, wo die Allerärmsten und Elendesten wohnen — die haben einen Helfer am nötigsten.“ „Das ist ein sehr schöner Gedanke,“ sagte Hermann nachdenklich, „ich glaube, das möcht ich auch.“ „Mensch!“ rief Gracchus, „tu es! Werd' auch Pastor! Du wirst sehen, das ist der schönste Beruf, den es gibt! Wenn es deine Eltern erlauben —“ „Meine Eltern? Wegen meiner Eltern kann ich werden, was ich will. Mein

Vater hat gesagt: ‚Du mußt werden, wozu dich das Herz treibt. Und wenn du sagst: Ich kann mir glücklich werden, wenn ich Missionar im dunkelsten Afrika werde — dann mußt du's werden.'"

„Das hat dein Vater gesagt?" schrie Gracchus. Er schrie nur ganz selten; aber diesmal schrie er. „Mensch! Ich wollt' es dir ja nur nicht sagen. Das ist ja eigentlich mein Ideal: Missionar!"

„In Afrika?"

„Ja." So stark hatte der „Messias" gewirkt und — „Onkel Toms Hütte"!

„Dann kommen wir aber weit auseinander," sagte Hermann bänglich.

„Dscha —" machte Gracchus etwas bedrückt.

Ein starker Wind erhob sich und wurde zum Sturm; er verjagte den Regen, verjagte die Wolken, und der Mond stand da in jener redenden Klarheit, die er nur in Sturmnächten hat.

An einem Wegrand, der unter dichtem Tannenschutz lag und daher trocken geblieben war, rasteten sie auf Baumstümpfen. Erst wollten sie beide essen; aber sie aßen beide nicht; anderes bewegte sie.

„Gracchus," sagte Hermann, „wenn wir auch noch so weit auseinanderkommen — wir wollen Freunde bleiben."

„Das versteht sich doch von selbst," sagte Gracchus.

„Ja — und — — Gracchus! Ich wollt' es dir eigentlich schon immer vorschlagen — wir wollen Blutsbrüderschaft trinken!"

„Ja," sagte Gracchus und erhob sich.

Hermann schnellte empor. Es war ihnen beiden unaussprechlich heilig zumute; ein Schauer durchrieselte sie.

„Willst du zuerst oder soll ich —?" fragte Gracchus.

„Das ist mir einerlei," sagte Hermann, „fang an!" und streifte den Ärmel hoch. Seine Haut war weiß wie die eines Mädchens.

Gracchus nahm sein Taschenmesser — dasselbe, mit dem einst Hermann seine Hose durchlöchert hatte —, ritzte die Haut seines Freundes und trank dessen Blut. Dann tat Hermann dasselbe bei Gracchus. Wundärztliche Vorsicht ge-

brauchten sie nicht; sie wäre der Feier des Augenblicks nicht angemessen gewesen. Sie saßen wieder nebeneinander und hielten sich bei den Händen.

„Gracchus," sagte Hermann, „solche Freundschaft wie unsere hat es, glaub ich, noch nicht gegeben."

Gracchus glaubte das auch. Ein alter, guter Jugendglaube.

„Hermann!" sagte Gracchus wieder nach einer Weile.

„Ja?"

„Willst du mir einen großen Gefallen tun?"

„Jeden," rief Hermann entbrannt.

„Werde auch Missionar! Es wäre so schön, wenn wir beiden zusammen hinausgingen!"

Hermann dachte nach. Dann gab er seinem Freunde von neuem die Hand und sagte: „Gracchus! Wir haben Blutsbrüderschaft getrunken. Es ist das erste, worum du mich bittest. Ich will es tun."

Da sprang Gracchus auf, und so norddeutsch er auch war, er warf seinem Freunde die Arme um den Hals und küßte ihn auf die Wange, so daß dieser erst erschrocken und dann erschüttert war. Und, jeder den Arm um den andern gelegt — was sie noch nie getan hatten — gingen sie weiter. Ohne gegessen zu haben!

Am Gründonnerstag waren sie ausgezogen, und so wanderten sie am Karfreitag heim. Das althochdeutsche „Kara" ist Klage, Sorge. Karfreitag ist der Tag der Klage, der stillen, inneren Klage; denn es ist der Todestag des Größten der Sterblichen und Unsterblichen. Es ist der Tag der Sorge, der Sorge, daß es immer so bleiben könnte und der Edelste immer sterben müsse unter der Hand des Hasses. Denn er war das Edelste, Größte und Schönste, was Menschen je erschienen. Auch die ihn nicht Gott glauben, lieben in ihm den reinsten, höchsten Gott. Auch die seiner Lehre nicht folgen können, wissen, daß es die Lehre künftiger Jahrtausende ist.

„Es ist merkwürdig," sagte Gracchus, „am Karfreitag ist es mir immer, als müßte ich wandern, müßte hinaus in die Natur. Und dann kommt mir die ganze Natur so still vor, und wenn ein Vogel singen will, ist es, als flüsterten die Bäume, er solle schweigen."

Das war eines Sehenden Gefühl. An diesem Tage flieht man die Menschen, flieht man sich selbst und sucht Trost im großen Auge der Welt. Denn an diesem Tag erlebt die Menschheit immer wieder ihre tiefste Scham, ihre bitterste Schmach. Darum mußte früher an diesem Tage alles Niedere, alles Alltägliche schweigen, selbst die Arbeit; es war der stille Freitag, da das Menschenherz vor Scham und Gram nicht schlagen mochte. Erst eine neuere Zeit hat den Fortschritt gebracht, daß auch an diesem Tage die Gemeinheit tanzen darf. —

33. Kapitel.

Selbstverständlich konnten die paar Aufführungen klassischer Dramen dem Tatendurste und Erlebnishunger junger Männer nicht genügen; sie kamen wöchentlich einmal zusammen und lasen mit verteilten Rollen, urteilten über das Gelesene, wenn auch nicht immer richtig, so doch immer wuchtig, und stritten sich wie Hunnen und Westgoten auf den catalaunischen Feldern. Wenn dort der Staub des Schlachtgetümmels die Luft erfüllte, so hier eine undurchdringliche, stehende Wolke von Begeisterung und Tabaksqualm. Wir haben seinerzeit die Verpflichtung übernommen, den Leser rechtzeitig davon in Kenntnis zu setzen, wenn Hermann wieder rauche. Das sei hiermit getan. Sie waren auch an einem schönen Sonnabendabend nach jener Wiese hinausgepilgert, wo Hermann und Gracchus sich so gern gefunden hatten, nach jener Wiese, wo hohe Erlen über einen ewig träumenden Teich die Häupter neigten, als wollten sie seinen Traum erraten, und hatten dort, einen Baum im Kreis umstehend und unterm Schein des Mondes den „neuen Hainbund" gegründet, hatten auch nachher, um ihrem erhabenen Vorbilde ganz zu entsprechen, beim Teufelsbrücker „Bäcker" eine saure Milch gegessen. Siegfried Baer freilich, der auch dem Bunde angehörte, hatte heimlich über den Namen und die ganze Feierlichkeit gewitzelt; er liebte das Christlich-Germanische nicht. Aber mit ihm können wir uns jetzt noch nicht befassen; wir müssen zunächst von Rodrigo Bullerbohm berichten, der dem Bunde in seinen Anfängen ebenfalls angehörte.

Er war allerdings nur zweimal erschienen, weil eine andere Muse der Dichtkunst ihn in ihre Fesseln geschlagen hatte, nämlich Alma Kuhlmann, oder richtiger: Alma Weibel, oder noch besser: Alma von Felsenburg. Hier hatte Alma vorbereiteten Boden und die Gegenliebe gefunden, die sie suchte, und da bei den Bullerbohms, wenn einmal Geld vorhanden war, z. B. am Gehaltstage oder wenn der gute Philister Stahmer oder sonst ein Banause ausgeholfen hatte, dieses Geld auf dem Tische, etwa in einem Aschbecher, oder in irgendeiner Schublade zu liegen pflegte, so hatte Rodrigo tausend Mark davon genommen und war mit Alma auf deren heißes Verlangen nach dem vollsten, überlaufenden Wonnebehälter der Welt, nach Berlin gefahren. Dort hatten sie als junges Paar auf der Hochzeitsreise im Hotel Bristol Wohnung genommen, hatten sehr gut gegessen und getrunken und die Abende in Theatern und „Cabarets" verbracht, wo man sich grundsätzlich nicht geniert.

Oswald der Vater und Adele die Mutter hatten von jeher über sittliche Dinge die fortgeschrittensten Anschauungen gehabt und besonders über das, was Kinder sehen und hören dürfen, die großzügigsten Ansichten verkündet. Man kann aber oft selbst bei solchen Leuten einen sehr weit geöffneten Mund und desgleichen Augen beobachten, wenn plötzlich aus der Blüte die Frucht geworden ist und sie am eigenen Fleische erleben, was ihnen so harmlos schien. Oswald bestieg sehr betreten die Bahn nach Berlin und fand danach das junge Paar im „Palais de Danse", wo Alma äußerst angeregt, Rodrigo ziemlich düster in das maßlos wohlriechende Gewimmel starrte. Jene war denn auch schmerzlich überrascht, dieser kaum. Er sorgte dafür, daß Alma ins Hotel kommen und sorgenfrei nach Hause reisen könne, und folgte ohne weiteres seinem Vater.

Gar keine Moralpauke hielt ihm der Vater; denn jetzt war ihm auf einmal ganz klar, daß der Jüngling zu einer solchen Rede erheblich ältere Rechte hatte. Sehr schweigsam fuhren sie heim. Dort angelangt, versammelte sich Oswald mit Theobald und dem Professor zu einem Rate.

„Luftveränderung!" sagte Weidenbach. „Ihr Sohn, Herr

Bullerbohm, hat, wenn ich ihn recht beurteile, gar keine Neigung zum Schlechten; fast möchte ich sagen: im Gegenteil. Man muß ihm eine andere Welt geben, dann wird er ein anderer Mensch. Wenn Sie ihn bewegen könnten, zur See zu gehen, dann wäre vielleicht alles zu retten."

Theobald erbot sich, ihm ein Schiff zu besorgen, ein Segelschiff. Oswald stimmte sofort zu, weil er sich viel zu schwach fühlte, mit eigener Hand den Sohn auf andere Wege zu lenken, und weil er so die Sorge auf Jahre hinaus los wurde.

Als Rodrigo vernahm, was man ihm ausgesucht hatte, da stutzte er nur drei Sekunden lang; dann stieß er ein merkwürdiges „Ja!" hervor. Waldemar schien recht zu haben; es klang wie „Hinaus aus dieser Luft!" Adele aber, als sie hörte, was man mit dem strahlendsten Heldentenor der Zukunft vorhabe, erstarrte zunächst zur Niobe. Dann aber bekam der Stein Stimme, und was für eine! Sämtlicher Jammer sämtlicher leidgeschlagenen Bühnenmütter durchhallte das Haus. Sie beschwor ihren Liebling, dies empörende, grausame Ansinnen mit Entrüstung zurückzuweisen; Rodrigo aber machte eine senkrechte Falte auf seiner Stirn und sagte: „Ich *will* zur See." Und dabei blieb es.

Die Eltern, Theobald, Susanne und Weidenbach geleiteten ihn an Bord, nachdem sie ihn zum Abschied beschenkt hatten, Susanne mit einem Vorrat von wärmenden Kleidern, als reise er an den Pol. Rodrigo machte den Abschied so kurz wie möglich; er fürchtete, die Schiffer würden ihn auslachen.

Sein Abenteuer war der großen Welt verborgen geblieben, und Hermann und Gracchus fielen aus den Wolken, als sie hörten, Rodrigo sei zu Schiff gegangen, um Seemann zu werden. Wie denn das gekommen sei, fragte Hermann. „Na, er wollte Seemann werden," sagte Theobald.

„Ob er wohl was ausgefressen hat?" meinte Gracchus.

„Och! Was soll er denn ausgefressen haben!" rief Hermann. In ihm ging's wunderlich hin und her. „Der arme Kerl!" dachte er. „Auf einmal fort von Vater und Mutter! Ganz allein unter wildfremden Menschen! Auf so 'nem Schiff geht's nicht sanfte zu! Und er ist doch nichts gewohnt!" Dann wieder mußt' er denken: „Er sieht die weite Welt! Er *wird*

was! Wird Seemann! Der herrlichste Beruf von der Welt! Der hat's gut!" Und dann dachte er wieder: „Der arme Rodrigo! Wie mag ihm zumute sein?! Ob ich ihn jemals wiedersehe?" O ja, er sollte ihn wiedersehen.

„Schade," sagte Gracchus, „wenn ich das gewußt hätte, hätt' ich ihm meine Odyssee geschenkt! Und hätt' ihn gebeten, nach meinem Bruder zu forschen. Meine Mutter grämt sich so." — — —

Ein Jahr vorher hatte übrigens Peter Grapengeter denselben Weg genommen, den Wasserweg in die Weite. Er hatte lange beim Hause herumgelegen, weil ihm das unverdiente Essen seiner Mutter vorzüglich schmeckte. Aber dann hatte der Alte doch ein Einsehen gehabt. Sein Ältester hatte ihm vorm Abschied noch eine rechte Freude gemacht. Eine öffentliche Gartenanlage beim Ort pflegte am Sonntag geschlossen zu sein. Mit einem Nachschlüssel öffnete Peter das eine Tor und ließ die nichtsahnenden Sonntagswanderer hineinspazieren. Das Tor an der andern Seite blieb aber verschlossen, und dort stand Peter und forderte 50 Pfennige von jedem, der hinauswollte. Wer den ganzen Weg nicht zurückgehen wollte, mußte herausrücken. Der alte Grapengeter wollte sich schief lachen über den verheißungsvollen Geschäftsgeist seines Sohnes. Dennoch atmeten er und das ganze Haus Grapengeter sozusagen auf, als Peters Anker gelichtet wurde.

Und nun wieder zum neuen Hainbund! Es war eine bunte Gesellschaft. Außer Gracchus und Hermann war da der schon genannte Graf v. d. Höft, der Sproß eines altberühmten Offiziersgeschlechts, der natürlich die Überlieferung fortsetzen wollte, obwohl er, der die Johanna „verkörpert" hatte, höchstens für ein „Hannele" genügte. Da war Bohn, der ganz aus Idealen aufgebaut war und von Idealen zu leben schien, nicht rauchte, nichts Geistiges trank und doch nicht verspottet wurde, weil er ein ausgewachsener Charakter war, das, was er tat, ganz für sich allein tat und niemanden zu bekehren suchte. Da war Gotthold Masch, der, wie er sagte, eigentlich nicht begriff, warum gewisse Menschen sich bemühten, Zeilen von abgemessener und gleicher Länge zu schreiben, in denen betonte und unbetonte Silben regelmäßig abwechselten, und

warum sie Wert darauf legten, zu einem Wort wie „Haus" etwa ein Wort zu finden, das ähnlich klang, wie „Maus" oder „Laus". Er war anscheinend in den Hainbund geraten wie die Sau ins Judenhaus, fühlte sich aber wohl darin und war gern gelitten. Er hatte die alten, lebensschwachen Frauen zu lesen, sprach aber sonst kein Wort. Da waren noch sieben andere Jünglinge, mehr oder minder begabt, selbstverständlich mehr „minder" als „mehr", und da war schließlich, nicht immer ersprießlich, Siegfried Baer.

Wir haben von diesem Jüngling kaum etwas vernommen seit jenem Festessen bei Stahmers, wo seine Mutter seine ungeheure Begabung bekannt machte. Und von dieser Mutter müssen wir sprechen, wenn wir vom Sohne sprechen wollen. Röfele Baer, geb. Mandelblüh, war in einer russischen Kleinstadt geboren und aufgewachsen und hatte dort bei Gelegenheit einer Judenverfolgung beide Eltern verloren. Ein rasender Haufe hatte sie beide erschlagen, weil sie Juden waren; denn ein Blutsauger und Wucherer war ihr Vater, ein viel beschäftigter und leidlich wohlhabender Arzt, nicht gewesen. Dieses gräßliche Erlebnis konnte Röfele nicht verschmerzen, und wenn sie einen unauslöschlichen Haß auf das herrschende Russentum warf, so war das mehr als begreiflich. Aber so wenig eine Fackel, die in ein trocknes Holzlager fällt, für sich allein weiterbrennt, so wenig blieb Röseles Haß ein Russenhaß. In manchen Vertretern des auserwählten Volkes, besonders in den östlichen Ländern, schlummert noch immer der triebmäßige Haß gegen die Nichtauserwählten, gegen die fremde Rasse. Das verächtliche „Goi" heißt nicht „Russe", nicht „Deutscher", nicht „Engländer", es heißt „Fremdling", „Nichtjude", und es ist ein wahrer Zug in Dehmels „Mitmensch", wenn der alte Jude seine Wut über einen Deutschen in den Worten hervorknirscht: „Der fremde Hund!" Es gibt jüdische Chauvinisten, die an unbändigem Nationalstolz und glühendem Rassenhaß alle andern übertreffen. Es gibt auch solche, die offen bekennen, daß sie die Gojim überwinden wollen, ja, in diesen Tagen haben sie sich offen gerühmt, daß es ihnen nun gelungen sei. Sie sagen freilich wie die Engländer, daß sie die Welt beherrschen wollen zum Heile der Welt, daß die Welt an ihrem

Wesen genesen werde. Und sie führen ihren Kampf, wie sich denken läßt, nach einem unendlich klugen, klar gedachten Plane. Ihr gewaltigstes Kampfmittel ist natürlich das Geld; denn das Geld beherrscht die Menschheit, Juden und Nichtjuden, Nibelungen, Amelungen und Hunnen. Wagners furchtbare Tragödie vom Fluch des Goldes spielt unter germanischen Menschen und Göttern. Mit der Kraft des Geldes und allen ihren sonstigen Kräften wirken sie nach folgenden Grundsätzen:

Nicht zur Ruhe kommen lassen! In der Ruhe vollendet sich Entwicklung, sammelt sich Kraft, bildet sich Frucht, die unüberwindlich werden könnte. Darum nichts Bestehendes gelten lassen, immer das Neue preisen, einerlei, ob das Alte gut oder schlecht, das Neue schlecht oder gut ist — ist es schlecht, um so besser — aber das Neue fordern, den Wechsel, den Umsturz: Nicht zur Ruhe kommen lassen! —

Das Selbstvertrauen zerbrechen! Selbstvertrauen ist der Hebel zu allem gedeihlichen Wirken. Darum nichts anerkennen, was nicht von uns kommt; alles bekritteln, benörgeln, bemäkeln, bewitzeln, verspotten, verhöhnen, beschimpfen, begeifern, verdächtigen, den Fremden ihre eigene Welt, ihr eigenes Wesen verekeln. Ihren Aufwärtsdrang entmutigen durch Vorspiegelung ihres Niedergangs! Wenn es sich um Deutsche handelt, alles Ausländische in den Himmel heben, alles Einheimische in den Schmutz ziehen; bei denen verfängt es. Die Deutschen sind die fremdesten der Fremden: Ihr Selbstvertrauen zerbrechen! —

Den Charakter zerfressen! Die Sittlichkeit ist das Mark der Menschen. Fäulnis ins Mark flößen! Das Schamgefühl vernichten! Unzucht zerstört Körper und Seele. Die Unzucht als Freiheit preisen. Die Redlichkeit als Beschränktheit. Die Charakterfesten verhöhnen, bespeien als Rückständige, Spießer, Moralphilister. Den Charakter zerfressen!

Die Ehrfurcht zernagen, die Ordnung zertrümmern! Deutschlands größte Dichter haben sie gepriesen als Grundfeste und Pfeiler der Menschengesellschaft — den Grund unterwühlen — und die Pfeiler stürzen von selbst! Immer mit den Niedrigen gegen die Hohen, mit dem Menschenpöbel

gegen den Menschenadel, immer von unten her! Die Frechheit der Zungen zur Freiheit der Geister machen! Alle Altäre stürzen, ausgenommen die unsrigen; so kommt das Tohuwabohu und auf ihm unser Thron! Die Ehrfurcht zernagen, die Ordnung zertrümmern!

Zu der Zeit, die unsere Geschichte inzwischen erreicht hat, war die Ausführung dieses Planes schon gewaltig fortgeschritten.

Wenigen liegt dieser Plan klar im Bewußtsein; aber nicht wenige befolgen ihn unbewußt oder halbbewußt mit der Meisterschaft eines triebmäßigen Hasses. Bei Röſele Mandelblüh konnte nur von halbem Bewußtsein die Rede sein; aber die Fackel des Russenhasses hatte den ganzen in ihr lagernden, schlummernden Fremdenhaß, den sie mit ins Blut bekommen, in Brand gesetzt. Ganz wenige gehen offen zu Werke und sind dann in ihren Mitteln wählerischer. Die meisten der Zeloten verhüllen sich, und so hüllte auch Röſele sich in Sanftmut und „Humanität". Sie beurteilte alles milde, ganz milde, und Theobald Stahmer bewirtete sie ahnungslos an seinem Tische. So sind die Deutschen: den harmlosen, redlichen Juden rempeln sie an — dessen war Theobald nicht fähig — aber vom argen lassen sie sich einwickeln wie die Fliege von der Spinne — in der Politik und der Philosophie, in der Kunst wie im Leben. Sie sehen auf die Nasen, nicht auf die Taten; hier versäumen sie oft ihre höchste Tugend und Aufgabe: Gerechtigkeit.

Röſele ihrerseits war für empfangene Freundlichkeiten nicht etwa unerkenntlich. Der Jude, dem du einmal Gutes erwiesen hast, kommt sicher an dein Krankenbett und zu deiner Bestattung, wessen man bei dem Arier keineswegs sicher ist. Aber auch des Juden Haß dauert bis ans Ende seines Feindes und darüber hinaus. Und gar gegen Röſeles großen Haß kamen Einzelerlebnisse nicht in Betracht. In der Schlacht schießt man auch auf den feindlichen Gastfreund.

Wie war denn Salomon Baer zu Röſele Mandelblüh gekommen? Jüdische Ehen werden oft über Länder und Meere geknüpft durch Vermittlung, durch geschäftsmäßige oder freundschaftliche. Hier hatte ein Freund Salomons und Verwandter

Röseles das Band geschlungen, wenigstens die einleitenden Handlungen unternommen. Nun, und da war ein junges Mädchen, eine Waise mit einigem Vermögen, die gern heiraten wollte — Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit werden von den Juden als besonderes Unglück empfunden — und da war ein blutarmer jüdischer Schulmeisterssohn aus Bayern, der unter unsäglichen Entbehrungen studiert hatte und der so gern schöne Bücher gehabt hätte, so gern Grimms Wörterbuch besessen, so gern einen schönen Flügel erworben hätte! Und so kam es. Das war, wenn man will, ein Verschulden; aber wie viele tragen solch eine Schuld, unter Juden und Nichtjuden! Und jüdische Ehen gehen selten entzwei; bei Salomons unbegrenzter Duldsamkeit war es von dieser schon gar nicht zu befürchten. Wenn man ihm seine Schule, seine Bücher und sein Klavier ließ, verzichtete er auf alles andere, auch auf die Erziehung seines Sohnes.

Diese besorgte denn auch Röseie allein mit ihrer ganzen Milde, d. h. sie ließ ihren Abgott in allem gewähren, führte ihm aber mit milder Hand die Gedanken- und Gefühlsnahrung zu, die sie für die richtige hielt. Da ferner seine germanische Umgebung ihn nicht selten sein Judentum in unangenehmer Weise fühlen ließ — wozu er freilich durch sein Auftreten herausforderte — so geschah es, daß sich in Jung-Siegfried eine Weltanschauung entwickelte, die dem oben gekennzeichneten Programm im wesentlichen entsprach. Ein wesentlicher Bestandteil dieser Weltanschauung ist es begreiflicherweise, daß man zunächst einmal vor nichts eine Hochachtung hat. Er redete seine Mutter mit „Salchen" (von „Rosalie") und seinen Vater mit „Sally" an, weil er in ihrer Gegenwart und ihnen ins Gesicht überhaupt sagte, was ihm paßte. Die Mutter hegte zwar im Stillen die Hoffnung, daß der sprichwörtliche jüdische Familiensinn, besonders die den Juden zur zweiten Natur gewordene Ehrfurcht vor den Eltern, auch hier zum Durchbruch kommen werde; wie weit diese Hoffnung berechtigt war, lassen wir dahingestellt. Sagen konnte sie gegen die vertrauliche Anrede jedenfalls nichts; denn sie stimmte zur autoritätlosen Weltanschauung. Auch bevorzugte er in dieser Hinsicht nicht etwa fremde Leute vor seinen Angehörigen. Wenn wir feststellen

mußten, daß es Hermann Stahmer auch in leichten Zweifelsfällen an dem Mute der sicheren Behauptung gebrach, so besaß Siegfried Baer diese und verwandte Spielarten des Mutes in ergiebigem Maße, und die „Stirn“ war wohl der meistentwickelte Teil seiner Seele. Schon als Sechsjähriger hatte er dort Aufstellung genommen, wo Johannes Brahms vorbei mußte, hatte ihm unbefangen ins Gesicht gestarrt und ihn um ein Autogramm gebeten. Papier und Stift hatte er dabei nicht dargeboten, da er annahm, daß der Meister dergleichen für solche Begegnungen immer bereithalte. Und die Mutter hatte dabeigestanden und dem seltsam blickenden Brahms verkündet, wie musikalisch das Kind sei. Brahms hatte sich großartig amüsiert, war aber ohne Abgabe einer Schriftprobe weiter gegangen.

Ebenso gehört es wesentlich zur autoritätlosen Weltanschauung, daß alle Schulen, hohe wie niedere, Idiotenanstalten, alle Lehrer und Leiter bösartige Esel, alle gebieterischen Anforderungen an den Willen Tyrannei und solche an den Geist Uniform und Drill sind. Obwohl mit der typischen jüdischen Lern- und Sprechbegabung ausgestattet, hatte Siegfried denn auch die Unterprima nur mit zweimaliger Stockung erklommen; hier aber hatte er sich in edlem Unmut über die fortgesetzte Belästigung selbst das Reife- und Abgangszeugnis erteilt und war dann in den Mitarbeiterstab des „Boten an der Unterelbe“ eingetreten. Als was? Nun, selbstverständlich als Kritiker für alle Gebiete der Kunst.

Auf Grund dieser Stellung und seiner Gewandtheit galt der autoritätlose Denker und Dichter (auch Dichter? Natürlich: auch Dichter!) den anderen jungen Leuten als Autorität. Wenn ein Jude zwei Jahre alt ist, ist er vier; wenn er vier ist, ist er acht; wenn er acht ist, ist er sechzehn, und wenn er sechzehn ist, zweiunddreißig. Auch hat er, wie die Tropen, keine Dämmerung; er tritt vom Dunkel unmittelbar ins Helle und kennt selten das schaurig-süße Helldunkel der Jugend; darum ist der junge Jude dem gleichaltrigen Nichtjuden fast immer, zwar nicht an Kraft, aber in ihrer Äußerung, überlegen. Da er mit allzu dreistem Vordringen wiederholt schlechte Erfahrungen gemacht hatte, so ging Siegfried anfangs mit

Vorsicht zu Werke. Aber bald wurde er warm. Natürlich verlangten die gewissenhaften jungen Männer eine Kritik ihrer Leistungen, und natürlich schrieb Siegfried diese Kritiken und verlas sie mit überlegenem Lächeln in den Mundwinkeln. Denn sie waren scharf, ei Wetter, waren die scharf, nichts als scharf! Mit eiskaltem Hohn übergoß Siegfried die Leistungen seiner Genossen. Und sie empfanden das als gesund; denn sie wollten nicht Lobhudelei, sondern Wahrheit! Und da deutsche Jünglinge noch keine Kritik haben, so machte ihnen diese unbedingte Sicherheit und Schärfe den größten Eindruck. Bald ging Siegfried gründlicher vor. Er entthronte Schiller und Goethe. Das war nicht so schwer; denn ein vorhergehendes Geschlecht hatte vorgearbeitet. Bei Schiller war's ganz leicht: er war der „Moraltrompeter von Säkkingen", und ein „moralinsaurer" Dichter kam nicht in Betracht. Bei Goethe war es etwas schwerer, aber keineswegs unmöglich. Sein Faust war ein deutscher Professor, d. h. ein Philister, sein Gretchen eine Gans, sein „Hermann und Dorothea" ein Backfischvergnügen, sein „Wilhelm Meister" ein Erziehungsroman — Erziehung! Das sagt wohl genug. Überhaupt: Goethe wurde verstanden — wie hoch konnte er also über den andern stehen? Und hier kommen wir auf Siegfrieds künstlerisches Lehrgebäude. Im Grunde ist es eine sehr einfache Sache um die Dichter: sie sind Menschen, die tiefer fühlen und, wenn sie groß sind, auch tiefer denken als andere Menschen und dies durch eine zwingende Sprache auf diese andern übertragen können. Dies ahnte Siegfried, und danach machte er seine Kunstlehre. Sprach ein Dichter schmerzliche Gefühle aus, so nannte er das Rührseligkeit; gab er heitere zu erkennen, nannte er's Spießertum; Humor sei das Kennzeichen des Spießers; kein tieferer Mensch könne lachen über die Welt. Offenbarte ein Dichter Gedanken, so nannte er ihn „Gedankendichter", und das kam heraus, wie wenn ein Ehrenmann „Zuchthäusler" sagt. Was aber die „zwingende Sprache" anlangt — dscha, wenn ein Dichter verstanden wurde, wie hoch konnte er dann wohl über denen stehen, die ihn verstanden?! Der wahre Dichter kann nicht verstanden werden; nur er selbst kann sich verstehen.

Als Siegfried den Hainbund so weit hatte, daß er das für richtig hielt, las er eigene Gedichte vor, und wirklich — kein Mensch verstand sie. Zum Beispiel las er:

„Straßenlampen knaxen blaues Silber.
Schwarze Strümpfe huschen geile Sehnsucht.
Schwer aus Schlünden ragen Transversalen.
Stechend wiegt sich der Begriff der Sonne.

Menschen schieben Schritte um die Ecken.
Sorge. Weingeist. Mäntel und Trompeten.
Müde lieg ich vorwärts. Flirrefeuer.
Orgelmann bekotzt das Dasein. Sela.“

Die Jünglinge waren zu ehrlich, um zu loben; aber sie sagten, was die Leute nach dem Theater oder Konzert immer sagen, wenn sie sich gelangweilt haben und man sie fragt: „Nun wie war's?“ — „Nna — — interessant!“ Hermann hatte es nicht interessant gefunden; aber er war zu schüchtern, etwas zu sagen. Dafür nahm Gotthold Masch das Wort.

Wie? Was? Was nahm er? Das Wort? Unmöglich. Doch, er nahm es. Und sagte mit seiner sanften Frauenstimme:

„Deine Gedichte haben doppelten Wert, weil man sie auch von hinten nach vorn lesen kann.“

Alles war sprachlos, weil Masch sprach. Zuerst erlangte Siegfried die Sprache wieder.

„Was willst du damit sagen?“ fragte er.

„Na, daß es Quatsch ist, was du vorgelesen hast.“

„Ich verbitte mir das!“ rief Siegfried.

Gracchus, der Vorsitzende, erhob sich und sagte auch, daß „Quatsch“ nicht parlamentarisch sei.

„Wieso denn?“ fuhr Masch, zu Siegfried gewendet, sanftmütig fort. „Du kannst doch so unbarmherzig schneidig sein, wenn es sich um andere handelt. Für mich ist das Wörtersalat. Du hebst die Kunstgesetze auf, weil du sie nicht erfüllen kannst, das ist das Ganze. Revolution der Stümper.“

Dieser Masch! Sie hatten ihn immer für kritiklos gehalten! Und Siegfried hatte ihn gern gemocht, weil er nie widersprach, während die andern doch zuweilen etwas eingewendet hatten. Der sollte ihm mal in die Feder kommen!

Er hatte sich erhoben und erklärte, man müsse es sich wirklich überlegen, ob man mit solchen Spießern noch länger verkehren könne.

Da erhob sich Gracchus zum andern Male und stellte fest, hier habe jeder das Recht, offen seine Meinung zu sagen. Aber es hatte einen Riß im Hainbund gegeben; Siegfried indessen blieb ihm trotz des Erlebten treu, weil er ein Drama geschrieben hatte, das er den Bündlern noch versetzen mußte. Er hatte schon zu Gracchus davon gesprochen. „Das kommt in Berlin heraus!" hatte er erklärt. „Da hab ich'n Vetter, der ist Regisseur, der bringt es an." So jung war er immerhin noch, daß er das sagte. Er hatte es auch dem Vetter bereits geschickt und ihm einen Anteil an den Tantièmen zugesichert.

Mit dem Drama hatte Siegfried schon mehr Erfolg. Erstens schien es den jungen Leuten schon erstaunlich, daß jemand ihresgleichen ein so dickes Heft zusammenschreiben und so etwas wie ein Bühnenstück aufbauen konnte. Sodann hatte es eine ruchlose Tendenz: es fluchte den Müttern, weil sie „das werdende Geschlecht an den Sumpf der Vergangenheit ketteten" (wie Siegfried sagte); man sollte sie abschlachten. Und dann kamen sehr verwegen geschlechtliche Dinge darin vor und äußerst unflätige Ausdrücke. Das war „kühn". Sie wußten noch nicht, daß die Zeit schon weit genug fortgeschritten war, um Sauberkeit als Kühnheit erscheinen zu lassen.

Gotthold Masch hüllte sich diesmal in Schweigen. Aber er lächelte eigen.

Als dann aber Gracchus Ohlenfleth Gedichte vortrug — Gedichte? Doch nicht eigene? Jawohl: eigene; hoffentlich überrascht das niemanden — als also Gracchus eigene Gedichte vortrug und diese Verse erst Verwunderung und dann Bewunderung erregten, da entleerte Siegfried über dem Haupte des Dichters eine volle Schale seines schneidendsten Hohnes.

„Der pure Neid," sagte Gotthold in seinem mütterlichsten Tone.

„Was ist Neid?" fuhr Siegfried auf.

„Dein Urteil," sagte Gotthold schlicht.

„Na — dieser Vorwurf ist Gott sei Dank so kindisch, daß ihn keiner ernst nehmen wird. Ich brauche niemand zu beneiden, auch den Größten nicht!"

„Sagst du," fuhr Gotthold unerbittlich fort. „Soviel ich davon verstehe, sind Ohlenfleths Verse nicht vollkommen; aber sie sind mehr, als du nach menschlichem Ermessen jemals fertig bringen wirst."

Von nun an kam Siegfried nicht wieder.

34. Kapitel.

Gracchus aber hatte schon lange in der Stille gedichtet, hätte es freilich um die Welt keinem gezeigt. Bis er eines Tages das Gefühl hatte: Das ist dir besonders geglückt, und das Gedicht Hermann vorlas, ohne den Verfasser zu nennen. Hermann fand es „großartig", und da konnte der Sänger sich doch nicht entbrechen, zu sagen: „Es ist von mir."

Hermann starrte ihn anfangs an, und als er sah, daß Gracchus nicht scherze, ward er zur lodernden Fackel. Sein Gracchus ein Dichter — er war begeistert — benommen — berauscht! Freilich, wunder nahms ihn im Grunde nicht — er hatte ihm von jeher alles Große zugetraut. Und dann hatte er darauf gedrungen, daß Gracchus im Hainbund hervortrete.

Unzart, wie unser Beruf uns zu sein verpflichtet, wollen wir heimlich an des Sängers Mappe gehen und doch einmal nachsehen, ob zu Siegfrieds galligem Hohne denn wirklich ein Grund vorliegt. Nach längerem Blättern müssen wir sagen: Zum Lächeln — ja, oft genug; aber zu gellendem Hohnlachen — nein. Der Dichter ist leidenschaftlicher als wir ahnen.

„Ich bin der Hunger, du schöne Welt,
Ich rüttle an deinen Türen;
Ich will zur hellen Racheglut
Die trägen Geister schüren!

Am Tage will ich und in der Nacht
In Schloß und Paläste schleichen;
Die Schlemmer und faulen Wichte all
Sollen vor mir erbleichen."

Denen ergeht's schlecht. Auch den Adligen ergeht's übel.

„Wer hat die Fahne der Empörung
Am eifrigsten von je geschwungen?
Wer hat mit Netzen der Verschwörung
So oft die Könige umschlungen?

Wer hat den Eid beschworner Treue
Mit frecher Stirn so oft gebrochen?
Wer ohne Skrupel, ohne Reue
Gesetz und Rechten hohngesprochen?

Wer ist mit meuchlerischem Dolche
Gekrönten Brüdern nachgeschlichen?
Wer waren jene edlen Strolche,
Die mit der Faust das Recht beglichen?'

O weh, o weh!

Übrigens sollte man nicht glauben, was der junge Mann mit seinen 18 Jahren schon alles erlebt hat!

„Wohin soll ich vor diesem Ekel fliehn,
Der mir des Lebens Speise widerlich
Vergällt? Und wie soll ich beschwichtigen
Den Zweifel, der mein Herz zerfleischt, den Zweifel,
Ob wirklich einst die Wahrheit siegen kann
In dieser Welt der feilen Eintagsliebe?
Selbstmord!? Welch ein Triumph, wenn der Verfolgte
Der Meute zeigt, der lustig hetzenden,
Mit einemmal ein toderstarrtes Antlitz!
Wie bebte wohl ihr feiges Herz zurück
Vor ihres Mühens schnell gereifter Frucht,
Wenn ihnen plötzlich vor die Füße hemmend
Der Leichnam rollte des gehetzten Feinds."

O Gracche!

Gottlob hat er eine Seele, die ihn tröstet! Oder doch nicht?

„Ich hielt vom ernsten Mühn und Schaffen inne;
Dein Zauber drang zu tief in alle Sinne.
Dich hieß ich wie kein andres Weib willkommen,
Laut schlug mein Herz — du hast es nicht vernommen.

Was hilft mir's, ob ich Ehr' und Preis gewinne?
Nicht acht ich's hoch, ob solcher Lohn zerrinne.
Die Hoffnung hat mich in den Arm genommen;
Ich hab geharrt; doch du bist nicht gekommen.

Wenn ich erstiegen einst des Lebens Zinne,
Wenn grau mein Haar von Scheitel wallt und Kinne:
Ich fühl's: Nie ist der heiße Schmerz verglommen,
Daß ich geharrt und daß du nie gekommen."

Ein Reimkunststück sogar in allem Schmerz! Aber er kriegt sie, er hat sie!

„Dein Mund und deine Wangen leuchten
Wie dufterfüllter Rosen Glut;
Doch tief in deinen braunen Augen
Erhabner Glanz der Hoheit ruht.

Drum hat mir auch in deinen Armen
Nicht nur der Wonne Trank geschäumt;
Ich fand die Kraft an deinem Herzen,
Die gegen eine Welt sich bäumt."

O, sie wird ihm entrissen! O armer Mann!

„Erstorben scheint die Wurzel meiner Kraft,
Verloren scheint die Mühe meines Strebens.
Welk ist mein Herz; das Haupt sinkt auf die Brust;
Verzweiflung starrt mir aus dem Rest des Lebens."

Und das bei 18, oder 17 Jahren! Aber er steuert einer neuen Liebe zu.

„Will am Strauch die Rosenknospe denn
Ewig sich in zager Scheu verschließen?
Nimmer aus dem dufterfüllten Kelch
Spenden ihres sanften Lebens gießen?"

Ja, sie will, er kriegt sie, er hat sie!
Aber was ist das? Sie ist tot! Sie ist tot!

„Wie still du liegst im Sarg! Ein heilger Odem
Umzittert deinen hingestreckten Leib.
Ein Engel starb in dir. Ich aber breche
Zusammen, schmerzentot. Du warst mein Weib."

Also schon verheiratet gewesen. Aber sie kann unmöglich tot sein, nach dem Folgenden jedenfalls nicht!

„Halbes Leid und halbe Freude,
Liebe halb und Haß
Fand ich, wo ich sehnend suchte
Ohne Unterlaß.

Und so hab ich oft mein Schicksal'
Wild ergrimmt, verflucht.
Ganzes wollt' ich, wär's auch eines
Unheils ganze Wucht!

Ganzes hab ich nun gefunden,
Eine Seele lebt,
Die für mich in allen Fibern
Schauernd süß erbebt.

Neu entflammt in meinen Adern
Schöpferische Kraft;
Meine Seele schwingt sich aufwärts
Frei und götterhaft.

Darum schlage nicht die Augen
Zagend niederwärts,
Flamme freudig mir entgegen,
Gluterfülltes Herz!

Wie du mit den weichen Armen
Glühend mich umfaßt,
O, so halt an meinem Herzen
Lange, süße Rast!"

Aber lange dauert es offenbar nicht; da ist wieder eine andere; ein „Dämon von einem Weib steht ihm vor den erglühten Sinnen", und goldlockige Engel folgen; eine bestimmte Adresse ist nirgends festzustellen. Das ist auch ausgeschlossen, weil die jungen Damen weder lebendig noch tot, weil sie nichts als Fata Morgana waren. Lächelt immerhin darüber; aber lacht nicht zu grob, sonst verlacht ihr auch den jungen Schiller. Wenn der junge Dichter keine Schmerzen hat, so dichtet er sich welche — wozu wäre er Dichter? Und wenn er keine Geliebte hat, so dichtet er sich eine. Jeder reine Jüngling liebt ja, bevor er die Eine findet, einen Begriff: „das Weib", — einen Begriff allerdings, der mit Blumen bekränzt ist — er liebt sozusagen einen Wechselrahmen mit täglich austauschbaren Bildnissen, wie wohl auch das Mädchen zunächst „den Mann" liebt. Im übrigen aber: wenn Siegfried Baer spottete, daß Gracchus Schiller, Hamerling und Scheffel nachempfinde, so sieht man, daß er in seiner blinden Wut nur irgendwelche Namen griff; es ist ganz klar, daß das, was der junge Ohlenfleth sang, ursprünglich Herwegh, Lenau oder Lord Byron gewesen war.

Unermeßliche, uneingeschränkte, besinnungslose Bewunderung und Verehrung zollte ihm aber Fräulein Selma Knirrbügel, die Schwester jener Iduna, deren Obstbäume Gracchus

einmal als Mitarbeiter Hermanns um etliche Pfund Äpfel erleichtert hatte. Sie war die jüngere der Schwestern, war aber immer noch doppelt so alt wie Gracchus; wenn sie nach ihrem Alter gefragt wurde, sagte sie jedoch „dreißig" und sprach die zweite Silbe so undeutlich, daß man auch „dreizehn" heraushören konnte. Fleischeslust konnte sie nicht erwecken, weil sie kein Fleisch besaß, und über die Richtung, in der ihre Augen blickten, waren die Meinungen immer geteilt. Aber sie besaß ein junges und sehr literarisches Herz und war einem Lesezirkel junger Damen beigetreten. Zwischen diesem und dem Zirkel der jungen Männer waren gelegentlich Blätter und Gedanken herüber- und hinübergeflattert, und so hatte Selma von den Geistestaten „des jungen Goethe" (wie sie sagte) Kunde erhalten. Auch zu ihr hatte er Wäsche getragen und trug sie zuweilen noch, und da hatte sie ihn überfallen wie eine ästhetische Frau Potiphar einen poetischen Joseph. Er mußte ihr seine Gedichte vorlesen; und obwohl man im Damenzirkel ganz andere Sachen zu lesen pflegte (möglichst perverse nämlich, weil man das Weib aus seiner Sklaverei befreien wollte), so verliebte sie sich doch sterblich in sein Organ, seine Verse und sein sonstiges Wesen, und während sie ihm das rechte Auge ins Herz bohrte, warf sie das linke verzückt zum Himmel. Gracchus war natürlich nicht einfältig genug, ihr Lob auch nur zum halben Nennwerte anzunehmen; er fiel immer aus einem Erröten in das andere; aber wohl tat es ihm doch. Ein überheizter Ofen ist nahebei nicht erquicklich; aber mit einem Schirm davor erwärmt er angenehm. Junge Männer verlieben sich gern in ältere Damen, und Gracchus sagte sich, daß bei so erhabenem Zusammenklang der Seelen eine dauernde Lebensgemeinschaft eigentlich sehr erfreulich sein müsse. Auch er war inzwischen endlich reifer geworden, und die luftigen Liebesgebilde, die er einst in den Lichtgrund seiner Zukunft gezeichnet hatte, gewannen hier zum ersten Male, wenn auch nicht Fleisch, so doch Bein.

Eines Tages hatte ein Gedicht seines Freundes unserm Hermann so unmenschlich gut gefallen, daß er gar nicht anders konnte: er mußte es seiner im selben Zimmer weilenden Schwester zeigen.

„Darfst du denn das?“ fragte Gudrun erschrocken.

„Natürlich!“ rief Hermann laut, aber nicht ganz sicher.

Da las sie's. Und es kam eine Strophe darin vor, die lautete:

„Es rauschen hohe Eichen,
Es singt ein klarer Bach,
Es taucht aus grünem Laube
Ein sonnbeschienen Dach.
Da schüttelt leis den Wipfel
Am Haus der alte Baum;
Drin weben luftge Geister
Der Liebe jungen Traum.“

Er war ein Dichter! Ein Dichter! Er, der so oft neben ihr saß am Klavier — sie schaute zu ihm auf wie zu etwas ganz, ganz Hohem! Und es ist nicht zu verwundern, daß sie, als sie nun wieder allein war, in ihren Nußbaum hinaufschaute, daß sie dann den „Nußbaum“ von Schumann spielte —

„Viel liebliche Blüten stehen dran;
Linde Winde kommen,
Sie herzlich zu umfah'n“,

ja, daß sie noch spät in ihrem Bette an den Baum denken mußte.

„Das Mägdlein horchet; es rauscht im Baum;
Sehnend, wähnend sinkt es
Lächelnd in Schlaf und Traum.“ — — — — — —

Dem Volkstribun war es doch eigentlich nicht ganz recht, daß Siegfried Baer aus dem Hainbund hinausgeekelt worden war oder, wie andere sagten, sich selbst hinausgeekelt hatte. Erstens hatte er mittlerweile den Begriff „objektiv“ in seinen Wort- und Gedankenschatz aufgenommen und meinte, man müsse jede fremde Wesensart vertragen, wenn sie auch noch so unangenehm sei; denn sie „gehöre zum Weltbild“ und man müsse sich bemühen, jeden Menschen zu verstehen. Er glich einem Pfirsich, dessen eine Wange fast schon überreif und dessen andre noch ganz grün ist. Zweitens fand er, daß Siegfried doch ein sehr begabter Kopf sei, von dem man manches lernen könne, und drittens hatte er schon allerlei von ihm gelernt, wenigstens durch Bücher, die ihm Siegfried ge-

liehen hatte. Die beiden hatten außer in den Bundesversammlungen noch in einem besonderen Verkehr gestanden und verkehrten noch miteinander. So hatte Siegfried ihm nach und nach Ludwig Feuerbach, David Friedrich Strauß, Ludwig Büchner, Lassalle, Marx, Bakunin, daneben Nietzsche, Stirner, an denen allen er bis dahin nur genippt hatte, möglichst vollständig beigebracht, daneben einen ganzen Wust von Heften und Flugschriften. So wird das Gespräch begreiflich, das er und Hermann eines Tages führten, als sie vor der Eiche standen, die an den Frieden von 1871 erinnerte. Unter der Eiche stand eine Gedenktafel mit den Namen der Helden des Ortes und den Versen:

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heilgem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!"

„Wie schön der Baum wächst!" sagte Hermann.

„Ja," meinte Gracchus, „hoffentlich wächst der Friede ebenso." Da machte Hermann ein bedenkliches Gesicht und sagte:

„Mein Vater wird öfter nach Berlin gerufen, ins Handelsministerium. Da hört er mancherlei. Er sagt, die Engländer wollen uns was."

„Das glaub ich nicht," sagte Gracchus.

„Wenn es Krieg gibt, melde ich mich freiwillig!" rief Hermann.

„Ich sterbe lieber auf der Barrikade!" murmelte Gracchus verbissen in sich hinein. (Wohlverstanden: nicht, daß etwa Siegfried Baer auf der Barrikade sterben wollte! Aber seine Literatur hatte Gracchus auf dieses Ideal gelenkt.)

Hermann starrte ihn an. „Auf der Barrikade? Als Missionar?"

„Ach!" rief Gracchus überrascht, „das will ich doch schon längst nicht mehr!"

Da war aber Hermann recht froh, daß er nun auch nicht Missionar zu werden brauchte! Das Gelöbnis aus jener Nacht der Blutsbrüderschaft hatte ihm doch zuweilen recht schwer auf

der Seele gelegen. Gott sei Dank, nun war er wieder Soldat! Er war so nachdenklich-glücklich, daß er nichts mehr sagte. Aber die wachsende Entzweiung ihrer Anschauungen legte sich doch wie ein wachsender Schatten auf sein Gemüt.

35. Kapitel.

Auch das übrige Haus Stahmer blieb nicht ewig ohne Schatten. Es fing damit an, daß die zarte Elly heiratete. Ihre Nachfolgerin konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Lohn und Unterhalt eine gewisse Gegenleistung an Arbeit erforderten. Deren Nachfolgerin hatte kein scharfes Unterscheidungsvermögen für Mein und Dein, und deren Nachfolgerin zeigte zwar guten Willen, mußte aber bei jeder Gabel oder jeder Kommode, die sie putzte, drei Monate lang angewiesen werden, bis sie begriff. Das ist sehr aufreibend, und Susanne war ohne dies am Ende ihrer Kräfte. Sie fühlte sich noch immer für jedes Stäubchen verantwortlich, und es half nichts, daß Theobald ihr tausend mal tausend Helferinnen und Vertreterinnen zur Verfügung stellte — sie hatte das zwar vollkommen unbewußte, aber auch vollkommen richtige Gefühl, daß sie den Ihren unersetzlich sei. Das ist jede wahre Hausmutter; wo sie fehlt, „waltet an verwaister Stätte die Fremde — liebeleer“.

Nun lagen hier die Dinge freilich insofern anders, als Susanne sich ein vollendetes Hausmütterchen, eine rechte Vicekönigin herangezogen hatte in ihrer Gudrun, die sie vortrefflich vertreten konnte, aber freilich doch nur ein Mütterchen, keine Mutter war. Es ging Susannen gegen das Herz, die große Last auf die jungen Schultern ihres Kindes zu laden; aber als sie endlich zusammenbrach, mußt' es dennoch geschehen. Und Gudrun versicherte ihr so freudig-kühnen Angesichts, daß sie ohne jede Sorge reisen könne, daß die Mutter wirklich nichtsahnend und mit leidlich gutem Gewissen aufs Land, auf den Gutshof ihres Schwagers zur Erholung fuhr. Diesmal war es kein vorgetäuschtes „Abessen“ nicht zurückerstatteter und nicht verzinster Darlehen, sondern wirkliches Bedürfnis nach Ruhe, was Susannen hinaustrieb, ganz abgesehen davon,

daß die ganze Familie Stahmer in zwanzig Jahren nicht hätte abessen können, was der lateinische Bauer an theobaldischem Gelde verbutterte.

Und in der Tat: es ging glänzend unter der Herrschaft der Susannentochter, so glänzend, daß die selbstischen Männer Theobald und Hermann weder einen Unterschied noch sonst etwas merkten. Und sie war so stolz, die schüchterne Gudrun, so stolz und so glücklich! Sie sammelte noch mehr Liebe als sonst in ihre Scheuer, und hatte doch schon längst einen Vorrat gesammelt, der fürs Leben reichte! Männer sind leicht zu täuschen, und auch edle Frauen sind geborene Meisterinnen in der Täuschung, wenn sie aus Liebe täuschen. Alles ging, wie man so zu sagen pflegt, „gut", bis Dr. Rüter eines Tages zum Essen kam und zu Gudrun, als sie mit einem Stoß Teller hereintrat, sagte:

„Ja, aber um Gottes willen, Kind, wie siehst du denn aus?!"

Da war sie ertappt; ihr brachen die Kniee; sie sank auf den Boden und mit ihr die Teller.

Rüter stellte ein stark fortgeschrittenes Magengeschwür fest und sagte: „Das hat sie schon eine ganze Weile." Das stimmte; schon vierzehn Tage vor der Abreise ihrer Mutter hatte sie sich krank gefühlt, hatte aber bei sich gesagt: „Nur um Gottes willen Mutter nichts merken lassen; sonst reist sie nicht, und sie muß weg, soll weg!" Und ihr erstes Wort, als sie sich nur ein wenig erholt hatte, war: „Nur Mutter nichts schreiben — bitte, bitte, Pappi, nur Mutter nichts schreiben; sonst kommt sie sofort!"

Und es kamen Tage, da Theobald sich fragte, ob er es noch verantworten könne, die Mutter fernzuhalten, und da es ihm fast unmöglich war, immer neue fromme Lügen herauszuwürgen.

„Ihr hübsch Lavendel, Rosmarein,
Ihr vielfarbige Röselein,
Ihr stolze Schwertliljen,
Ihr krause Basiljen,
Ihr zarte Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüte dich, schöns Blümelein!"

Der Tod ist nicht als rücksichtsvoll verschrieen; aber, ob sie ihn nun dennoch rührte, oder ob die Sense nur zufällig an ihr vorbei sauste — die zarte Viole ließ er diesmal noch stehen. Sie überwand die große Krankheitswende siegreich, und alles übrige tat Dr. Rüter, dessen mitfühlende Güte sich über jeden Kranken wie mächtige Flügel breitete, unter deren Schutze ihm nichts mehr geschehen konnte.

Frau Susanne hatte sich wirklich erholt und wieder Farbe von der Palette der Natur bekommen; aber als sie hörte, daß Gudrun „ziemlich krank" gewesen sei, verlor sie für mehrere Augenblicke diese Farbe. „Ich habe so etwas aus deinen Briefen herausgelesen," sagte sie mit jenen Augen, die durch Liebe klug sind, „aber ich sagte mir: wenn es etwas Ernstes ist, rufen sie mich gewiß. Und ich mußte ruhen."

„Ja, selbstverständlich hätten wir dich gerufen, wenn es ernst gewesen wäre!" rief der hartgesottene Theobald. An Gudruns Erröten sah nun Susanne wohl, daß es wenigstens hart an den Ernst geschrammt haben müsse; aber sie war zu weise, nach Leiden zu forschen, die bezwungen sind. Hermann, Brunhilde, die majestätische Grete und die begriffsstützige Silvia — so hieß das neueste Mädchen — wurden in der besseren Lügenkunst gründlich geschult, und Clemens Rüter war praktischer Arzt. Erst nach Monaten erfuhr Susanne die ganze Wahrheit, nachdem sie längst die doppelte vernommen hatte von — Silvia.

Nicht am wenigsten hatte Klütermann um das kostbare junge Leben gebangt; er war mit starren Augen umhergegangen, „verbast und verheddert", hatte — etwas ganz Unglaubliches! — bald diese, bald jene Arbeit angefaßt und sie nicht zu Ende geführt, hatte immer wieder die Pfeife ausgehen lassen, und als Theobald ihn einmal fragte: „Was haben Sie, Klütermann?", da hatte er gestammelt: „Ach Herr Stahmer — das Kind —", und dann hatten sich beide schnell nach verschiedenen Seiten umgedreht und waren davongelaufen. Zu Hause hatte er Gudruns Bild von der Wand genommen, hatte es betrachtet und gemurmelt: „Das willst du nicht, lieber Gott, das willst du nicht!" Er hatte seine Herrschaft nie um das Geringste gebeten; aber um ein Bild von Gudrun

hatte er Susanne eines Tages gebeten, und als sie es ihm gern gegeben, da hatte er es angeschaut, hatte mit dem Finger draufgetupft und hatte gesagt: „Sehen Sie, gnädige Frau, das ist schön. Das ist schön. Man glaubt gar nicht, daß es noch solche Mädchen gibt. Die Art stirbt aus."

„Oh, Herr Klütermann," rief Susanne, „das wollen wir doch nicht hoffen!"

„Glauben Sie es mir," wiederholte er, „die Art stirbt aus."

Und es war nur gut, daß Gudrun wieder gesund war und nun doch Klütermanns Jubiläum mitfeiern konnte, seinen siebzigsten Geburtstag und seine zwanzigjährige Tätigkeit in der Firma Th. F. Stahmer; denn sie mußte ihm doch, während er in einem großen, bekränzten Stuhle saß wie ein König — und das war er — das Gedicht sprechen, das Theobald verfaßt hatte, und mußte ihm einen Blumenstrauß überreichen, schier so groß wie sie selbst. Und dann nahm Theobald das Wort und sagte u. a.:

„Mein lieber alter Freund, ich hatte den Gedanken, Sie mit vollem Gehalt zur Ruhe zu setzen —" (Klütermann wehrte ängstlich ab) „ja sehen Sie, das wollen Sie nicht; die Kollegen hatten vor, Ihnen einen großen Sorgenstuhl zu schenken; ich hab ihnen aber gesagt: Er setzt sich doch nicht hinein, und wenn er sich hineinsetzt, kommen womöglich die Sorgen; an Tabak, Zigarren und Wein haben Sie so viel bekommen, daß es bis zum achtzigsten Geburtstag reicht — was soll ich Ihnen geben? Ich habe Ihnen einen Liebesbrief geschrieben; nehmen Sie ihn an als wohlverdientes Zeichen meines Dankes und meiner Freundschaft und erfreuen Sie sich seiner in dauernder Gesundheit. Wenn die Schrift an Ihrem achtzigsten Geburtstag verblaßt sein sollte, und der liebe Gott unserm Deutschland ferneres Gedeihen schenkt, dann schreibe ich Ihnen einen neuen."

Klütermann nahm den dicken Liebesbrief entgegen und legte ihn mit zitternder Hand so unachtsam neben sich auf den Stuhl, daß er auf den Boden rutschte. Dann erhob er sich, um zu antworten. Und da geschah das Unerhörte. Er konnte nicht. Er hatte zu Hause eine Rede ausgearbeitet; aber sie war spurlos verweht. Gegen allen Kanzlei- und Kommerzstil

drückte er die Hand auf die Augen, wankte vorwärts und wäre gefallen, wenn Theobald ihn nicht aufgefangen hätte. Der drückte ihn mit beiden Armen fest an sein Herz und murmelte, mit Tränen in den Augen: „Mein lieber, guter Freund!“ Dann beglückwünschte der erste Geschäftsführer „den allverehrten Kollegen“ im Namen der Angestellten; ein Vertreter der Arbeiter folgte, und am Abend gab es ein allgemeines Festessen, bei dem der Geschäftsführer dem Gefeierten noch ein Buch überreichte: „Wie schreibe ich als Kaufmann einen guten Styl?“ aus dem Jahre 1797, worüber der Beschenkte eine ganz besondere Freude an den Tag legte. Trotz alledem und obwohl Klütermann nach Theobaldens Liebesbrief sagen konnte: „Ich habe es nicht mehr nötig zu arbeiten,“ sagte er doch am folgenden Morgen zu sich selbst: „O Gott, o Gott, o Gott! Man bloß gut, daß nicht alle Tage Jubiläum ist!“ und war vor dem jüngsten Lehrling im Geschäft.

Und nun, da alles im Hause wieder wohlbestellt war, nun konnte sich Theobald das große Fest bereiten, auf das er sich schon lange gefreut hatte: er konnte sein Vaterland wiedersehen mit den Augen „seiner“ beiden Jungens Hermann und Gracchus. Er konnte wandern mit ihnen; wer aber wandert, dem ist jeder Augenblick ein neues Werden und jeder Tag von früh bis spät ein einziger Morgen. So wanderten sie durchs mütterliche Land mit Morgengesang im Herzen.

Er erweiterte ihnen zunächst ihre engere Heimat; er zeigte ihnen Lübeck und Bremen, mit Hamburg die ehrwürdig ragenden Denkmale eines innerlich großen, königlichen Handels, einer vergangenen und einer lebendigen Hansa. Er stieg mit ihnen hinauf zur Grotenburg und zeigte ihnen das Sorgen- und Heldenwerk eines selbstvergessenen Künstlerhelden, zeigte ihnen Ernst v. Bandels H e r m a n n, der über ernsten Wäldern, von den Geistern der Hermannschlacht umraunt, das Schwert zum Himmel hebt. Ein siebzehnjähriger Jüngling sprach hier einen lautlosen Schwur, Morgengesang im Herzen. Sie fuhren durch das Rheinland, durch den rastlosen Donnergesang der Arbeit, durch die Flammensäulenstraße der Hochöfen. Sie kamen an den Rhein, wo Siegfried um Krimhild geworben und der Neid ihn verdorben, wo deutsche Kaiser und

Ritter in deutschen Sonnentagen so oft turniert und getafelt, in schweren Wettertagen so oft gestritten und gelitten, wo Pfaffenarglist den jungen Heinrich fing, wo Luther stand vor Kaiser und Reich: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen", wo von den Bergen Wein und Lieder strömen, wo die leichtfertigsten Sonnenstrahlen mit den grünen Wassern wandern, wo deutsche Freiheitskämpfer den Strom überschritten in der Nacht zu einem neuen Jahr, Morgengesang im Herzen. Sie standen an den Gräbern der Spicherer Höhen und hörten von der Magd, die im wildesten Kugelregen von Mann zu Mann gegangen und die Verschmachtenden getränkt; sie sahen Straßburg, die „wunderschöne" deutsche Stadt und sahen in seinen Straßen deutsches Leben unter einem deutschen Himmel. Sie durchwanderten des Schwarzwalds „finstre Tannen" und seine lieblichen Tale und hörten die trauliche Sprache seiner Bewohner und kamen — an die Alpen. Da waren die Augen und die Herzen der Jünglinge nicht groß genug, um so viel Größe und so viel Frieden zu fassen. Hier erlebten sie das unvergleichliche Wunder: Im Schoße furchtbarer Erhabenheit gebettet die Anmut! Am Rande einer Alpenwiese, die so viel Blumen hatte wie der Himmel Sterne, ruhten sie aus, Morgengesang im Herzen. Und Theobald sprach halblaut vor sich hin:

„Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott.
Er färbt den Morgen rot,
Die Blumen weiß und blau
Und labet sie mit Tau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt."

„Das Gedicht hab ich als ganz kleiner Junge von fünf Jahren gelesen und hab es nie vergessen können," fuhr er fort. „Es sind die einfachsten Worte von der Welt, Worte, die wir alle haben; aber es klingt etwas mit ihnen, was über alle Worte ist. Der Dichter sieht über die Sinnenwelt hinaus und kann es sagen, was er sieht. Mit Worten — man sollte meinen, wir alle könnten's sagen. Aber er allein kann es."

„Von wem ist das?" fragte Gracchus.

„Von Krummacher." —

Deutschen Bürgersinn und Künstlerhoheit in eins verschmolzen fühlten sie in Hans Sachsens und Albrecht Dürers Stadt, im altersschönen Nürnberg, wo einmal den Künsten behagte, am Herde der Menschen zu wohnen. Nach der Wartburg kamen sie, wo Wolfram und Walter, die edelsten Recken des Gesanges, stritten, und Martin Luther, der immer gewappnete Streiter, die deutsche Bibel sang, Morgengesang im Herzen. Und sie kamen nach Weimar.

Sie standen in Schillers niedrigem Arbeits- und Sterberaum wie in einer armen, dürftigen Kirche mit hohen Wänden; aber durch ein buntes Fenster fällt ein ewiges Licht auf einen blütenweiß gedeckten, von allem Staube reinen Altar, und eine überirdische Orgel, von Genienhand gerührt, spielt den Jubelruf:

„Froh, wie deine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen!"

Und wie Betende standen sie in Goethes Arbeitszimmer. Theobald hatte den Jünglingen vorher alles genau beschrieben, damit an der heiligen Stätte kein Reden vonnöten sei, und nur ein Flüstern kam gelegentlich von ihren Lippen. So gut hatte er sie vorbereitet, daß sie den hohen Mann den Raum durchwandeln, ihn am Tische stille stehn sahen und zu seinem Schreiber oder Vertrauten sprechen hörten, ihn am Fenster stehen sahn, wie er mit seinen Sonnenaugen hinausschaute in die Fernen seiner ewigen Gedanken- und Gestaltenwelt, Morgengesang im Herzen. Fast fünfzig Jahre hatte er in diesem Raume gesonnen und geschaffen — ein Geistergewimmel umdrängt den stillen Beschauer. Sie sahen nebenan das Bett, in dem er geruht, den Stuhl, in dem er verschieden. Warum müssen solche Menschen sterben? dachten sie. „Auch das Schöne muß sterben." Um ewig zu leben.

Als sie im Park bei Goethes Gartenhaus ausruhten, sagte Theobald:

„Deutschland hat zwei Augen,

„zum Sehen geboren,
zum Schauen bestellt,"

das eine habt ihr gesehen, das schauende. Es ist Goethes Arbeitszimmer. Das andere werde ich euch noch zeigen."

„Ich verstehe dich nicht ganz, Vater," sagte Hermann.

„Du wirst mich dann verstehen," sagte Theobald. —

„Sagt man nicht von Goethe," fuhr Hermann nach einem Schweigen fort, „daß er kein guter Deutscher gewesen sei?"

„Auch darauf geb ich dir Antwort, wenn ich euch Deutschlands anderes Auge zeige."

Für Gracchus hätte wohl die Versuchung nahegelegen, Goethes Weltbürgertum zu preisen; aber einmal war er doch zu bescheiden, um einem so viel älteren Manne vorzugreifen, und andernteils hatte es auf dieser Wanderung an der Hand der großen Mutter in seinem Herzen seltsam zu wühlen begonnen. In seiner Brust war ein Wirrwarr, vor seinen Augen ein Nebel.

Theobald führte sie in den Kyffhäuser und zum Kyffhäuserdenkmal hinauf. Da erwacht unten im versunknen Staufenschloß Kaiser Rotbart; er hört einen Adler schreien, er hört reiten — droben im Lichte reitet Wilhelm der Sieger. Aus langem Traum hervor reitet das junge Kaiserreich ins Morgenlicht. Das ist ein Denkmal wie eine Geschichte, ein Mal von Stein, das ruft. So reite immer aus deutschem Traum hervor die deutsche Tat!

Sie durchwanderten den Harz, das romantische Land im Norden, stiegen munter bergan in seligem Geschwätz mit der Prinzessin Ilse, die Heinrich Heines Lieder nicht vergessen hat, und fühlten sich an den Wänden des Brockens heimlich umwoben von Faustens und Mephistos Traum- und Zaubersphäre. Sie standen auch am Gegenpol von Canossa, auf der Harzburg, wo Heinrich, der große, glühende Träumer gelitten und getrotzt. Und kamen zum guten Ende nach Friedrichsruh.

Als sie sich der Gruftkapelle näherten, sagte Gracchus:

„Herr Stahmer, wenn Sie es mir erlauben wollen, möchte ich lieber draußen bleiben."

„Warum? Ist dir nicht wohl?"

„Doch, vollkommen. Aber — ich möchte lieber nicht hineingehen."

„Ist es gegen deine Überzeugung?"

„Ja."

„Nun, es ist recht von dir, daß du ehrlich bist. Und du hast auch das richtige Gefühl. Diese Stätte soll man mit Andacht betreten oder gar nicht. Auf Wiedersehen also."

Hermann war sehr betroffen; aber an der heiligen Stätte war sein Freund ihm ganz entschwunden.

Wohl hatte er schon am Grabe Bismarcks gestanden, aber immer nur im Verein mit vielen. Wohl war auch über solcher Versammlung Weihe gewesen, doch mehr Weihe des jungen Lebens als Majestät der Größe. Leben verdrängt immer den Tod, und die Menge verdeckt das Einzige. Nun waren sie zu zweien ganz allein.

„Die Hände tät er falten
Aufs Schwert und schlummert ein;
Die Geisterlaute verhallten,
Da mocht' es gar stille sein."

Gar stille. Er ruht in einem Bau wie aus Nibelungentagen. Neben ihm könnten Siegfried und Krimhild ruhen, Gerenot und Giselher, Hagen von Tronje und Volker der Fiedler. Nibelungengeist weht vom Gewölbe herab um Rundbogen und Säulen. Die Sonne wirft durch die Fenster bunte Blumen auf den Stein; gar stille legt sie einen bunten Kranz auf seinen Sarg. Gegenüber ein Altar; darüber das Wort: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen." Nein, Menschen erkennen nicht; Menschen danken nicht; Treue dem Gott, dem du dienst, das ist dein Dank. Und als sie durch die offenen Fenster ins Freie blickten, siehe, da lag Morgen über allem Lande, obwohl die Sonne schon im Niedergange war; Morgen lag auf Gräsern und Tannen; denn deutsches Land ist morgendliches Land. Schweigend blickten sie hinaus, Morgengesang im Herzen.

36. Kapitel.

In einem Rund erhabener Bäume, auf einer Waldhöhe, die ehemals wohl eine Thingstätte hatte sein können, ruhten sie, nachdem Gracchus sich wieder zu ihnen gefunden hatte. Und Theobald sprach zu seinem Sohne:

„Nun hast du Deutschlands anderes Auge gesehen. Es ist das sehende. Der Deutsche liebt zu schauen; aber er vergißt so leicht das Sehen. Nun schlummern beide Augen — sie zu wecken, liegt nicht in Menschenhand, liegt in der Hand des Schicksals. Mögen sie sich immer auftun, wenn's Zeit ist."

„Welchen Unterschied machst du zwischen einem schauenden Auge und einem sehenden, Vater?"

„Das schauende Auge schaut den ganzen Reichtum und alle Schönheit der Welt und labt sich daran; es schaut auch, was über den Dingen ist und was andere nicht erblicken, wie schon der Dichter des kleinen Alpenliedes; es schaut auch, was zukünftig sein wird, es ist ein Prophetenauge. Das sehende Auge aber sieht mit aller Schärfe, was ist, was jetzt ist und was darum jetzt zu tun ist. Und jetzt will ich dir auch Antwort auf deine Frage geben, ob Goethe ein Deutscher gewesen. Er hat dem Marschall Vorwärts auf's Denkmal geschrieben:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los."

Aber das nebenbei. Er hat in deutscher Sprache eine ganze deutsche Herzenswelt gebaut, das ist mehr. Und mehr als ein Volk ist die Menschheit. Christus wollte eine Herde und einen Hirten. Auch Bismarck war sicherlich die Menschheit mehr als sein Volk; aber er wußte: Vor meinem Volk steh ich Posten, das ist mein Amt. Was aber Goethe betrifft: ihr wißt: der Lenker einer Schlacht darf nicht in Reih und Glied kämpfen; denn mit ihm fiele der Kopf des Heeres. Wäre Moltke gefallen, so wären in ihm hunderttausende gefallen. Der

Leutnant Körner durfte mit dem Feinde Brust an Brust kämpfen, der Generalfeldmarschall Goethe nicht, um so weniger, als er auch ein Feldherr der Menschheit war. In den Gefechten seines Volkes mußte er sich bewahren für die große Schlacht der Menschheit. Dichter seiner Art sind keine Tages-, sind nicht einmal Jahrzehnt-, sie sind Jahrhundert- und Jahrtausendpolitiker."

„Unsere Dichtung," sagte Gracchus, „hat ja auch ihre höchste Blüte gehabt, als Deutschland politisch ohnmächtig war."

„Nicht immer," sagte Theobald, „aber freilich zu Goethes Zeit. Die Natur gebiert das Genie nach ihrer Laune und fragt nach keiner Zeit. Aber die Früchte des Genies genießen wir nur, wenn wir ein freies und wohlhabendes Volk sind. Bettlern und Knechten hilft keine Kunst, es sei denn zu Empörung und Aufstieg. Ihr habt gewiß gehört, daß man die beiden Seiten deutschen Wesens gern „Weimar und Potsdam" nennt. Ich sage statt Potsdam lieber „Friedrichsruh"; denn das ist mehr; es schließt Potsdam in sich. Ohne Weimar gibt es kein Friedrichsruh, und ohne Friedrichsruh kein Weimar. Darum müssen wir zwei Augen haben."

Von Friedrichsruh kamen sie schnell nach Hause, und natürlich kam es jetzt zwischen Hermann und Gracchus zu einer Aussprache unter vier Augen.

„Was hast du gegen Bismarck?" fragte Hermann, der nicht gern hinterm Berge hielt.

„Er war ein brutaler Gewaltmensch!" rief Gracchus. „Ein Blut- und Eisenmensch! Ich hasse ihn!"

Hermann erschrak. Eine ganze Weile war er still. Dann sagte er mit seltsam veränderter Stimme: „Dann kann ich dein Freund nicht mehr sein."

Jetzt war das Erschrecken an Gracchus. „Warum nicht?" fragte er, bleich bis in die Lippen.

„Bismarck ist für mich Deutschland. Wer ihn haßt, der haßt Deutschland."

„Wie sehr ich Deutschland liebe, das hab ich auf unsrer Reise gefühlt."

„Ja, du willst seine Schönheit genießen und seine Größe. Das nennt man dann Vaterlandsliebe. Aber kämpfen gegen seine Feinde willst du nicht. Das ist gemein."

„Nach diesem Wort kann ich dein Freund nicht mehr sein," sagte Gracchus und ging.

Hermann schüttete sein Herz seinem Vater aus, der an einer plötzlich aufgetretenen Herzschwäche zu Bette lag. Er hatte sich auf der Reise zu viel zugemutet.

„Nimm es nicht allzu schwer," sagte der Vater. „Du wirst sehen, er findet sich zurecht. Er hat die deutschen Augen."

„Wie kann man Bismarck hassen!" rief Hermann.

„Oh mein Sohn, das ist sehr begreiflich! Jeder große Mann hat seine Hasser. Besonders dann, wenn er eisernen Willens ist. Und dann besonders in Deutschland. Der Deutsche ist weich gebildet und liebt die Härte nicht. Es gehören furchtbare Schläge dazu, ihn selbst hart zu schmieden."

Als Susanne von dem Bruche hörte, nahm sie ihren Sohn auf die Seite und sagte leise:

„Laß es Gudrun nicht hören, daß ihr euch entzweit habt."

Hermann sah sie verständnislos an.

„Sie nimmt alles so schwer," erklärte die Mutter; „sie würde Nächte lang nicht schlafen." Ihr Schlafzimmer war von dem der Tochter durch dicke Wände und dichte Türen getrennt; aber sie hörte es immer, wenn ihr Kind nicht schlief.

Hermann versprach, zu schweigen. Und das Schicksal schlug weiter drein auf des guten Hermann Herz.

Landwina sollte und wollte nun einen Beruf ergreifen. Niemand weiß, ob ihn das Leben nicht einmal auf sich selbst und sein Können stellt. Das war aber nicht der gewichtigste ihrer Gründe. Niemand lebt ein wahres Leben, der, obwohl gesund, nicht einen sinnvollen Beruf erfüllt. So dachte Waldemar von Weidenbach; so dachte seine Tochter. Lehrerin wollte sie werden; denn sie liebte die Kinder. Und da sie auch den Unterschied der Menschen sehen wollte, ging sie auf ein Seminar im Schleswigschen. Gewiß hätte ihr Vater sie auch auf die Universität geschickt, und gewiß hätte sie dort in jeder Hinsicht ein Staatsexamen gemacht, wenn sie es gewollt hätte. Aber sie hielt das nicht für Frauenarbeit.

Ja, aber was hat das mit Hermann und seinem Herzen zu tun? Ich weiß nicht, ob ich Menschliches mit Göttlichem vergleichen darf. Ich will es ja nicht gleichstellen, nur vergleichen! Wer kennt nicht die wunderliebliche, österlich strahlende Geschichte von den Jüngern, die nach Emmaus gingen? Der Auferstandene gesellte sich zu ihnen und sprach zu ihnen; aber sie erkannten ihn nicht. Erst als er ihnen entschwand, „da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn". Und sie sprachen:

„Brannte nicht unser Herz, da er mit uns redete?"

So, als sie nun entschwunden war, sprach Hermann zu sich selbst:

„Brannte nicht mein Herz, wenn sie mit mir redete, wenn sie nur in der Nähe war — wenn ich nur an sie dachte?" Nun, ja, nun, nun sah er sie auf einmal, wie sie war!

Durfte ich Landwina mit dem Auferstandenen vergleichen? Gewiß gewiß! Denn was ihren Leib durchleuchtete, was die Leiber aller gesegneten Gotteskinder durchleuchtet, ist dasselbe Licht, ist göttliches Licht, ist Teil des *einen* Lichtes, das die Welt bewohnbar macht.

Nun, ja, nun wußte er auf einmal, daß er nur für sie gearbeitet und sich gemüht hatte, wußte auf einmal, daß es, wenn er mit ihr gelustwandelt, keine Kälte, keinen Regen, keinen Nebel, überhaupt kein Wetter gegeben hatte, daß es mitten im Winter abends um zehn nicht dunkel gewesen war, daß er auf Ausflügen, wenn sie dabei gewesen, an Hunger, an Durst, an Müdigkeit überhaupt nicht gedacht hatte. Nichts, nichts hatte er gewußt, nicht, daß sein Herz brannte, wenn sie mit ihm redete.

Nun wußte er's, ach, nun wußte er's! Es war ein beklemmender Abschied auf dem Bahnhofe. Sollte er ihr etwas sagen, *konnte* er ihr etwas sagen? Es waren ja auch alle Verwandten dabei. Und wenn das auch nicht — würde sie ihn nicht auslachen? Die Natur ihres Lachens hatte er noch immer nicht ganz ergründet. Freilich: ihr Lachen war immer voll Güte, so viel wußte er jetzt; aber wenn sie ihn noch so gütig verlacht hätte — wär' es nicht Tod gewesen? Mit fünfzehn Jahren — ja, da hatte er den Mut gehabt, sich zu verloben, mit Alma

Kuhlmann; aber jetzt? Mit Landwina? Dazu gehörte mehr als Heldenmut.

Daß mir nur keiner glaubt, er sei unglücklich gewesen! Ja, er war einsam, und das Herz, sein körperliches Herz tat ihm weh. Aber wenn man achtzehn ist, gibt es ein endloses Feld, in das man weit, weit hineinbauen kann, es heißt Zukunft, und einen geschwinden Baumeister, der heißt Hoffnung. Und das ist nicht einmal die Hauptsache. Es gibt ja ein Glück über das, was man nicht hat, was man vermißt, bitter entbehrt, eine Seligkeit des fruchtlosen Verlangens, der ungestillten Sehnsucht, eine Seligkeit des Gebens und Immerwiedergebens ohne Vergeltung, sie heißt Liebe; gerade sie heißt Liebe. —

Ja, öde war nun die Welt, trostlos wie eine Mietskasernenstraße im häßlichsten Viertel der Großstadt; die Poesie war gestorben. Aber man brauchte nur an Landwina zu denken, so lebte sie wieder, und über jeder grauen Mauer lag ein Mantel von Syringen.

Auch Gracchussens Abschied rückte heran; er wollte zur Universität. Theologie wollte er nicht mehr studieren, dafür aber Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaften, besonders Volkswirtschaftslehre, Germanistik, Romanistik, sämtliche Naturwissenschaften und Medizin. Da mußte also Theobald tief in den Geldbeutel langen.

Etwa vier Wochen vor seiner Abreise traf es sich, daß, als er im Hause Weidenbach weilte, der wiedergenesene Theobald Stahmer dazu kam. Als die beiden älteren Herren ihr Geschäft miteinander erledigt hatten, faßte Gracchus sich ein Herz und sagte errötend:

„Darf ich die Herren 'mal einen Augenblick sprechen?"

„Ja, Gracchus? Was gibt's?" fragte Theobald.

„Vor allen Dingen wollte ich den Herren einmal recht herzlich danken für all das Gute, das sie mir erwiesen haben. Und dann —" (hier druckste er), „dann wollte ich um die Erlaubnis bitten — jetzt — auf eigenen Füßen stehen zu dürfen."

„Auf eigenen Füßen? Wie verstehst du das, mein Junge?" fragte Theobald.

„Herr Stahmer — ich hab' in so vielen Dingen andere Ansichten als Sie und der Herr Professor — ich halte es für ein

großes Unrecht, wenn ich Ihre Hilfe noch weiter in Anspruch nehme."

Jetzt rührte sich der Professor. „Mein lieber Gracchus," sagte er, „was mein Freund und ich für dich getan haben, das haben wir nicht getan, um uns bezahlt zu machen, auch nicht in Überzeugungen. Ich wollte in dir gerade einen Menschen heranbilden, der seinen Weg selbst findet. Hast du es anders empfunden?"

„Nein!" rief Gracchus lebhaft, „Herr Professor — ich kann Ihnen nie genug danken, ebensowenig wie Herrn Stahmer! Aber ich will mir später nicht nachsagen lassen: Jetzt bekämpft er die Männer, denen er alles verdankt. Sie würden es sicherlich niemals sagen; aber andere würden es sagen. Und wenn es niemand sagte — ich habe das Gefühl, es wäre häßlich. Das drückt mich schon lange, schon seit Jahren."

„Ja, aber lieber Gracchus, wovon willst du denn leben?" rief Theobald.

Jetzt errötete Gracchus wieder tiefer und stammelte: „Ich habe in letzter Zeit ein paar Gedichte bei Zeitschriften angebracht — ich hoffe, daß mir das auch weiter gelingt — dann will ich Stunden geben — und meine Schwester hat sich ein bißchen erspart, das will sie mir leihen."

„Nun," sprach Theobald, nachdem er ihn eine Weile sinnend betrachtet hatte, „dein Entschluß gereicht dir ja nur zur Ehre. Es scheint, daß mein lieber Freund und ich uns nicht in dir getäuscht haben. Tu, wozu dein Herz dich treibt, und wenn du in Not kommst — du weißt uns ja zu finden."

„Nochmals vielen, vielen Dank!" rief Gracchus, nach ihren Händen tastend. „Ich weiß, daß ich Ihre Güte niemals vergelten kann — aber vielleicht — vielleicht kann ich mich doch einmal dankbar beweisen."

„Das wünschen wir dir um deinetwillen," sprach Weidenbach freundlich, und Gracchus ging.

Als er draußen war, hob Weidenbach den Kopf und rief strahlenden Auges: „Ein Erfolg!"

„Ja," sagte Theobald. „Den wollen wir ruhig laufen lassen. Der wird."

„Bis jetzt wenigstens ist er gesund,“ sagte Waldemar. „Das weitere wissen die Götter.“

Theobald erzählte das Erlebte natürlich zu Hause — da sprang aber Hermann vom Stuhl auf!

„Das ist kolossal anständig!“ rief er. „Das ist großartig, das ist —!“

Und er stürmte zu Gracchus und sagte: „Gracchus, ich hab dir was abzubitten. Ich hab das Wort ‚gemein‘ gebraucht. Ich nehm' es zurück!“

Aber Gracchus nahm es nicht so warm auf, wie es dargeboten war. Zurückzunehmen hatte er nichts. Er hatte gesagt, er hasse Bismarck, und das tat er noch. Er sagte also nur: „Ach, das war gar nicht nötig,“ und sprach dann bald von etwas Gleichgültigem, so daß Hermann nun erst eigentlich beschämt wurde. Theobald und Waldemar waren ergraute Männer; sie vertrugen es längst, daß nicht jedermann dachte wie sie. Gracchus war noch nicht zwanzig; er grollte denen, die anders dachten und fühlten als er. Das Vorrecht seines Alters. Aber es kam etwas hinzu. Es gibt eine teuflische Lehre, die die Menschen eines Volkes in Klassen teilt, die nicht zueinander könnten. Es gibt einen Schwaden giftiger Dünste, der sich in den Spalt schiebt: den Klassenhaß. Die ersten Fetzen dieses Brodems hatten sich zwischen den jungen Ohlenfleth und seine Wohltäter geschoben. Aber hatte nicht Gracchus dem jungen Baer gegenüber „Objektivität“ gefordert? Jaaa — das war etwas Andres! Der war ihm gesinnungsverwandt. Da ist auch die Jugend objektiv.

Die Freundschaft unsrer Beiden stellte sich auch nicht wieder her, und sie verabschiedeten sich am Zuge wie zwei Leute, die sich schon länger kennen und einander wohlwollen. Hermanns Gefühl war noch das alte; aber es zeigen, wo man es nicht erwartete — davor schützte ihn sein Stolz.

Nichts von Stolz wußte Gudrun. Als sie vom Vater den Entschluß Gracchussens gehört hatte, da hatte sie zwei starke Empfindungen auf einmal gehabt: „Wie schön von ihm!“ und „Wie traurig! Nun trennt er sich von uns!“ Aber die erste war die stärkere; denn er kam doch wohl einmal wieder? Übers Jahr vielleicht. Ob sie ihm einen Strauß an den Zug

mitnahm? Sie erwog es nicht; es gab keine Bedenken in ihr; es war ihr selbstverständlich. Sie brachte ihm einen, der nicht schlechter war als der schönste, den sie je ihrem Vater gereicht. Und sie winkte bis zuletzt mit dem Tuche und sah dem Zuge nach, wie wenn ihr wirklich etwas sehr, sehr Liebes dahinschwände. Am Abend stand sie lange am Fenster ihrer Kammer und schaute in den Nußbaum. Ein leiser Westwind streichelte ihn und ließ ein scheidendes Sonnenlicht durch seine Krone rieseln.

„Sie flüstern, sie flüstern —
Wer mag verstehn so gar leise Weis'?
Flüstern von Bräut'gam und nächstem Jahr,
Vom nächsten Jahr."

Da schüttelte sie aber heftig den Kopf! Wie dumm, daß ihr gerade das einfiel! Wie dumm, nein: wie dumm! Sie konnte sich gar nicht beruhigen über soviel Dummheit. Und am Klavier schlug sie den „Nußbaum" nicht wieder auf.

Dafür dachte sie an andere Bäume, Sträucher, Kräuter und Gräser. Auch sie wollte einen Beruf erlernen und erfassen, und auch hier waren Kind und Eltern eines Sinnes. Und etwas ganz Ähnliches wollte sie wie Landwina. Wie jedem echten Weibe, so hatte auch ihr die Natur ein mütterliches Herz in die Brust gelegt, und zärtliche, liebende Pflege von Bäumen, Sträuchern, Kräutern und Gräsern ist für ein mütterliches Herz ein tief erquickliches Tun. Gärtnerin wollte sie werden und eine Gartenbauschule im Holsteinischen beziehen. Sie hätte ja wohl auch auf dem Hofe ihres Oheims den Gartenbau erlernen können; aber „das hat keine Art", dachte sie und sagte ihr Vater. Sie wollte bei Leuten lernen, die keine Rücksichten nehmen.

So zog denn auch sie davon, und der gute Hermann erkannte abermals, daß neben ihm eine Blume, nein, ein ganzer glühender Rosenstrauch gestanden hatte und nun verschwunden war. Freilich war er im Laufe der Jahre liebenswürdiger gegen sie geworden, als er einst in den Flegeljahren gewesen; geradezu ritterlich war er manchmal gewesen; aber was eine Schwester ist, eine wirkliche Schwester, das begreift ein Bruder doch wohl selten. Wie oft hatte sie noch jetzt das Verlangen gehabt, ihm die Arme um den Hals zu werfen und ihn fest an sich zu

drücken, fest, fest — aber sie wagte es immer nicht, und er hätte wohl auch verwunderte Augen dazu gemacht. Nur beim Abschied tat sie's doch einmal und küßte ihn recht nach Herzenslust.

Der arme Hermann! Hätte er nicht in seinem Vater einen ewigen Kameraden gehabt, er wäre recht einsam gewesen. Denn was ihm an Jugendgenossen näher stand, das konnte ihn nur an Gracchus gemahnen, und Gracchus war fern, ach, nicht nur räumlich fern! Aber auch ihm winkte Erlösung! Bald war er achtzehn, bald verließ er die Schule, dann ging's freiwillig ins deutsche Heer und aufwärts zum strahlendsten Berufe der Menschheit: zum Leutnant! Ja, freilich: er dachte dabei auch an die schmucke Uniform, an die silberne Schärpe und den funkelnden Helm! Denn noch immer war er — zu seiner und meiner Beschämung muß ich's gestehen — ein halbes Kind.

Brauchte denn Deutschland überhaupt noch Soldaten? Brauchte die Welt noch Soldaten? Fast sah es nicht danach aus. Die Leute sagten: „Ein künftiger Krieg müßte ein Weltkrieg werden, und der würde so entsetzlich sein, daß kein Volk, keine Regierung es wagen wird, ihn zu entfesseln." Und Deutschland lag friedlich gebettet in Wohlstand und Behagen. Ein schier zu üppiger Wohlstand, ein schier zu sorgloses Behagen. „Wenn unsere Arbeiter gut zu essen haben, ist alles gut," dachten die Unternehmer. „Wenn wir alles kriegen, was einkommt, ist alles gut," dachten die Arbeiter. „Wenn unsere Soldaten starke, wohlgenährte Arme und Beine haben, ist alles gut," dachten die Regierenden. Und viele — o viele! — dachten gar nichts; sie schlürften Stumpfsinn und tanzten Blödsinn. Sie spieen in Schauspielhäusern und Lichtspieltheatern auf den letzten Rest ihres deutschen Schamgefühls. Auf tausend Bühnen tanzte die nackte, zähnefletschende Frechheit und verhöhnte grinsend den „Moralphilister", und Droschkenkutscher und Dienstmädchen lachten fortschrittlich dazu, lachten überlegen über diese verschollene Einrichtung „Moral". Und wenn die Polizei die Frechheit zur Verantwortung ziehen wollte, dann sagte sie, sie sei die Freiheit und der Kulturfortschritt, und dann glaubte es die Polizei.

Ganz entschieden leugnete Schuster Steenkopp die Notwendigkeit von Soldaten. Seine Gesinnungsfreunde hatten längst auf eine riesige Mordgeschichtenleinwand einen gräßlichen Kerl gemalt, mit Molochmaul und Nußknackergebiß, und auf dieses Kunstwerk schlug Steenkopp auch heute wieder klatschend mit dem Rohrstock und donnerte: „Hier Genossen, seht ihr den millionenfachen Raubmörder Militarismus!" Wieder hatte man Geld bewilligt für Panzerschiffe und Kanonen, schändlich, schändlich! „Un wozu?" rief Steenkopp. „Weil Deutschland vom Ausland bedroht wird? (Hohnlachen.) Ja, ihr habt recht, Genossen, lacht nur! Gerade umgekehrt: das Ausland rüstet, weil wir rüsten. Mich kann man doch nix weismachen!" „Mir!" rief ein Bürgerlicher. Das war ein gefundenes Fressen für Steenkopp. „Dja, mein Herr," rief er, „wenn Sie für bessere Schulen gesorgt hätten, denn hätt' ich auch richtig sprechen gelernt!" „Das bezweifle ich!" rief der Bürgerliche. Da erhob sich ein Sturm: „Ruhe!" „Raus!" „Maul halten!" „Vollgefressener Burschoa!" Endlich fuhr Steenkopp fort. „Aber für Kulturzwecke ist kein Geld da! Für großmächtige Paraden un kostspielige Reisen, da is natürlich immer Geld da; aber bei Überschwemmungen muß gebettelt werden für die Notleidenden. Bezahlen wir dafür Steuern? (Nein!) Wir bezahlen Steuern, damit Kunst un Wissenschaft un sonstige Naturereignisse gelindert werden! In unsern kapitalistischen Klassenstaat is Bildung doch bloß 'n Vorrecht der Besitzenden! Die besetzen die höchsten Stellen im Staat; 'n Arbeiter kommt nich hoch, un wenn er noch so indiligent is! Wer Geld hat, der hat recht; wer keins hat, hat unrecht. Der Proletarier hat bloß ein Recht: Steuern zahlen un Maul halten!" (Donnernder Beifall.)

Und wer betrat nach ihm die Rednertribüne? Meister Zirbelhahn der Schneider. „Meine Herren!" begann er. „,Genossen' heißt es!" rief ihm ein Mann mit Ballonmütze zu. „Ich bin nicht Ihr Genosse," sagte Zirbelhahn kühl. „Ich will hier auch keine politische Rede halten; denn erstens bin ich kein Redner, und zweitens kein Politiker. Ich will nur zu meiner Aufklärung zwei Fragen an meinen Vorredner richten: Erstens, wann er jemals Steuern bezahlt, und zwei-

tens, wann er jemals das Maul gehalten hat." - Damit trat Zirbelhahn ab.

Die Wirkung war überraschend. Die Mehrzahl brach in stürmische Heiterkeit aus; denn im Grunde des Herzens kannte man den guten Steenkopp sehr wohl und gönnte ihm die Maulschelle; die „Parteidisziplin" verbot nur das Eingeständnis. Die Humorlosen aber, sagen wir: die Steenköppe, und das ist wenigstens eine ziemlich starke Minderheit, gerieten in Wut und schrien in schöner Steigerung: „Mätzchen!" „Burschoa!" „Spitzel!" „Verräter!"

Und dann kam Genosse Lushaupt zu Wort, und der war Schreiber bei einem Rechtsanwalt und hatte die Wissenschaft mit dem Ärmel gestreift. Er sprach nicht nur ein leidliches Deutsch, er war auch sonst schlau. Und obwohl er mit erbaulicher Unverfrorenheit über den „Klassenstaat" und seine Regierung ungehindert alles sagte, was ihm über die Leber lief und was ein Mensch nur Böses sagen kann, und obwohl der Wirt ein glänzendes Biergeschäft machte, gingen die Versammelten doch mit der Überzeugung nach Hause, daß sie einer furchtbar geknechteten und ausgesogenen Gesellschaftsklasse angehörten. Und böse Gesichter waren darunter, die den Entschluß zeigten, alles niederzubrüllen und niederzuknüppeln, was nicht für „Freiheit" war.

— — — — — — — — — — — — — — —

37. Kapitel.

Es war ein prangender Sommersonntag, als Theobald und Hermann, von einer gesegneten Wanderung durchfrischt und durchglüht, leichten und frohen Gemüts, wie es Umarmung der Natur gewährt, nach Altona zurückkehrten und in den „Kaiserhof" eintreten wollten, um sich durch einen Trunk zu kühlen. Da sahen sie Menschen vor einem Maueranschlag stehen. Im alten Mordwinkel Europas, auf dem Balkan, waren der österreichische Thronfolger und seine Gattin von Bubenhänden ermordet worden.

Das Schicksal klopfte an die Pforte.

Wie heißt das Schicksal? Neid.

Die Alten fürchteten den Neid der Götter. Hier war es der schlimmere Neid der Menschen.

Neid, der seine Krallen gegen die eigene Brust wendet, ist ein Auferbauer der Menschheit.

Neid, der seine Krallen in die Brust der andern schlägt, ist der Zerstörer der Menschheit.

Jener edle Neid, der alles erkennen und alles erreichen möchte durch eigene Kraft, was rings die Welt an Gutem und Großem bietet, er hatte Deutschland zur Höhe geführt.

Der gemeine Neid, der alles besitzen oder alles zerstören will, was besser ist als er, der sein Glück sucht im Unglück des andern, er hatte seit Jahrzehnten seine Gänge gegraben und seine Minen gelegt; auch lag schon die Zündschnur. Vielleicht sprang ihm die Balkanmine für seine Pläne ein Jährlein oder zwei zu früh; vielleicht auch hoffte er, ihr vorwitziges Feuer auf ein Jährlein oder zwei zu ersticken, vielleicht. Aber vorbereitet war alles auf das vortrefflichste.

England wollte zusehen, wie seine abgerichteten Hunde Frankreich und Rußland das verhaßte Genie Deutschland und sich selbst zerfleischten, und dann wollt' es, ohne sich selbst anzustrengen, die Beute nehmen. Aber seien wir nicht ungerecht! Hatt' es doch schon längst zum Kriege das Wichtigste beigesteuert, die sicherste Waffe, die spitzeste, schärfste, geschmeidigste, mit unfehlbarem Gift gesalbte: die Lüge. In allen Winkeln der Welt schrieb seine goldene Feder die „öffentliche" Meinung. —

Daß Hermann sich freiwillig stellte, brauch' ich nicht zu sagen. Das hatte er schon im Frieden gewollt, wieviel mehr jetzt! Keine Uhr der Welt ging schnell genug, um die Stunden bis zu seiner Einberufung zurückzulegen. Ging sie auch den Eltern nicht schnell genug? Es mußte sein, und es sollte sein, daß ihr Sohn in den Krieg zog; das Vaterland darf alles fordern. Und er sollte zum heiligsten und rühmlichsten Berufe geweiht werden, zur Verteidigung der von Räubern überfallenen Heimat. Dennoch, wenn die Uhr nicht eilte, so grollte Susanne nicht.

Bald waren der Freiwilligen zu viel, und es bedurfte der Fürsprache, der „guten Beziehungen", bedurfte mannigfacher Listen und Kniffe, um noch hineinzuschlüpfen ins deutsche Heer. Da hatte Arthur Rennebaum schlechte Aussichten. Er war ein Zimmermannssohn, und wenn er alles zusammenkratzte, was er an Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Stunden, Minuten und Sekunden aufweisen konnte, dann brachte er es mit Ach und Krach auf 15¾. Schlimm, schlimm. Aber sein Vater kannte einen Feldwebel in der Kaserne, und so nahm er seinen Sohn sozusagen bei der Hand und ging mit ihm hin. Wenn er Ruhe haben wollte, mußte er's schon. „Wie alt ist er denn?" fragte der Feldwebel Meiners.

„Bald sechzehn!" rief blitzschnell der Junge.

„Na, das wird schwer halten. Aber wir können's ja mal versuchen. Der Oberst ist gerade auf dem Kasernenhof und mustert Freiwillige."

Sie mußten lange, lange warten, bis der Gestrenge endlich für den Feldwebel zu sprechen war. Der Oberst ließ die beiden Rennebäume herankommen.

„Wie alt sind Sie denn?" fragte der Oberst.

„Bald sechzehn," schluckte Arthur; denn ihm saß vor Spannung das Herz im Halse.

„Noch nicht sechzehn? Meiners, Sie sind wohl des Deibels! Was halten Sie mich auf! Wir können doch keine Kinder brauchen! Ausjeschlossen!"

Also abgeblitzt. Jedennoch auch dieser Mann hatte einen Platz, wo er seinen Schoppen trank, und den verriet der Feldwebel. Der Wirt des Gasthauses zeigte dem alten Rennebaum einen Mann, der mit dem Obersten befreundet war, und diesen Mann kannte ja wieder der alte Rennebaum sehr gut und lange, und nun gab es eine Vorstellung und bald danach eine sehr gute Flasche und noch eine und noch eine. Eisenpanzer durchbohrt zwar der Grüneberger sicherer; aber für ein eisernes Kriegerherz eignet sich besser ein milder Oppenheimer Krötenbrunnen, und so wollte denn der Oberst den Jungen nehmen, wenn — der Arzt ihn zulasse. Nun wurde der Arzt belagert; der aber konnte nicht anders, als diesen jungen Baum gesund bis ins Mark zu finden.

Wie das in der Kantine gefeiert wurde, das ist ein Heldenlied für sich. Von mittags zwölf bis mitternachts zwölf nichts als Bier und Wein und Schnaps und Rindsstücke und Butterbröte für alles, was an den Tisch kam. Und die Nachricht von der neuesten Heeresverstärkung verbreitete sich wie Äther durch die Kaserne. Vater Rennebaum spendete ein wahres Festmahl des Camacho; er konnte es. Alles Glanzes Mittelpunkt aber war Herr Feldwebel Meiners. Er wurde 83mal als Befreier, Erlöser, Erretter der jungen Rennebaumseele angetoastet, und er hörte es immer lieber und erklärte, er würde es auf jeden Fall durchgedrückt haben, auch wenn der Oberst es nicht gewollt hätte.

Ich will es vorwegnehmen: Fünf Wochen später öffnete ein Fremdling die Tür zur Ohlenflethschen Wohnung, als ihm auch schon die Stiege herunter ein Niagarafall entgegenstürzte und ihm mit seinen Wassermassen die Füße umbrandete. Trina war beim Reinmachen, und dabei pflegte sie ein kleines Stadtviertel unter Wasser zu setzen.

„Was wünschen Sie?" schrie Trina.

„Ich möchte Herrn Ohlenfleth sprechen."

„Die sind alle im Krieg."

„Was? Der Vater doch nicht?"

„Der Vater ist tot."

Der Fremde griff nach der Wand und hielt sich daran. Er schwieg eine Weile. Dann stieg er langsam höher, blieb wieder stehen und sagte hastig:

„Die Mutter lebt doch noch?!"

„Ja, Mutter lebt," sagte Trina; aber sie schrie es nicht; ihr war ganz merkwürdig geworden. Und jetzt erkannte sie der Fremde.

„Trina," sagte er, „kennst du mich nicht mehr?"

Und nun schrie Trina wohl den lautesten Schrei ihres Lebens, und das will etwas heißen. Im nächsten Augenblick lag sie am Halse des Fremden.

Dieser Schrei war doch selbst Mutter Riken ungewöhnlich vorgekommen, und sie war herbeigeeilt.

Und es muß gesagt werden, daß nun auch die stille, sanftmütige Mutter Rike schrie, wohl nicht so laut wie ihre Toch-

ter; aber der Schrei schien aus einer weit größeren Tiefe zu kommen.

„Bernhard!“ schrie sie, „min Bern — —!“; aber da war es schon kein Schreien mehr, sondern ein bitterliches, seliges, bitterliches Schluchzen, daß man meinen mußte, das arme Mütterchen müsse daran zerbrechen.

Bernhard Ohlenfleth, der Deserteur, war von Amerika übers Meer gekommen, um für das Recht seines Vaterlandes zu kämpfen. —

Viel früher, schon am dritten Mobilmachungstage, erhielt Hermann Stahmer ein Telegramm. Das erste in seinem Leben! Er hatte beim Öffnen ein Gefühl, als werde er zum Hauptmann und Kompanieführer ernannt. Aber etwas viel Schöneres stand darin. Es lautete:

„Du hast recht gehabt. Deutschland über alles!
Immer Dein Gracchus.“

So hatte er noch nicht gesprungen, so hatte er noch nicht gejauchzt, wie mit diesem Papier in der Hand! So glücklich war er in seinem Leben noch *nicht* gewesen. Sein Gracchus ihm wiedergeschenkt! — ach! das ging nur ihn an! — sein Gracchus dem *Vaterlande* wiedergeschenkt! Nun siegte Deutschland, das war gewiß. Wenn so die Herzen schlugen — dann war alles gut, alles gut!

„Siehst du?“ sagte sein Vater, „was hab' ich gesagt?“

„Ja, Vater, du hast es gesagt! Vater — nun geh' ich noch einmal so gern hinaus! Wenn's doch erst so weit wäre!“

Wenn er seinem Jungen in die Augen blickte, war's ihm gerade so ums Herz. Und er ging heimlich zu Clemens Rüter, um sich noch einmal ganz gründlich untersuchen zu lassen.

„Ich hätt's Ihnen schon ohne neue Untersuchung sagen können,“ sagte der Doktor, „Sie begehen ein Verbrechen an Ihrer Familie, wenn Sie hinausgehen. Für Ihren Beruf und für einen — nicht zu forschen — Spaziergang kann Ihr Herz noch zwanzig Jahre oder mehr genügen; im Felde liegen Sie in acht Tagen auf der Nase. Da nützen Sie gar nichts, und ein Dienst in irgendeiner Schreibstube —“

„Nee," sagte Theobald, „da kann ich hier Wichtigeres tun." Und so mußte er verzichten.

Gracchus konnte noch auf einen Tag nach Hause kommen und auch noch ein Stündlein im Hause Stahmer weilen.

„Mich wurmt's nur," sagte er, „daß ich schon zwanzig bin und nun hinaus muß — du Glücklicher kannst freiwillig gehen."

„Das ist kein Unterschied," sagte Theobald, „alle gehen freiwillig, alle, die es wert sind. Soviel Bosheit ruft auch die Trägsten auf den Plan."

Und so war's. An den Eisenbahnwagen, die die singenden Scharen hinausführten, stand überall mit Kreide geschrieben: „Hier werden Kriegserklärungen angenommen."

Es war Ferienzeit, und so war auch Gudrun daheim. Während die andern sprachen, ruhten ihre Augen auf Gracchus. Ein kleines Schnurrbärtchen hatte er schon bei seiner Abreise zur Universität gehabt — das war es nicht. Als er sagte, daß er zwanzig sei, überraschte sie's, obwohl sie's ja wußte; er hätte sehr wohl fünfundzwanzig sein können. Er war so männlich geworden, ganz unabhängig vom Schnurrbart.

Hätte der gute Gracchus in Augen so gut zu lesen vermocht wie in Büchern, er hätte an diesem Tage ein reiches Wissen erwerben können. Aber in Frauenangesichtern war er noch immer ein trostloser Analphabet.

„Wenn dir irgend etwas fehlt — wenn du irgend etwas wünschest — schreib es uns sofort, wir tun alles, was wir können!" sagte Gudrun.

Susanne hatte ihm dasselbe schon vorher gesagt; aber er merkte nicht den Unterschied im Ton. Sein feines musikalisches Ohr merkte ihn nicht. Er hatte ja auch Selma Knirrbügel. Der war er doch stark verpflichtet für all ihre Güte. Auch von ihr mußte er noch Abschied nehmen.

Am späten Abend saß Gudrun noch lange auf dem Rande ihres Bettes und schaute hinaus. Noch immer liebten sie alle so wie sonst, nur Hermann, wie es schien, noch mehr. Er hatte sie in diesen Tagen oft so fest, so wundergut angeschaut, daß es sie warm überrieselte und sie ihn mit großen Augen anlachen mußte. Nur Gracchus — ja, Gracchus

liebte sie gewiß auch; aber nicht mehr als sonst, fast weniger vielleicht? Aber das war wohl recht so: er hatte jetzt das ganze Herz voll von der heiligen Sache Deutschlands; er dachte an seine Pflicht — das war herrlich von ihm; das mußte so sein; er durfte an gar nichts andres denken. Und sie auch nicht! Aber über's Jahr, wenn der Krieg zu Ende war — wenn er dann wiederkam — wenn er dann wiederkam! — sie sank plötzlich schaudernd zusammen und schlug die Hände vor's Gesicht — doch, doch, er kam wieder, sie wollte es glauben — dann durfte er auch an andres denken — und dann — sie dehnte weit ihre Arme vor überquellendem Leben — und in der warmen Augustnacht dehnte der mächtige Baum mit tiefem Atemzug seine Arme,

„Duftig, luftig breitet
Er blättrig die Äste aus —
Flüstern von Bräut'gam und nächstem Jahr — — —"

Nein, nein! Wie schlecht war sie doch, daß sie jetzt an etwas anderes denken konnte als an ihr Vaterland! Sie betete inbrünstig für Deutschlands Glück — und für Gracchus' Glück — löschte dann schnell das Licht und kroch unter die Decke. —

Ferien heißt Feiertage, heißt so viel wie Ruhe und Frieden, und so ist es nur in der Ordnung, wenn sie solche Dinge mitbringen wie Gudrun und Landwina. Auch Landwina war nach Hause gekommen. Die Gegenwart solcher Menschen ist Feier am Alltag, ihr Wesen ist Ruhe und Frieden, auch in Krieg und Schreckenszeit. Die Augen dieser Mädchen, seiner Eltern Augen sagten unserm Hermann täglich und stündlich: Für das gehst du hinaus. Aber Landwinas Augen sagten mehr, sie sagten: Wir leuchten dir vorauf. Nicht ihre Augen nur, ihre ganze geflügelte Gestalt wird Tag und Nacht ihm voranschweben. Für sie wird alles sein, was er tut, was er leidet. Sie wird Deutschland sein und wird Landwina sein. Freilich vom Leiden sprach er nicht, wenn er bei ihr war, nur vom Tun, von dem, was er tun wollte. Es muß eingestanden werden, daß er in diesen Tagen in ihrer Gegenwart so ziemlich den halben Krieg gewann, ganz Belgien, das halbe Frank-

reich und das halbe Rußland unterwarf. Wer da meint, das stimme so gar nicht zu seinem Wesen, der hat recht; aber er scheint nicht zu wissen, daß ein Verliebter nicht mehr im Besitz seines Wesens ist, so wenig wie ein Fiebernder, der phantasiert. Just die Bescheidensten werden dann verrückt; sie nehmen ein andres Wesen an, weil sie am Werte ihres eigenen Wesens verzweifeln im Angesicht der Seligkeit. Ja: noch immer lag auf Landas Zügen das Lächeln, das in solchen Tagen nur den Seligen erlaubt ist. Aber als der Abschied da war und er vom Fenster des Zuges das letzte Lebewohl winkte, da war es jenes Lächeln, mit dem sie vor dem rasenden, mit der Peitsche drohenden Fuhrmann gestanden hatte: bittend, bangend, zitternd — aber voll vom Mute der Reinheit. Sie stand vor ihm mit gebreiteten Armen, wohin er auch ging.

Am Tage vor der Abfahrt war er noch einmal in ihrem Hause gewesen und hatte sich von ihrem Vater verabschiedet. Der hatte ihm die Hand auf den Kopf gelegt und gesagt: „Mein Sohn,“ — und wahrhaftig, er hatte Vaterrechte an ihm erworben —

„Mein Sohn, ich sage dir das Eine: Jede Tat ist unsterblich, die gute wie die schlechte. Mehr brauche ich dir nicht zu sagen. Aber ein Labsal möchte ich dir noch mitgeben für schwere Stunden: Was dir auch Schlimmes begegnet — flieg darüber hinaus in die Zukunft. Du hast die Flügel dazu. Alles Überwundene wird einst Erinnerungsglück.“

Einige Tage nach Hermanns Abschied vermißte Landwina ein Stück von ihrem Geschmeide: ein kleines silbernes Herz an einem silbernen Kettchen. Sie konnte sich nicht erklären, wo es geblieben. —

38. Kapitel.

Nein, Hermann wurde nicht gleich Hauptmann und Kompanieführer, auch nicht einmal Leutnant, sondern zunächst ganz gemeiner Dragoner zu Lüneburg. Und er konnte die Lehre Waldemars, daß alle Last und Plage, wenn sie überwunden ist, zur Erinnerungsfreude wird, in den Monaten seiner Ausbildung wirklich brauchen. Die Arbeit eines Rekruten ist nie-

mals leicht; diejenige eines Reiters ist Pferdearbeit, und dazu kommt, daß die Menschen nicht alle gut und angenehm sind, namentlich als Vorgesetzte nicht. Es ging ihm wie seinem Vater: mit den Offizieren war schon auszukommen; selbst ein schlechter Kerl fühlt sich als Offizier durch Bildung und Rang verpflichtet. Schlimmer stand's mit gewissen Unteroffizieren, und besonders mit einem Gefreiten, der sich zum Unteroffizier anschwellen fühlte. „Die untersten Tyrannen sind immer die niedrigsten," dachte Hermann. Der Herr Gefreite wollte Leute schinden, und Hermann stellte ihn zur Rede, mehr der andern als seinetwegen. Da mußte Hermann Hafersäcke tragen. Stark war er wohl, aber doch auch noch jung, und 1½ Zentner auf einmal zu tragen, war er doch nicht gewohnt. Beim neunten Sack brach er denn auch zusammen. Aber vier Dinge gab es, die ihm über alles hinweghalfen: erstens das große Ziel, zweitens sein Pferd — nun hatte er ein Pferd! — drittens das köstlich viele Tun und Wirken in freier Luft, das ihm weit besser behagte als alle Konjunktive und Infinitive mit Akkusativ, und zum letzten, aber nicht mindesten: ein neuer Freund. Ich hätte eigentlich sagen müssen: fünf Dinge; denn nach sechs Stunden strammen Dienstes tüchtig essen und trinken, das war auch „fein"! Ein 18jähriger Rekrut ist furchtbar „materiell".

Er und Hans Riffler, sein neuer Freund, hatten sich gefunden, wie sich Freunde finden sollen. Jeder, als er den andern sah und sprechen hörte, hatte das Gefühl: „Das ist einer!" und von Stund an hatten sie sich verstanden. Es sah Hermann ganz ähnlich, daß er in seinem nächsten Brief an Gracchus begeistert von seinem neuen Freunde sprach. Die Folge war, daß Gracchus ihm eine besonders warmherzige Antwort schrieb; denn Eifersucht ist ein Schüreisen der Liebe. Nun hatte er ein Mädchen, das er liebte, zwei Freunde, ein Pferd und die Aussicht, ins Feld zu kommen — so tauschte er mit keinem unter der Sonne.

Gracchus war schon zu Anfang dieser Geschichte, als er unter Hermanns Befehl „Griffe kloppte", ein mangelhafter Exerziersoldat; er ist es auch in der Folge geblieben. Noch immer verwechselte er gelegentlich rechts und links, weil er

vielleicht gerade ein besseres Gedicht machte; noch immer klappte er bei „Gewehr über!“ oder bei „Laden und sichern!“ nach; er schien nicht recht einzusehen, daß das rechtzeitige Vorbringen der Flinte zum Laden *in gewissen Fällen* wichtiger ist als die synthetischen Urteile a priori; da er aber auch Immanuels kategorischen Imperativ in sich trug, so hatt' er dennoch das Allernötigste zum Soldaten. Und da er Glück hatte mit seinen Vorgesetzten, so kam er mit gelegentlichen sanften Striegelungen, wie: „Ohlenfleth, Sie Tranlampe, wenn Sie Zeit haben, nehmen Sie auch mal das Gewehr über!“ oder: „Ohlenfleth, nehmen Sie die Nase aus 'm Dreck!“ und dergleichen davon. Vorläufig jedenfalls gab das deutsche Heer ihm mehr, als er ihm, wie seiner Zeit zu erkennen sein wird. — — —

Geschichte ist Geschehenes. Alles Geschehen aller Jahrtausende aus allen Bereichen der Menschheit, wie es die Geschichtschreiber uns erzählen in langen Reihen schwergewichtiger Bände — es schrumpfte zusammen zu einem Taschenbüchlein, zu einem Blättlein vor dem ungeheuren, unermeßlichen Geschehen dieser Tage. Nie war geschehen, was nun geschah; nie vermochten Menschen, was nun ein Volk vermochte. Das Riesenhafteste der Vergangenheit ward zum Winzigen, ihr Unglaubliches zum Selbstverständlichen, ihr Unerhörtestes zum Alltäglichen, ihr Größtes zum kleinsten Einheitsmaß der Tat. Wer machte das? *Ein* Volk. Ungeheure Knäuel von Völkern, die es nicht für niedrig und feige, nicht für ewige Schande hielten, über *ein einziges*, über das größte und edelste Volk der Erde sich herzuwälzen, wälzten in wilder Wut sich her über dieses eine Volk, weil es das größte und edelste unter den Völkern war. Und dieses Volk sank nicht in den Staub; es stand; es widerstand dem Meer mitten im Meer; es widerstand den Gebirgen, die von allen Seiten heranwanderten; es stand siegend über allen seinen Feinden, stand überall im Lande der Feinde — und schrieb mit seinem Schwert ihre Geschichte. Das vermochte es, weil es das größte und edelste; das vermochte es, *solange* es das größte und edelste Volk der Menschheit war.

Aber dieses Volk hat eine Sage; sie ist von Norden ge-

kommen und wohl im Norden ersonnen, aber gewiß von solchen, die eine deutsche Seele in sich trugen, oder diese Seele kannten, wie schon der Römer sie kannte. Die Sage ist's von Balder, Loki und Hod. Wird der Augenblick kommen, da ich sie erzählen muß? — — —

Der große Tag war erreicht. Hermann hatte noch einmal Urlaub in die Heimat, um dann zur Front abzugehen. Landwina hatte keinen Urlaub, Landwina war nicht dabei. Und das war wohl gut. Er hätte vielleicht doch nicht an sich gehalten, und wenn sie dann nein sagte — dann war's ein bittrer, bittrer Abschied. Wenn sie ja sagte, war's freilich unsagbare Seligkeit; aber — wenn er dann fiel? Jetzt, wenn er nichts sagte, war sie und blieb sie ganz frei. Und wenn sie ihn liebte, liebte sie ihn auch nach seiner Rückkehr, dann erst recht; denn dann hatte er etwas geleistet, das stand fest! (Offen gestanden: etwas Feigheit vor der Erklärung war diesem tapferen Entschlusse beigemischt.)

Gudrun hatte noch einmal Gelegenheit, ihren „himmlischen kleinen Bruder" ganz nach Belieben zu drücken und abzuküssen. Und er hielt heute merkwürdig still und sagte nicht: „Och, laß doch!"

Mit einem neuen „heiligen Lenz" der deutschen Kraft fuhr er davon und sang mit den andern:

„Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir Land voll Lieb und Leben,
Mein deutsches Vaterland.

Mein Herz ist entglommen,
Dir treu zugewandt,
Du Land der Frei'n und Frommen,
Du herrlich Hermannsland!

Ach Gott, tu erheben
Mein jung Herzensblut
Zu frischem, freud'gem Leben,
Zu freiem, frommem Mut!

Laß Kraft mich erwerben
In Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben
Für's heil'ge Vaterland!"

Und Theobald und Susanne sprachen in ihrem Herzen nicht: „Gott schütze dich!“, sondern ganz unwillkürlich rief ihr Herz: „Gott schütze euch!“ Denn es war ihnen plötzlich, als hätten sie soviel Söhne, wie da von dannen fuhren. Solange Hermann sie sehen konnte, hatten sie alle drei gelächelt, auch Susanne, ja, besonders Susanne; erst als er ganz entschwunden war, sah Theobald von der Seite, wie beiden Frauen eine schwere Träne die Wange hinabrollte. — — —

Auch das Gute hat ein Krieg, daß er Festtage ins Leben streut, die sonst das ganze Jahr, vielleicht das ganze Leben nicht bringt. „Ein Brief von Hermann! Ein Brief von Hermann!“ — Das schlug immer wie eine Bombe ins Haus Stahmer — ich würde sagen: wie eine Freuden- und Jubelbombe, wenn es so etwas gäbe — wie eine Bombe, die lauter farbenschöne Leuchtkugeln auswarf, die dann wochenlang noch am Himmel standen, eine Bombe, die sofort auch Grete und selbst Silvia aus den untersten Kellerräumen nach oben wirbelte!

Herunter mit dem Umschlag — was schreibt er? „— — — Mir geht's noch immer gut, beinah' möcht' ich sagen: zu gut. Man kommt nicht ran an den Feind. Letzten Dienstag endlich eine ganz nette Sache. Unser zwei sollen feststellen, ob im Dorf jenseits des Waldes Russen stecken. Ich bitte aber, allein reiten zu dürfen; denn dann trägt man doch nur für sich selbst die Verantwortung. Vorsicht: Sumpfboden! Ich biestere anderthalb Stunden im Wald herum; man sieht keine Hand vor Augen. Endlich eine kleine Lichtung und darauf eine elende kleine Hütte, wenn nicht alles täuscht. In der Hütte anscheinend eine weibliche Person; sie macht drinnen auf mein Verlangen Licht, weil ich meine Karte noch einmal ansehen will. Es ist ein steinaltes Mütterchen wie eine Hexe, weit älter und häßlicher als Kuhlmannsch; aber kein Wort ist aus ihr herauszubringen. Sie versteht mich wohl wirklich nicht. Als ich ihr dann wiederholt den Namen des gesuchten Dorfes nenne, zeigt sie nach links; das kann aber nach meinem Gefühl nicht stimmen; ich ziehe denn auch vor, halbrechts zu reiten, finde aus dem Wald heraus und sehe vor mir den dunklen Schatten des Dorfes. Jetzt ist's ganz gut, daß es dunkel ist; desto

näher kommt man ran. Wenn nur „Pummel" mit seiner Kinnkette nicht klappern wollte! Hoffentlich schnaubt er nicht auch noch, oder wiehert gar. Still wie ein Friedhof liegt das Dorf. Ich denke schon, ich werde ein russenreines Dorf melden können, werfe aber jetzt plötzlich meinen Gaul herum, um etwaiges Feuer herauszufordern, und richtig „Puiiii!" kommt es links und „Puiiii!" von rechts; die Herren aber schießen zu hoch, und ich entziehe mich ihren Aufmerksamkeiten ins angenehme Walddunkel. Nach erstatteter Meldung denk ich und sag ich: „So, mein Pummel, jetzt wird gepennt!" — jawolljawoll! „Stahmer, nicht absatteln! Sie müssen mit der Meldung zum Regimentsstab!" Na also. Hat man sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen, so wird man's wohl auch vierzig aushalten. So geht's mir gewöhnlich, und das kommt von meiner kolossalen Bildung. Im Frieden werden die „Einjährigen" gern ein bißchen geschurigelt und gefoppt; aber im Felde merkt man plötzlich, daß Hirn, wenn's auch nur so 'n bißchen ist wie meins — doch immerhin mehr ist als bloße Faust. Zweitens aber verdank ich's meinem „Pummel!"!

„Pummel" ist das großartigste Pferd der Welt! Ihr müßt ihn Euch nur nicht schön denken. Er ist ein kleiner struppiger Panje-Wallach, und es mag komisch genug aussehen, wenn meine langen Beine zu seinen beiden Seiten herabhängen; die Kameraden sagen dann, Pummel habe sechs Beine. Aber das ist gerade gut; so nimmt ihn mir keiner weg. Von keinem läßt er sich was gefallen, weder von anderen Pferden, noch von Kameraden; nur ich kann mit ihm machen, was ich will. Ihr macht Euch keinen Begriff davon, was der prachtvolle kleine Kerl hergibt! Fast alle andern Gäule haben schon gelahmt oder Druckstellen gehabt; bei Pummel gibt's so was nicht! Wenn ich nur immer genug Futter für ihn hätte! Er ist so genügsam; aber mitunter dauert's gar zu lange, bis ich mit tausend Ränken und Schlichen ein paar Hände voll Hafer für ihn erwische. Stundenweit gehe ich darum, wenn ich nur welchen kriege. Die Gulaschkanonen können manchmal nicht nach vorn kommen; dann gibt's tagelang nichts als trocken Brot; aber das schadet nichts; wenn ich einen Knust habe und Pummel hat nur genug in der Krippe, dann

schlafen wir nach einem tüchtigen Ritt vergnügt zusammen ein. Dann reckt und streckt er sich ordentlich und stöhnt vor Wonne. Jaja, mein guter Pummel, es ist Krieg.

Mit sechs Mann haben wir bei unserer Schwadron ein Quartett gebildet; ich singe zweiten Baß, weil es keinen dritten gibt; es geht aber ganz gut, weil noch einer da ist, der auch zweiten Baß singt; an dem halt ich mich fest. Da haben wir denn manche schöne Stunde; die Kameraden, auch die Offiziere, hören uns gern zu, besonders der Rittmeister, übrigens ein verdammt schneidiger Herr, der im Dienst keinen Spaß kennt. Der liebste von all meinen Kameraden ist und bleibt mir aber doch Hans Riffler. Wir teilen alles miteinander, was wir haben; jeder springt für den andern ein, wo's nottut; darüber wird gar nichts gesprochen; das versteht sich von selbst. Ich kann mir den Krieg gar nicht mehr ohne ihn denken. Es gibt doch nichts Schöneres als Kameradschaft! —

Gerade wollt' ich den Brief schließen, da gab's Alarm, „Aufgesessen!" und rin in die Kartoffeln. Eine Abteilung russische Infanterie hatte unsern Regimentsstab überfallen; im Anschluß daran eine wüste Schießerei. Leider auf unserer Seite acht Mann, ein Unteroffizier und fünf Offiziere tot — auf die Offiziere zielt der Feind mit besonderer Liebe; sie werden von den besten Schützen auf's Korn genommen — ich hab' auch 'n bißchen abbekommen; aber man 'n ganz bißchen. Mein Gesicht muß den Russen nicht gefallen, besonders meine Nase nicht. Erst Streifschuß an der rechten Backe, hat kühnsch geblutet, aber nichts geschadet; dann, eine halbe Stunde später, eine Kugel glatt durch den oberen Teil des Riechers, rechts 'rein, links sofort wieder 'raus, so liebenswürdig, daß ich schon wieder durch die Nase rauchen kann. Wißt Ihr noch, wie ich mal im Karussell zwanzigmal auf einem Schwein herumgeritten bin? Ich glaube, das wirkt noch nach. Der Stabsarzt wollte mich krank schreiben; ich hab' aber abgewunken. Jetzt, wo's interessant zu werden scheint, will ich doch nicht im Revier sitzen!

Wenn Ihr eine Speckschwarte übrig habt, schickt sie! Sie darf einer freundlichen Aufnahme gewiß sein. Von endlosem Regen ist alles aufgeweicht, und die Feldküchen können wieder

mal nicht durchkommen. Mein Appetit ist aber Gott sei Dank gesund."

Gracchus schrieb selten, und wenn er schrieb, so war's kaum von Krieg und Gefechten. Aber andere, die über ihn schrieben oder auf Urlaub kamen und von ihm erzählten, berichteten merkwürdige Dinge. Er sei nicht wiederzuerkennen, ganz ein anderer Kerl sei er geworden. Während der Ausbildung sei er ziemlich schlapp oder doch ungeschickt gewesen; viel sei er gehänselt worden; bald habe ihm eine Patronentasche, bald ein Brotbeutel, bald wieder etwas andres gefehlt, weil er es sich von gewissenlosen Kameraden hatte „klauen" lassen; zum Essenempfangen sei er öfters zu spät gekommen usw. usw. Im Felde sei er plötzlich anders geworden. Sobald ein gefährliches Unternehmen auszuführen sei, melde er sich zuerst als Freiwilliger, und zwar ganz ohne Aufhebens, als verstehe sich das für jedermann von selbst. Wenn andre vor den feindlichen Kugeln Schutz suchten, spaziere er kaltblütig weiter; vielleicht komme es daher, daß er oft an ganz was andres denke. Alle seien begeistert von seinen Vorlesungen und Vorträgen, die Stumpfbolde ausgenommen, die für nichts Sinn hätten als für Sprit und Tabak. Aber Respekt hätten sie alle vor ihm, sogar die Langfinger; denn er lasse sich nicht mehr die Butter vom Brot nehmen.

Menschen, die die Seele behorchen, sind von solchen Wandlungen nicht überrascht. Sie wissen längst, daß nicht nur aus dem Gefühl die äußere Bewegung, sondern auch umgekehrt aus der äußeren Bewegung das Gefühl entstehen kann, aus der Träne die Wehmut, aus der ruhigen Bewegung der Hand die Ruhe des Herzens, daß nicht nur aus der Angst das Herzklopfen, sondern auch aus dem Herzklopfen die Angst, nicht nur aus der Furcht das Frieren, sondern auch aus dem Frieren die Furcht entsteht. So wächst auch nicht nur die Tat aus dem Willen, sondern auch der Wille aus der Tat. Das Geheimnis der soldatischen Erziehung. Hier ist der Strom der Tat; du muß t hinein; wenn du drinnen bist, lernst du schwimmen. Hier ist Krieg; hier hilft nur das Tun; wenn du drinnen bist, wirst du handeln, sofern nur gesunde Kraft in dir ist.

Ein Krieg bringt der Überraschungen noch mehr. Eines Tages wurde Susannen Herr Bullerbohm gemeldet. Sie dachte natürlich an Oswald. Aber als sie ins Empfangszimmer trat, stand da, mit dem Rücken gegen das Fenster, ein anderer, anscheinend ein junger Mann in Seemannstracht, tief gebräunt, mit einem dunklen Flaum um Kinn und Wangen, wie sie bei näherem Zuschauen bemerkte.

„Rodrigo!" rief sie, als sie recht seine Augen erblickt hatte.

Ja, es war nicht der Heldenvater, sondern der Held selbst, Rodrigo war's. Bei seiner Heimkehr hatte seine Mutter gemeint, nun sei ja — Gott sei Dank! — das Entsetzliche überwunden; sie habe keine Nacht geschlafen; keinen frohen Tag habe sie gehabt; mit feiger Brutalität habe man ihr Kind aus ihren Armen gerissen, tausend Schwerter hätten ihr das Herz durchbohrt; aber nun lasse sie ihn um keine Welt mehr von sich usw. Darauf hatte Rodrigo mit seemännischer Ruhe erklärt: „Liebe Mutter, ich habe mich nie so glücklich gefühlt wie auf dem Wasser; ich bleibe Seemann," und da hatte sie denn auch gar nichts mehr einzuwenden gehabt. Und nun sollte und wollte er in den Seekrieg.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ein Brief vom Jungen — vom jungen Herrn!" ruft Grete, ganz aus der Puste und ohne alle Majestät. „Absender: Unteroffizier Stahmer!" — — —

„Endlich mal mitten drin gewesen! Ich höre: unser Bataillon hat die Vorhut, und denke: Sollst dich da mal melden; vielleicht gibt's da was zu tun. Der Hauptmann, Adjutant der Brigade, freut sich auch, daß er einen Meldereiter mehr hat. Der Feind soll am Bahndamm bei Alt-Auz angegriffen werden. Von meiner Ausbildung im Infanteriedienst her erwachen in mir heftige Infanteriegelüste; was soll ich untätig zugucken; ich bitte also um Erlaubnis, als Gefechtsordonnanz mit vor zu dürfen. Wird gewährt. Unsere Pferde bleiben in einem Gehöft. Mit einem tadellosen Infanteriegewehr und sechzig Patronen los. Die Schützenlinie geht durch einen Wald und hält fünfzig Meter vorm jenseitigen Waldrand. Die Verbindung zwischen den drei Kompanien ist hergestellt. Ein

Unteroffizier ruft: „Halblinks Kosaken!“ und, rums, geht die Schießerei los. Aber nicht von halblinks, von einem Ackerrand geradeaus pfeifen die Russenkugeln. Ich werfe mich mit hin und sehe mir den Schwindel mit an. Ein Höllenlärm geht los. Wir hören und spüren den Feind sehr deutlich; aber wir sehen ihn nicht. Das ist peinlich. Ich krieg mein Glas raus und sehe endlich, wie sich hie und da eine Erdscholle bewegt. Ha, und da eine Pelzmütze! Die Russen haben sich verschanzt und schanzen noch. Jetzt haben wir sie. Jetzt haben wir Ziel, auch unsere Maschinengewehre. Der Korporal neben mir und ich, wir schießen wie auf dem Scheibenstand: „Auf die mittlere Erdscholle!“ Als ich meine sechzig Patronen verschossen habe, geh' ich durch den Wald zurück und finde dort den Stab. Die russischen Kugeln immer „flapp — flapp — flapp“ in die Bäume, links und rechts, aber alle zu hoch. Ich soll zum Regimentsstab zurückreiten und bei der Gelegenheit dem Adjutanten einen Buttel Wein von der Bagage mitbringen. Auf dem Wege dahin allerlei verirrte Russengrüße, „die mich nicht erreichten“. Ich sage mir: ob ich Galopp oder Schritt reite, ist vollkommen wurscht; wenn's treffen soll, trifft's.

Wie ich mit meiner Pulle Wein auf das Gehöft komme, wo die Pferde stehen, sehe ich, wie die Burschen Anstalten zur Abreise machen, weil die Kugeln recht ungemütlich über den Hof sausen, gegen die Stalltür klatschen und gegen die Mauern spritzen, auch Fliehende aus dem Gefecht zurückkommen und das Feuer überaus heftig ist. Ich werde wild und schreie: „Verdammte Kerls, ihr könnt doch nicht dem Hauptmann mit den Pferden ausreißen!“ Da kommt auch schon der Hauptmann auf den Hof gerast, leichenblaß vor Wut; er schickt mich zu den Leuten, die Fersengeld geben möchten. „Befehl vom Hauptmann: alles hierher, den Hof besetzen!“ brüll' ich. Der Hof wird besetzt, alles muß mit ran, auch die Herren Burschen; die Pferde werden hinter eine dicke Stallmauer gebracht. Was nun folgte, kann ich eigentlich gar nicht beschreiben. Das dritte Bataillon hatte sich rechts von uns festgesetzt und beschoß die Russen. Wir hatten die Verbindung mit ihm verloren. Die Fernsprechleitungen waren zerschossen. Aus unserem Walde kamen immer wieder

Fliehende und Verwundete. Ich erbiete mich, zum dritten Bataillon zu reiten. Der Hauptmann stutzt erst, daß ich das riskieren will, ist aber sehr erfreut. Ich reite zum dritten Bataillon; erst will Pummel nicht recht; aber als ich ihn erst vom Hof herunter habe, bürt er wie der Deubel. Ich melde dem dritten Bataillon, daß wir auf dem Hofe liegen und aushalten. Überall heißt es: „Danke schön!“ Da fällt mir ein, daß vom Gros noch nicht alles eingesetzt sein kann, daß doch Verstärkung möglich ist! Ich frag nicht erst, sondern reite selbständig zum Regimentsstab, immer mit Schrapnellbegleitung. Will dort melden, wie die Sachen stehen. Da treff' ich General Mollwitz, faß mir ein Herz, brüll ihm meinen Bericht zu und sage, ich will Verstärkung für's II/258 holen. „Ist gut!“ ruft er, „sagen Sie Hauptmann Penzinger, er soll bis zum Äußersten aushalten, das Regiment 260 greift zur Verstärkung ein!“ Hurra! wie wird der Hauptmann sich freuen! Im Galopp zurück. Ich denke: Pummel wird dabei draufgehen. Der Hauptmann ist glücklich. Und weil ich gerade so schön drin bin im Reiten, frag' ich: „Soll ich gleich weiter reiten nach dem Wald?“ „Ach, wenn Sie das tun wollten!“ ruft er. Einen Augenblick denk' ich: „Die liegen hier alle in Deckung, und du willst da hinüberreiten?“ Ich dachte an Euch, liebe Eltern; aber da sagte ich mir: „Deinen Eltern ist's recht.“ Also los, mein Pummel. „Piiuuh — piiuuh!“ pfeift's ununterbrochen von rechts und links; ich bin aber immer in der Mitte und nehme den guten Willen für die Tat. „Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei, und manche Kugel geht manchem vorbei.“ Wenn nur Pummel nicht getroffen wird. Da stürzt er — ich denk' schon, er ist verwundet; aber es ist nichts; alles in Ordnung. Bei der Gelegenheit bemerk' ich, daß ich noch die Pulle Wein und eine Pulle Schnaps im Freßbeutel habe. Dann bin ich zweimal in die Schützenlinie geritten und habe ihnen zugebrüllt: „Stellung soll unbedingt gehalten werden; Regiment 260 greift zur Verstärkung ein!“ und hab' ihnen den Wein und den Schnaps hingeschmissen, die mit Begeisterung aufgenommen wurden. Mit dem Regiment 260 haben sie dann die an Zahl weit überlegenen Russen zurückgedrängt.

Wieder glücklich auf dem Hofe, bin ich dann vom Pferd mehr gefallen als gestiegen, das könnt Ihr Euch denken. Aber obwohl ich vollständig ausgepumpt war, konnt' ich weder schlafen noch essen, so glücklich war ich. So glücklich bin ich nie vorher gewesen, so unendlich glücklich! Ich sagte mir: „Du hast etwas geleistet!"

Und denkt Euch: Pummel hat die ganze Sache glänzend überstanden! Er hat neue Eisen gekriegt, und mehrere Hand voll Hafer hab' ich für ihn erwischt und für mich drei Zigarren; ich bin überglücklich. — — —

Ich dachte mir, daß ich Euch wohl noch was mitzuteilen hätte, und hatte daher den Brief noch nicht abgeschlossen. Zunächst also bekam ich am Tage nach dem vorstehend Berichteten eine Strafwache, weil ich ohne Halsbinde zum Dienst erschienen war. Na — eigentlich war es ja sehr kleinlich; aber man kann auch wieder nichts dagegen sagen; Vorschriften sind für alle da oder für keinen. Ich hatte mich aber doch gehörig gefuchst. Der Rittmeister aber, als wollte er's wieder gutmachen, lud mich zwei Tage darauf mit Hans Riffler, der eine mindestens so gute Sache gemacht hat wie ich, zum kalten Puter mit Rotwein ein. Er ist außer Dienst nicht wiederzuerkennen, ist dann herzlich und freundlich wie der einfachste Kamerad. Er sagte, man habe ihm erzählt, daß ich auf meinen Ritten eine „eiserne Bierruhe" bekundete. (Na, das ist nun mehr äußerlich.) Und dann kam die große Überraschung: er teilte mir mit, daß ich zum Unteroffizier befördert und für das Eiserne Kreuz vorgemerkt sei!! Die Freude kann ich Euch nicht beschreiben. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man in die Luft gehen möchte vor Jubel und dabei strammstehen und „Zu Befehl, Herr Rittmeister!" sagen muß. Aber ein schönes Gefühl ist es. Das kann ich Euch sagen: am meisten hat es mich um Euretwillen gefreut; es ist doch ein kleiner Dank für all Eure Liebe.

Wenn Ihr an Landwina schreibt, grüßt sie doch recht schön von mir. Ich schreib ihr auch nächstens selbst.

Immer Euer dankbarer Sohn und Bruder

Hermann."

Hatte er denn noch nicht an Landwina geschrieben? O doch: Postkarten! Was er ihr eigentlich zu schreiben hatte, das konnte er ihr nicht schreiben, und was dann übrig blieb, das fand auf einer Karte reichlich Platz. Es war die übliche Postkarte: „Liebe Landwina, schreib mir recht bald, wie es Dir und Deinem lieben Vater geht; mir geht es gut usw.“ Ein Stilkünstler, der die Lavaströme Romeos auf unverbindlich-verbindliche, korrekte Sätze ziehen kann, war er nicht, und Klütermann war nicht da, um ihm zu helfen.

Landwina aber sammelte diese Postkarten und legte sie, wenn sie ganz allein war, mit einem sinnenden Lächeln in ihr feinstes Kästchen. Lächelte sie denn noch immer? Natürlich: es war ja das Lächeln des Vertrauens, des ewigen Vertrauens auf das Gute in der Welt, das Lächeln der Seligen. Alles Mitleid mit allem Weh der Erde hat in diesem Lächeln Raum.

Nur die erste der Karten fehlte im Kästchen. Sie hatte einen anderen Platz.

39. Kapitel.

Gracchus ließ, wenn er schrieb, natürlich auch Gudrun grüßen — wie er alle andern grüßte. Er stand im Westen, und Gudrun stellte so genau wie nur möglich die Himmelsrichtung fest, in der er nun wohl zu finden sein müßte, und dann neigte sich ganz von selbst ihr Ohr nach dieser Richtung, als müsse sie etwas hören: Schlachtgetöse — und mitten in allem Getöse seine Stimme. Oder sie neigte ganz wie von selbst das Haupt nach Osten, wo sie den Bruder wußte. Und wenn sie dann nichts hörte — kein Wort, keinen Laut, kein Getöse — dann ward ihr einsam, einsam ums Herz. — —

„Ein Brief von Herr Untroffzier!“ rief Silvia mit übertriebenem Familienstolz. Das war um Neujahr.

„Am 23. kam ich von einer Requisition zurück, im Schlitten. Pummel geht großartig vorm Schlitten; Pummel kann alles. Soweit das Auge blickt, Wälder und Felder im tiefsten Schnee. Dazu das Gefühl: morgen ist Weihnachten.

Und wie ich nun ins Quartier komme — was ist da? Post aus der Heimat! Was das bedeutet, das könnt Ihr Euch niemals vorstellen. Warum soll ich's verbergen: Das Heimweh packt einen doch manchmal mit Tigerklauen. Besonders wenn der Dienst recht öde ist und die Menschen um einen herum recht gewöhnlich werden. Mancher wirft hier die Kultur doch recht gründlich ab und zeigt dann, daß es für ihn auf der weiten Welt nur einen Menschen gibt: ihn selbst. Edelmenschen wie mein Hans sind doch Ausnahmen. Ich muß dann soviel an meine Kindheit denken — mein Gott, wie hab ich's gut gehabt! Wenn wir zu Weidenbachs gingen — diese unvergeßlichen Stunden! Meine lieben herrlichen Lehrer — Sorgenfrei! — (er steht im Westen) — gerade die strengen liebten wir am meisten, die schlappen gar nicht — wenn ich mit Gracchus einholen ging — wenn wir auf dem Gatter am heimlichen Knickweg saßen — wenn ich mich mit Grapengeter prügelte — wie Du mir einmal ein Gewehr von der Reise mitbrachtest — wenn wir Deinen oder Mutters Geburtstag feierten — alles, alles zieht dann an mir vorüber. Und man sagt sich: „Für so viel Glück hast du dich schlecht genug benommen." Und mein Hans oder, wenn der nicht da ist, mein Pummel bekommt dann all die Liebe, die ich Euch und meiner lieben Gudrun schuldig geblieben bin. Das gute Tier sieht mich manchmal ganz verwundert an, wenn ich es streichle und umarme.

Also da war ein ganzer Haufe von Briefen und Paketen, und darin die köstlichsten, leckersten Sachen! Aber der Inhalt kommt erst nachher; erst dreht man jedes Paket und Päckchen hundertmal um und schaut sich's an mit dem Gedanken: „Das kommt vom Hause; das kommt aus der Heimat. Sie denken doch an dich." Denn das muß man manchmal denken: „Ob sie wohl mal an dich denken?" Hans und ich sind ganz unglücklich, daß wir nicht teilen können; denn beide schwimmen gleichermaßen im Fett. Und denkt Euch, wer mir Pakete geschickt hat! Trina Ohlenfleth: zwölf fette Ochsenaugen und eine Tüte voll Buchweizengrütze! Und — Ihr werdet's nicht raten! — Frau Rundgatten, unsere Fischfrau: ein Dutzend

Zigarren! Sie riechen ein bißchen nach Schellfisch; aber wenn ich an Rundgattens Herz denke, ist der Geruch verschwunden.

Im Saal eines großen Gutshofes haben wir dann wunderschön Weihnacht gefeiert; der Feldgeistliche sprach sehr zu Herzen gehend; ein Maler von der Schwadron hatte den Tannenbaum mit Lichtern, Papier und allem, was er auftreiben konnte, geschmückt; jeder bekam eine halbe Flasche Wein, vier Zigarren und ein kleines Scherzgeschenk, ich ein kleines Holzpferd namens „Pummel". Alles Geistige wurde zu einer Bowle zusammengeschüttet und war samt dem festlichen Gulasch bald vertilgt. Dann setzten sich einige zum Kartenspiel; andere saßen plaudernd in Gruppen beisammen; wir vier vom „Gesangverein" aber — zwei sind inzwischen gefallen — setzten uns um den Tannenbaum und sangen „Stille Nacht, heilige Nacht" und „Ihr Kinderlein, kommet!" und alles, was wir noch aus Kindertagen kannten, und wenn ich dabei in den Baum hineinsah, dann sah ich Euch alle in unserer alten, herrlichen Weihnachtsstube versammelt und rief mir alle Weihnachtsfeste zurück, die ich mit Euch verlebt habe, und dachte auch an Onkel Rupprecht, der noch den Knecht Rupprecht spielte, als wir ihn schon durchschaut hatten; aber als wir ihn noch nicht durchschaut hatten, war es am schönsten.

Besonders froh war ich, daß ich meinem Gaul eine richtige Festmahlzeit aufschütten konnte; er hat es um mich verdient. Vor einiger Zeit versank er mir plötzlich bis an den Bauch in den Sumpf; ich konnte noch gerade auf festen Boden springen. Das arme Tier schien verloren. Da rief ich ihm zu: „Pummel, du darfst mich nicht verlassen!" — lange nachher fiel es mir bei, daß ich vor Angst wie ein kleiner Junge geschrien hatte — und er sah es ein; zehn Minuten lang ampelte und strampelte er in Todesangst und Verzweiflung; dann faßte er endlich festen Fuß und zog sich heraus. Ich glaube, seine Liebe zu mir hat ihm dabei geholfen."

Wir lassen jetzt einen Brief von Hans Riffler folgen, weil Hermann am Schreiben verhindert ist.

„Hochgeehrter Herr Stahmer!

Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß Ihr Sohn Hermann, mein lieber Freund, auf einem Erkundungsritt durch einen Lungenschuß verwundet worden ist; doch ich hoffe, daß er mit dem Leben davonkommt.

— — — Das Gefecht war schon im Gange; wir sollten nach der linken Flanke aufklären. Ein Ehrentag begann. Keine der vielen Patrouillen der Schwadron blieb ohne Feuer. Wir ritten eine Freiwilligenpatrouille, dabei auch Ihr Hermann. Unser Ritt ging gegen das Dorf Jodeiki. Wir kamen an das Dorf, das die Bewohner verließen; sonst war nichts zu sehen; wir beschlossen aber, hineinzureiten, um sicher zu sein, daß es frei sei. Sorglos reiten wir im Schritt dahin; da begrüßt uns in sechzig Meter Entfernung heftiges Gewehrfeuer vom Dorfrand. Wir brauchen unsere Pferde nicht rumzureißen; sie machen schon von alleine kehrt. Es dauert zwei Minuten, bis wir den Waldrand erreicht haben; sie wurden uns sehr lang. Zum Glück schossen die Kerle zu kurz. Als wir im Walde sind, soll Ihr Hermann die Meldung zur Schwadron bringen. Er reitet auch los. Fünf Minuten später reiten wir nach, ebenfalls zur Schwadron; sie ist nicht mehr da. Aber mein Freund Hermann hält dort, ganz blaß, vornübergebeugt, Schweiß auf der Stirn. Er hat einen Lungenschuß bekommen. Ich bekam natürlich einen großen Schreck und bat den Patrouillenführer, mich meines Freundes annehmen zu dürfen. Hermann saß noch zu Pferd; ich nahm seine Zügel, und wir ritten weiter. Es ging nur langsam; denn Trab konnte er natürlich nicht vertragen. Auch ging sein „Pummel" nur schlecht an der Hand; er merkte natürlich, daß sein Herr nicht die Zügel hatte. Hermann wollte immer herunter vom Pferde; aber das konnte ich nicht zugeben, weil die Gegend zu unsicher war. Ich strebte der Anmarschstraße zu — plötzlich nahm mir Hermann die Zügel ab, stieg ab, taumelte und legte sich hin, halb bewußtlos. Was sollt' ich tun? Ich nahm ihm Karabiner und Koppel ab, legte ihm den Mantel unter den Kopf und gab ihm von dem Kognak, den seine Mutter ihm geschickt hat. Nun Hilfe holen! Ich fand die Straße und einen 259er

Sanitätswagen; ein Unterarzt gab mir einen Unteroffizier und vier Krankenträger mit. Als wir zu Ihrem Hermann kamen, war er ganz klar; er dankte mir und vermachte mir seine Sachen. Ich steckte ihm noch Schokolade und Keks ein; dann wurde er auf die Bahre gehoben, und nun war mein bester Kriegskamerad für mich verloren. Es war mir nur eine Freude, daß gerade ich ihm noch diesen Liebesdienst erweisen konnte. Aber er fehlt mir allenthalben. Ich habe keinen mehr, mit dem ich mich aussprechen kann. Bis dahin hatte ich kein Heimweh gespürt, weil ich mit ihm über die Heimat sprechen konnte. Er war selbst wie die Heimat. Nun ist alles aus. Hermann sorgte immer zuerst für mich und ich für ihn. Was wir besaßen, besaßen wir beide; wir waren wie Brüder. Die letzte Nacht habe ich wieder starkes Heimweh nach ihm gehabt — — —"

Den weiteren Bericht hat Hermann später selbst gegeben.

„Als Pummel mit mir dem Walde zusprengte, hatte ich den rechten Steigbügel verloren und dachte nichts als: ‚Den Steigbügel! den Steigbügel! Hätt' ich nur den verdammten Steigbügel wieder!" Dann fühlte ich plötzlich einen Schlag aufs rechte Schlüsselbein, sonst nichts. Dann aber lief es mir warm die Brust und den Rücken herunter, und die Kleider klebten mir plötzlich am Leibe. Hierauf ward es mir trübe vor den Augen und immer trüber. Dann ritt ich die Meldung zur Schwadron, traf sie aber nicht mehr an. Und dann konnte ich nicht weiter.

Bei der gebückten Haltung auf dem Pferde war die Kugel unten in den Rücken eingedrungen und vorn durchs Schlüsselbein wieder herausgefahren. Hans Riffler hat mir das Leben gerettet; hätte er sich meiner nicht angenommen und Träger geholt, ich läge noch an derselben Stelle.

Die Träger brachten mich in eine Art Scheune und legten mich dort neben anderen Schwerverwundeten auf die Steinfliesen, die eine Strohschicht von einem halben Zentimeter Dicke bedeckte. Hier vergaß ich meine Schmerzen vor dem schrecklichen Stöhnen und Ächzen meiner Leidensgenossen, konnte aber auch kein Auge zutun. Am nächsten Morgen legte man mich in einen Raum für Leichtverwundete; aber hier war es schlimmer.

Man war hier sehr lustig und sehr laut; ein Mann mit einem Schuß im Bein hopste auf dem andern umher und trieb die tollsten Possen, ein guter Komiker, aber ohne die ‚Blüte edelsten Gemütes: die Rücksicht‘, wie alle andern. Mein einziger Wunsch seit achtundvierzig Stunden: ein Schluck Wasser, fand keine Erfüllung.

Endlich wurde ich mit anderen Verwundeten auf einen federlosen Wagen gepackt, und hier trat ein Kamerad an den Wagen heran und verteilte an uns den Inhalt seiner Flasche; so konnte ich endlich meinen brennenden Durst ein wenig stillen. Der Mann war unverkennbar ein Jude; ich war zu schwach, nach seinem Namen zu fragen. Aber ich erzähle überall, was er an mir getan hat; vielleicht kommt es ihm doch einmal zu Ohren und ich finde ihn doch noch heraus.

Unterwegs habe ich den Führer des Wagens wiederholt gebeten, er möge mich herausheben und mich irgendwo am Wege niederlegen; ich wollte lieber sterben, als diese Qual des Schüttelns noch länger ertragen; mir war alles gleich. Auch diesem treuen Kameraden schick ich innigsten Dank in die Ferne; er tröstete uns immer wieder; es sei gar nicht mehr weit, sagte er; wenn ich mich aufrichten könnte, würde ich schon den Kirchturm des Ortes sehen. Er wußte wohl, der Gute, daß ich mich nicht aufrichten konnte; von dem Blutverlust war ich am ganzen Leibe steif wie ein Brett. Ohne Besinnung bin ich dann ins Lazarett gekommen."

Von nun an müssen also wir wieder die Erzählung übernehmen. Er verfiel in ein langes und hitziges Fieber und phantasierte überaus eifrig.

„Gracchus! Gracchus, pump doch!" rief er, „du pumpst ja gar nicht! Es ist so heiß!" Dann war er plötzlich auf dem Eise eingebrochen. „Prrrr," machte er, „kalt — kalt! Den Steigbügel! den Steigbügel! Hans, gib mir den Steigbügel!" — „Aaah, Lichter, überall Lichter!" rief er selig, „Napoleon ist gefangen — der Friede ist geschlossen", und er nahm Landwina auf den Arm und zeigte ihr den Mond: „Kannst ihn sehen? Nu wird er immer dunkler, kannst sehen?" Da fühlte er, daß ihm etwas weh tat in der Brust; Peter Grapengeter hatte ihn mit einem Messer gestochen, und nun nähte Meister Zirbelhahn die

Wunde zu und sang dabei nach der Melodie „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“:

„Sieh da, nun ist der Schaden schon
Kuriert, mein Sohn, das kostet nichts ...“

aber Hermann riß sich los und rief: „Herr Doktor! Herr Doktor, die Römer! Wir haben sie! Wir gewinnen ihnen die Flanke ab!“ Und dann heftete der Doktor ihm das Eiserne Kreuz an; aber auf einmal war es gar nicht der Doktor, sondern Landwina, und es war auch kein Eisernes Kreuz, sondern ein kleines silbernes Herz an einem silbernen Kettchen, das hängte sie ihm um den Hals. „Piiuuh — piiuuh“ sausten die Russenkugeln. „Weg, Landwina, weg!“ schrie er, „du sollst dich nicht vor mich stellen!“ und er riß sie zur Seite; „ich muß melden!“ und er schwang sich auf Pummel und raste davon und lachte: „Haha, ihr Talgfresser, ihr schießt ja zu hoch!“ und dann ritt er Schritt und sah auf einmal, daß eine Frau sein Pferd am Zügel führte und konnte sie nicht erkennen. Aber da wandte sie ihm das Gesicht zu, und da war es seine Mutter, und sie sagte lächelnd: „Ich bin bei dir; sie dürfen dir nichts tun,“ und da war nichts mehr von einer Schlacht zu hören; alles war so friedlich und schön; sie saßen auf einer Alpenwiese, die hatte so viel Blumen wie der Himmel Sterne; er saß aber auf ihrem Schoße und sagte: „Bin ich dir nicht zu schwer?“ Da schüttelte sie lachend und weinend den Kopf und zog ihn an sich und wiegte ihn auf ihrem Schoße und sagte: „Jaa, du sollst eine Ziege haben und einen Hund und ein Pferd und alles, was du willst,“ und er barg den Kopf an ihre Brust und wollte schlafen.

Da schlief er auch lange und gut, und als er endlich die Augen aufschlug, da war seine Mutter noch da. Er starrte sie an — er wollte in die Höhe fahren; da legte sie ihm die Hände auf die Schultern und sagte lächelnd: „Stilliegen, mein Hermann, du mußt noch ganz stilliegen!“ und nun sah er, daß es wirklich seine Mutter war. Sie wachte schon seit sieben Tagen an seinem Bette.

Und als sie sich nun erst einmal genug geküßt hatten, und als er genug gestaunt und gedankt und gewunderwerkt und ihr

immer wieder die Hände geküßt hatte und gehört hatte, wie alles zuhause stehe und gehe, da fragte er nach einer Stille: „Und wie geht's bei Weidenbachs?"

„Gut," sagte Susanne, „Landwina ist übrigens ganz in der Nähe."

„In der Nähe —?" Er wollte wieder hochkommen.

„Willst du sie sehen?"

Er starrte sie nur groß an. Aber dann starrte er plötzlich an seiner Mutter vorbei in ein Licht, das herankam, ein lächelndes Licht wie vom Morgenstern, das immer größer und heller wurde. Die Mutter erhob sich leise, und Landwina kam aus dem Dunkel des Zimmers an sein Bett. Sie hielt ein silbernes Kettlein hoch, an dem ein silbernes Herz hing, und das Herz war mit Blut befleckt.

„Kennst du das?" fragte sie.

Da hatte er schon wieder Blut genug, um rot zu werden.

„Es hat mich beschützt," sagte er.

„Du hast es mir gestohlen," sagte sie. „Es gehört mir; aber das Blut daran gehört mir auch. Dein Blut ist auf mein Herz gefallen; nun nimmt es kein andrer mehr als du."

Da ward ihm wieder dunkel vor den Augen wie damals nach seiner Verwundung; er tastete nach dem Herzen und nach ihrer Hand, und sie ließen sich bereitwillig finden, und er zog die lächelnd Weinende zu sich nieder, und sie küßten sich. —

40. Kapitel.

Wer es durchaus wissen muß, was sie dann in den Wochen seines Erholungsurlaubes im Harz und daheim trieben und redeten, er, der Vizewachtmeister Hermann Stahmer und das Fräulein Landwina v. Weidenbach, auch eine Meisterin im Wachen, der muß entweder in seine eigene Vergangenheit hinabsteigen, oder er muß versuchen, einmal vier Wochen lang dabei zu sein, wenn zwei Neuverlobte miteinander allein sind. Uns fehlt leider die Zeit, wochenlange Unterhaltungen wiederzugeben, die sich alle mehr oder minder um denselben Gegenstand bewegen.

Vielmehr sind wir aus Freude über diese Verlobung zu den tollsten Sprüngen aufgelegt und gelangen mittels solcher Sprünge zu des Cheruskers nächstem Urlaub und zur Kriegstrauung des Leutnants Hermann Stahmer mit dem einzigen Kinde Waldemars v. Weidenbach.

Ich verheirate den Stahmersohn nicht etwa deshalb so bald, weil ich überhaupt ein Freund vom frühen Heiraten bin. Eine Heirat mit zwanzig Jahren ist in gewöhnlichen Zeiten sicher reichlich früh für einen Mann. Aber es waren ganz andere als gewöhnliche Zeiten. Jeder von beiden dachte: Wenn der Tod uns trennen will, dann will ich dein sein, und er soll uns nicht mehr trennen. Und so Gott will, soll dann ein Zeuge da sein des heiligsten Bundes, der je auf dieser Welt geschlossen wurde. So segne Gott unser Vaterland, daß jedes junge Paar seinen Bund als den heiligsten fühlt, der je geschlossen wurde. Und kann man es mir verdenken, daß ich ängstlich auf einen neuen Stahmersohn bedacht bin, für den Fall, daß etwa der ältere in ein frühes Grab sinken sollte?

Es wurde auch ein Polterabend gefeiert, der allerlei junges Volk versammelte. Hans Riffler war da und wurde von Landwina, von Susannen, von Theobald und Gudrun mit stummen Blicken gefeiert, die heller leuchteten und sangen als Freudenfeuer und Fanfaren. Und der kleine Graf von der Höft war da, das zarte Mägdelein, das an der Spitze seines Zuges eine französische Batterie erobert und dabei von seinem bißchen Körper noch eine halbe Schulter und eine halbe Hand eingebüßt hatte. Nicht aus reineren Händen konnte das Brautpaar Schleier, Myrtenkranz und Myrtenstrauß empfangen als aus Gudruns. Fast jeder Deutsche ist in seiner Jugend ein Dichter, und so hatte Waldemar die Harfe seiner Jugend hervorgeholt, und siehe da: sie hatte noch geklungen, weil er mit den Liebenden jung war, und hatte ihm Töne gegeben, die nun Gudrun sprach:

„Seht Myrte hier und Schleier!
Ein treuer Mahner spricht
Zu Ernst und Lust der Feier:
Zerreißt den Schleier nicht!

Der Schleier ist der Schimmer,
Der auf den Höhen liegt;
Der Schleier ist der Flimmer,
Der sich auf Ähren wiegt.

Er ist die milde Feuchte,
Die Blumen übertaut;
Auch ist er das Geleuchte,
In dem der Himmel blaut.

Er ist der Hauch, der labend
Von Meer und Strömen winkt,
Und ist das Rot am Abend,
In dem die Sonne sinkt.

Er ist auf Vogels Schwinge
Das flücht'ge Farbenspiel;
Er ist der Duft der Dinge,
Ist nichts — und ist so viel!

Nehmt Myrte denn und Schleier;
Ein treuer Mahner spricht
Zu Eurer höchsten Feier:
Zerreißt den Schleier nicht!"

Silvia und Grete ließen es sich nicht nehmen, einen ganzen Jahrmarkt von Töpfen, Krügen und Flaschen vor der Haustür zu zerballern, ja, damit nicht genug, Landwina und Hermann mußten eigenhändig die Scherben wieder wegkehren, wenn sie mit einiger Sicherheit auf eheliches Glück rechnen wollten. Da sie dies beabsichtigten, so griffen sie gehorsam zum Besen, und die Braut durch die Selbstverständlichkeit, der Bräutigam durch die Umständlichkeit der Bewegungen erzielten denselben großen Heiterkeitserfolg.

In derselben Mischung umschwebten Ernst und Frohsinn die Hochzeitstafel des folgenden Tages. Gudrun sang am Klavier zu Beginn der häuslichen Feier:

„Ich liebe dich so wie du mich,
Am Abend und am Morgen;
Noch war kein Tag, da du und ich
Nicht teilten unsre Sorgen."

Und bei Tische erhob sich Theobald und sagte:

„‚Ich liebe dich so wie du mich' — heißt das: meine Liebe ist genau so groß wie die deine? Keiner kommt gegen den

andern um eine Schwingung des Gefühls zu kurz? Wer kann ein Gefühl nach Graden oder Gewicht messen? Die Liebeswage ist noch nicht erfunden. Auch fragt so jene echte Liebe nicht, von der das wunderbare Wort des herzensgroßen Goethe gilt: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?' Das heißt: ‚du brauchst gar nicht zu wissen, daß ich dich liebe, brauchst dich gar nicht darum zu kümmern, wenn du nicht willst; ich bin schon überselig, wenn ich dich nur lieben darf.'" (Hier hättet ihr Gudruns Augen sehen müssen!) „Eine oberflächliche Alltagsweisheit sagt: ‚Lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden' — als ob lieben und geliebt werden gleich viel wert wären! Nein, bei aller wahrhaftigen Liebe ist lieben das bei weitem tiefere, lebendigere und dauerhaftere Glück und ein reineres Glück als das Geliebtwerden. Geliebt werden kann ich auch bei kaltem Herzen; ich kann eine Liebe genießen, die ich nicht erwidere; lieben kann ich nur mit eigener, durchglühter, durchsonnter Seele. Geliebt werden kann ich, ohne glücklich zu sein, glücklich aber, ‚glücklich allein ist die Seele, die liebt.' Selbst die unglückliche, die unerwiderte Liebe ist, wenn auch ein schmerzliches Glück, so doch ein Glück." (Hättet ihr nur Gudruns Augen gesehen, wie sie auf dem Vater ruhten!)

„Wenn nun aber auch an aller wahren Liebe die Flamme des eigenen Herzens das wärmste und edelste Feuer ist, so erfährt doch dieses Glück eine beseligende Steigerung durch Erwiderung, durch das Bewußtsein: du wirst wiedergeliebt." (Nun ruhten Gudruns Augen in ihrem Schoße.) „Wer liebt und geliebt wird, trägt zwei Sterne in seiner Brust: einen festen Stern, eine Sonne aus eigenem Licht, und einen Mond aus empfangenem Licht. Dieses Doppelglückes erfreut ihr euch, liebe Landa und lieber Hermann, an diesem eurem Frühlingstage, und vielleicht habt ihr euch im stillen gewundert, daß ich ein Lied von Sorgen und Kummer an den Eingang meiner Worte gesetzt habe. Das habe ich getan, weil ihr zu all eurem Glück in Tapferkeit und Treue das Leid dieser Zeit tragt. Wir feiern ein Fest unter bedecktem Himmel; wir wollen es uns nicht verhehlen. Aber die Sonne wird wiederkehren, so gewiß sie noch immer wiedergekommen ist; sie wird wieder scheinen

über der Welt und über unserm Deutschland, und es wird endlich den Platz an der Sonne haben, den der Neid ihm nicht gönnte. Wenn wir nur das Vaterland lieben nach dem Satze:

,Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?'

dann wird es alle Widersacher überwinden, dann, ja dann wird deutsches Land wieder dreinschauen, wie es ein Dichter gesehen hat:

,Unschuld lugt aus dem Hain, und Friede spielt um die Hecken;
Heim in sonniger Ruh wandelt der redliche Fleiß.
Dir, solange sie klingt, erheb' ich die funkelnde Schale
Dankbar kindlichen Blicks, Heimat, du heiliges Land!'"

Theobald Stahmer erhob sein Glas gegen das Licht.

Wie von unwiderstehlicher, höherer Mahnung erhoben, standen alle wie auf *einen* Wink und sangen:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält."

Die Musik im Nebenzimmer stimmte ein. Denn selbstverständlich fehlten Theobalds Musikanten nicht; mit einem Meister des Klaviers zusammen spielten sie ein Hochzeitsprogramm, das Theobald, Waldemar und Gudrun sorgfältig zusammengestellt hatten: Bach, Beethoven, Mozart, Schumann und Cornelius.

Wie manche Hochzeit ist so im ringenden Deutschland gefeiert worden mit Sang und Klang, und saß doch bei jeder der Tod mit am Tische. Man konnte ihn nicht gut übergehen, diesen ernsten Gevatter, der in diesen Zeiten sehr angesehen war, übrigens auch die Fröhlichkeit nicht störte. Die Wehleidigen sehen in Tod und Wunden die größten Schrecken des Krieges, und doch bringt er weit größeren Schrecken: den Mord des Rechts durch die Gewalt, des Rechts, das er so wenig achtet wie Sturmwind und Erdbeben. Die Starken verachten den Tod und leben so erst das rechte Leben. Kein Volk hat den Totentanz

so gern und so vielfältig und eigenartig gebildet wie das deutsche. Und in Deutschland wuchs das Wort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht."

So beantwortet sich denn auch leicht die Frage, mit welchen Empfindungen Hermann ins Feld zurückgekehrt sei. Daß der Tod ihn nicht schreckte, hatte er bewiesen — schreckte er ihn auch jetzt nicht? Es löst sich schwer aus den Armen eines jungen Glückes, eines solchen Glückes! Es soll auch nicht behauptet werden, daß er nicht Augenblicke tiefen Abschiedswehs durchlebte; er war ja kein Romanathlet. Aber er hatte vom Glück getrunken, während Deutschland schmachtete — nun mußte er's erst verdienen, das wußte er. Er hatte sonst für Deutschland allein gestritten, nun hieß es auch für das eigene Glück kämpfen, das wußte er. Es hieß vielleicht für die ganze Zukunft eines Sohnes, einer Tochter kämpfen; er hoffte es. Und im Westen gab es viel zu tun — wer wollte da nicht dabei sein? Das alles fiel in die andre Schale und hob das Trennungsweh auf; so ging er mit einem wunderbaren Gleichgewicht der Seele aufs neue in den Kampf. Daß Landwina ihm das Lächeln der Liebe, der Hoffnung und des Glaubens mitgab, daß sie erst weinte, als er verschwunden war, versteht sich von selbst. —

Einer aus dem Dorfe war gleichzeitig mit ihm auf Urlaub gewesen: Hannis Zirbelhahn. Nicht oft genug konnte Meister Matthias mit seinem großen Sohne, dem Unteroffizier und Inhaber des Eisernen Kreuzes, über die Gasse gehen, und jeden Vorübergehenden fragten seine Augen: „Seht ihr ihn? Unteroffizier! Eisernes Kreuz! Er trinkt nicht mehr!" Auch Hermann begegneten sie, und Hermann mußte stillhalten und sich den Prachtjungen vorstellen lassen, und als sie wieder auseinandergingen, blieb der Meister ein wenig zurück und hielt Hermann noch einmal fest und flüsterte selig: „Er trinkt nicht mehr!"

„Meister, das ist ja herrlich!" flüsterte Hermann ebenso, „hoffentlich bleibt er dabei!"

„Oh, oh, unbedingt, unbedingt! Als der Krieg kam, da hat er mir sein Ehrenwort gegeben!"

Wenn ein Zirbelhahn sein Ehrenwort gab, das genügte.

Keinen fröhlicheren Mann gab's im Orte als den Meister Matthias. Er hüpfte mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Schneidertisch umher wie ein glückseliger Frosch und sang die Weise Papagenos, aber nicht wie üblich mit den Worten: „Üb' immer Treu und Redlichkeit", sondern mit einem ganz neuen Texte:

„Ich hab' es ja gewußt, der Junge findet sich zurecht!
Trink ich denn? Na, und seine Mutter — ach die gute Frau!"

Dann war er wohl eine Weile still, weil er an seine tote Frau dachte; aber wenn ihm dann sein Sohn einfiel, hopste er wieder und sang, als wolle er die ganze Welt in Musik setzen, oder richtiger: als wolle er Musik in die ganze Welt setzen. —

41. Kapitel.

Um der Hochzeit eines Freundes willen gibt es keinen Urlaub, und so hatte Gracchus im Schützengraben bleiben müssen. Hätten seine Vorgesetzten ein Organ für Seelen gehabt, so hätten sie Männer wie ihn von Stellung zu Stellung geschickt und durch seinen beredten Mund die stärksten Ströme deutschen Denkens und Dichtens in die Herzen der Müden flößen lassen; aber sie ahnten nicht, wen sie vor sich sich hatten. Noch höhere Männer im Reiche hatten ja auch in neutralen Staaten Vertreter eingesetzt, die, wenn ihnen Minister dieser Staaten gefälschte Depeschen von vernichtenden Niederlagen Deutschlands zeigten, nicht etwa sagten: „Das wird gelogen sein" oder „Wenn es wahr ist — Deutschland überwindet alles!", nein, die die Hände zusammenlegten und baten: „Um Gottes willen gehen Sie nicht auch noch zu den Feinden über!" Seit Jahrzehnten hatten die herrschenden Mächte geglaubt, es gehe auch ohne Geist, ja ohne Seele.

So blieb auch Gracchus im Schützengraben — wenn er es auch zum Unteroffizier gebracht hatte —, bis ihn eine schmetternde Fanfare nach der Heimat rief. Eine Bühne in Dresden hatte mit Kußhand ein Drama von ihm angenommen und

wollte das nun spielen. Es stellte den schweren Konflikt eines revolutionär gesinnten Jünglings dar, der vom Weltkrieg überrascht wird; Weltbürgertum und Vaterlandsliebe prallten mit ihren schwersten und schärfsten Waffen gegeneinander; aber den Sieg trug die Treue davon: das feurige Bekenntnis zum eigenen Volke und seinem Daseinsrecht. Gracchus erhielt Urlaub. Und als das Stück gegeben war, flog der Name Gracchus Ohlenfleth auf Fittichen des Ruhmes durch ganz Deutschland.

Das war Öl und Wein in die frische Wunde Mutter Rikens; denn von ihren vier Söhnen, die alle im Felde standen, war vor drei Monaten einer gefallen: der Zigarrenmacher, und hatte eine Frau, eine junge, hübsche Frau mit zwei ganz kleinen Kindern hinterlassen. „Wer soll nun die arme, arme Sabine und ihre zwei unschuldigen Würmer ernähren!" jammerte Trina. Bernhard, der „Deserteur", hatte drüben selbst Frau und Kinder; Philipp, der Schriftsetzer, brauchte alles, was er verdiente, für sich und seine Partei. Mutter Rike konnte nicht viel mehr schaffen, und allein konnte doch Trina diesen Stein nicht wälzen. Blieb also nur Gracchus: der war jetzt reich — so dachte sie —, der mußte helfen. Daß er das auch tun würde, wußte sie. Aber ihr kühner Geist trug sie weiter zu einer ganz kapitalen Idee! Wenn Gracchus die hübsche Frau heiratete! Dann hatte die Verlassene einen Mann und die armen, armen Würmer einen Vater! Und konnten so viel Buchweizengrütze bekommen, wie sie wollten!

Gracchus kam von Dresden nach Hause — „Seht, er kommt, mit Preis gekrönt!" —, und als der erste Jubel verhallt war, trug sie ihm unter vier Augen ganz, ganz leise und heimlich ihren Plan vor, so daß der jungen Witwe im Nebenzimmer kein Wort entging. Daß er die Schwägerin mit ihren Kindern ernähren müsse, hielt Gracchus sofort für selbstverständlich. Und als Sabine drei Tage lang traurige, aber auch sehr, sehr schöne Augen gemacht hatte, da leuchtete ihm, in dem da draußen, in der endlosen, schrecklichen Männerwüste jählings eine heftige Sehnsucht nach dem Weibe aufgeflammt war, die nun, als er Sabinen gesehen, doch hoch über Selma Knirrbügel hinausschlug — da also leuchtete ihm

auch der zweite Teil des Planes ein. Der seelenkundige Dichter Ohlenfleth, der nach der Kritik in seinem Bühnenwerk eine „tiefbohrende Menschenkenntnis" gezeigt hatte, fragte nicht, ob diese Witwe denn ihren Mann schon vergessen habe; er sah nur ihre Not und ihre Augen und verlobte sich mit ihr. Wenn eine anständige Trauerfrist verstrichen war, sollte die Hochzeit sein.

Die söhnelose Rike und die kinderlose Susanne hatten sich in diesen Zeiten des Mütterbangens öfter zusammengefunden und außer ihren Pflanzenschößlingen manchmal Sorgen und Freuden ausgetauscht. Mutter Rike hatte nach dem Verlust ihres Sohnes bei der alles mitfühlenden Freundin Trost gesucht und gefunden; was Wunder, daß sie nun auch von ihres Jüngsten Ruhm und Glück — anfangs ist der Ruhm noch ein Glück — mit vollen Händen hinübertrug! Ja, ihr Gracchus war nun ein Dichter! — „Dat hett hee vun em!" flüsterte sie, indem sie in die Richtung deutete, wo ihr Nautikus lag. Ja, und da sie nun einmal im Erzählen war, da der Brunnen einmal lief und die Kaffeekanne auch, so floß unversehens und ganz von selbst die Geschichte von Gracchi Verlobung auch mit heraus.

Da hatte es Gudruns Mutter aber nicht leicht, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren und obendrein ein Gratulationsgesicht zu machen! Merkwürdig: Susanne war kein Dichter; sie fragte sich trotzdem sogleich: „Hat denn die junge Witwe ihren Mann schon vergessen?", fragte es aber nicht Riken. Und es wäre schwer zu sagen gewesen, ob es mehr die Sorge um Gudrun oder die Sorge um ihren Pflegesohn Gracchus war, was ihrem Glückwunsch zwar nicht die Freundlichkeit, aber doch das Lächeln nahm. Was sollte sie aber tun? Konnte sie dem Glück einer Witwe und ihrer Waisen im Wege stehen? Konnte sie ein Herzensgeheimnis verraten, das ihre Tochter nicht einmal der Mutter vertraut hatte?

Unserer Gudrun ging es auch sonst nicht eben glänzend. Sie mußte graben, hacken, harken, jäten, düngen und säubern wie nur irgendein Gärtnerlehrling. Das war ihr recht; das wollte sie. Nicht geschont wollte sie werden. Wenn sie den Spaten in die Erde stieß und tatkräftig mit dem Füßchen

darauftrat, sah man, daß sie's ehrlich meinte. Alles wollte sie lernen und alles aus dem Grunde. Die Besitzerinnen dieser Gartenbauschule sahen auch streng darauf, daß die Schülerinnen von früh bis spät alles taten, was ihnen nützen konnte, den Besitzerinnen nämlich. Und ganz wie Iduna Knirrbügel huldigten sie dem Grundsatze: „Mensch, verkaufe, was sich verkaufen läßt!“ Die herrlichen Spargel, Erbsen, Bohnen, Artischocken, Wirsing-, Rosen- und Blumenkohlköpfe, die köstlichen Äpfel, Birnen, Kirschen, Erdbeeren, Pflaumen, Stachelbeeren, Pfirsiche und Weintrauben, ja, nicht nur die herrlichen und köstlichen, nein, auch die minderwertigen Gaben des Überflusses gingen restlos den Weg des Überschusses, die Blumen natürlich eingeschlossen, und aus dem kümmerlichsten Margueritchen ward ein Profitchen. Für das, was ihnen solchermaßen entging, wurden aber die Schülerinnen entschädigt durch milbenreiche Hafergrütze, gut klebende Nudeln und fettlose Kohlrüben. Dazu wurde am Anfang gebetet:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne, was du uns bescheret hast!“

Und am Schlusse:

„Danket dem Herrn; denn er ist freundlich,
und seine Güte währet ewiglich.“

Also fortgesetzte Verführung zum Atheismus.

Gudrun merkte lange nichts. Sie war noch immer überzeugt, daß alle Menschen es gut mit ihr meinten, und blieb es auch hier, zumal die Damen, wenn jemand so fleißig arbeitete, recht freundliche Gesichter machen konnten. Ganz richtig: sie gehörte zu den Dummen, zu der Art, die ausstirbt. Die Dummen nämlich sterben aus.

Zum Glück hatte ihre Lehrzeit einmal ein Ende, und sie kehrte an den elterlichen Herd zurück.

Sie und ihre Mutter standen aber nicht nur am eigenen Herd; sie standen auch am Herd der Volks- und Kriegsküche und kochten mit so viel Liebe, wie die vorhandenen Zutaten nur irgend gestatteten. Denn Vernichtung des jugendlichen Gedeihens, Mord der Mütter und Kinder durch Hunger war es, was die christlichen Engländer aus Habgier und mit plan-

voller Absicht erstrebten. Diese beiden Frauen hatten nicht die bei manchen Wohltätern vorhandene Meinung, daß die Bedürftigen mit ganz anderen Eingeweiden ausgestattet seien als die Spendenden, und wenn das, was sie geben konnten, mehr und mehr hinter dem zurückblieb, was sie gern gegeben hätten, so fühlten doch die Empfangenden die ganze Gabe des Herzens.

So säten sie Liebe und ernteten auch Liebe, wenigstens bei allen, die noch ein unverkrüppeltes Herz in der Brust trugen. Steenkopp aber, der es aus sicherer Quelle wußte, daß alle Menschen, die nicht wie er dachten, „eine einzige reaktionäre Masse" sind, Steenkopp, der sich ganz auf die linke Seite geworfen hatte und alles verfluchte, was Geld für den Massenmord bewilligt hatte, Steenkopp also arbeitete als Etappensoldat im Rücken unserer Kämpfer für die Vereitelung unseres Siegs, die dann den schönen Frieden und die Verbrüderung der Proletarier aller Länder zur Folge haben werde.

Und was Steenkopp und seine Art auf dem Lande betrieben, das besorgten Grapengeter und Genossen auf dem Meer. Die Sage erzählt uns vom Lebermeer, das nach langer Windstille gerinnt zum Gallert und dick wird wie Leber; böse Dünste steigen aus ihm empor, und die Schiffe verfaulen mit Mann und Maus. Deutschlands Schiffe lagen still und immer still; da gerann das Meer; da gerannen die Seelen; Gift stieg auf aus dem Meer; Gift stieg auf aus den Seelen und umhüllte Schiff und Mann.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Balder, der Lichtgott, der mildeste und gerechteste unter den Asen, ward durch schwere Träume geängstigt und sagte dies den Göttern. Da nahm Frigg, seine Mutter, allen Dingen einen Eid ab, daß sie Balder nicht schaden würden, nur die Mistelstaude überging sie. Nun begannen die Götter ein Spiel auf dem Thingplatz; die einen schossen nach Balder, die andern schlugen nach ihm; wieder andere warfen mit Steinen nach ihm. Balder aber lachte; denn niemand konnte ihm schaden. Loki aber, der Gott des Unheils, ergrimmte vor Neid. Er nahm eines Weibes Gestalt an und erforschte von Frigg, daß sie

alle Dinge in Eid genommen zum Schutze Balders, ausgenommen die Mistelstaude. Da ging Loki hin und riß die Mistelstaude mit den Wurzeln aus. Dann aber ging er auf den Thingplatz. Da stand Balders Bruder, Hod mit Namen, hinten im Kreise der Männer; denn er war blind. Und Loki der Arge fragte: „Warum schießest du nicht auf Balder?" „Ich kann ihn nicht sehen," sprach Hod, „auch hab' ich keine Waffe." „Tu wie die andern," flüsterte Loki, „ich gebe dir die Richtung an. Schieß auf ihn mit dieser Gerte!" Und Hod der Blinde schoß auf seinen Bruder und durchbohrte ihn tödlich. Das war der unglückseligste Schuß, von dem Götter und Menschen zu sagen wissen, und alle weinten um den gemordeten Lichtgott. — — —

Aber es stand die Front im Westen. Sie schlug Meere des Grausens zurück, und aus hunderttausend Wunden blutend, rollte sie Meere des Grausens gegen den Feind. Sie tat, was niemals Menschen vermögen, was nur ein Gott vermag, was Menschen nur vermögen, wenn ein Wille sie zur Gottheit erhebt. Der Ruhm der Alexander, Hannibal und Cäsar, der Ruhm der Leonidas und Cocles, der Ruhm aller Weltreiche ward auf den Schlachtfeldern des Westens zum Kinderspott. — — —

42. Kapitel.

Wenn Hermann ein paar Tage an der Front war, hatte er sich vollkommen wieder eingelebt; denn nachgerade war er da draußen zu Hause wie daheim. Auch die rauheste Stätte wird ein Zuhause, wenn Arbeit mit uns wohnt von Morgen bis Abend. Auch freuten sich alle, wenn er wieder da war; denn er war beliebt. Warum? Je nun, unter anderm deshalb, weil er seinen Soldaten gelegentlich gehörig die Köpfe wusch. Schon während seiner Ausbildungszeit hatte ihn die Grausamkeit empört, mit der gemeine Soldaten ihresgleichen peinigten, wenn diese Neulinge waren oder durch irgendwelche Eigentümlichkeit auffielen. Nun war auch in seiner Kompanie einer, aus dessen Qual sich die andern eine Lust machten. Man weiß es oft nicht zu sagen, was einen Menschen zur Zielscheibe solcher Quälereien

macht; oft trifft es die besten, ja, die Klügsten, die nur aus einer gewissen Lebensungewandtheit, aus Treuherzigkeit in jede Falle tappen. Hermann erschien gern unerwartet an unvermuteter Stelle und kam darüber zu, wie wieder einmal der Musketier Lübbers von „Kameraden" auf das roheste geschurigelt wurde. Natürlich genügte sein Erscheinen, um dem bösen Spiel sofort ein Ende zu machen; ihm aber genügte das nicht. Er versammelte seine Mannschaft und sagte:

„Ich pflege euch sonst mit ‚Kameraden' anzureden. Das tu ich nicht mehr, solange ihr keine Kameraden seid. Ich habe beobachtet, und es ist mir auch sonst schon zu Ohren gekommen, daß ihr einen Kameraden in rohester Weise mißhandelt. Wäre Lübbers ein baumstarker Kerl, der um sich haute, so würdet ihr zu feige sein, ihm auf den Leib zu rücken; ihr wagt es nur, weil er der Schwächere ist und ihr viele gegen einen seid. Ihr fügt also zur Roheit die Feigheit. Ein roher und feiger Soldat ist ein schlechter Soldat und des Namens Kamerad nicht wert. Ihr wißt, daß ich ein Freund von jedem guten, anständigen Spaß bin; aber ein Spaß, unter dem ein Unschuldiger leidet, ist ein nichtswürdiger Spaß. Ich möchte mal sehen, wie ihr das Mundwerk aufreißen würdet über Soldatenschinderei, wenn ein Vorgesetzter euch täte, was ihr einander zufügt. Der schlimmste Vorgesetzte kann nicht so grausam sein wie ihr; die untersten Tyrannen sind immer die niedrigsten. Kamerad Lübbers ist ein guter und braver Soldat, und ich schätze ihn hoch wie jeden unter euch, der seine Pflicht tut und ein anständiger Mensch ist. Lübbers steht jetzt unter meinem persönlichen Schutze, und wenn sich einer unter euch noch ein einziges Mal einfallen läßt, ihm zu nahe zu treten, dann wird er mich kennen lernen. Wegtreten!"

Sie fühlten seine tiefe Erregung und schlichen begossen von dannen. Sie hätten keinen Ton zu erwidern gewußt, auch wenn sie gedurft hätten. Und es war wohl kaum einer darunter, dem sein Tun nun nicht leid war. Aber die Masse ist eben ein Tier, auch wenn die Einzelnen Menschen sind.

Ja, sie waren Menschen, wenn auch in keinem Volke die Menschen alle groß, edel, tapfer und gütig sind. Sie kamen zu ihm, dem jungen Manne, mit ihren menschlichen Ange-

legenheiten; er müsse in allem Rat und Hilfe wissen, meinten sie. Vierzigjährige Männer vertrauten ihm in stillen Stunden der Besinnung ihre geschäftlichen Sorgen, klagten ihm ihre häuslichen und ehelichen Leiden; einer wollte durchaus von ihm wissen, wie er sich die eheliche Treue seiner Frau sichern könne. Ja, sie liebten ihn um seiner selbst willen, mit seinem redlichen Innern und seinem schmucken Äußern, wie ein Hätschelkind der Kompanie. In einer früheren Stellung hatte er Bayern geführt, und bei einem Appell hatte der rechte Flügelmann beim Erscheinen Hermanns glücklich gelächelt.

„Na, Bastelhofer, Sie schmunzeln ja so vergnügt; was ist Ihnen denn Gutes widerfahren?“ fragte Hermann.

Bastelhofer schmunzelte verlegen.

„Na, vertrauen Sie mir's doch an, warum lachen Sie so glückselig?“

Nach einigem Zögern rückte Bastelhofer heraus. „Weil der Herr Leitnant so galant aussehen.“

Was Bastelhofer mit „galant“ meinte, ist nicht klar geworden; klar war nur, daß dieser Mensch ihm unbändig gefiel. Und als er von diesen Bayern scheiden mußte, meinte einer: „O mei, Herr Leitnant, daß Sö von uns weggeh'n — hiatzt haben s' uns die ganze Schneid g'nomen!“

Allerdings: unten beliebt sein ist leichter als oben. Wie macht man denn dies? Sehr einfach: genau so. Man ist man selbst, vorausgesetzt, daß man was Rechtes ist. Als Hermann noch Vize war, gab es da einen Leutnant über ihm, der ihn alles machen ließ, was er selbst machen sollte, aber nicht machen konnte und was täglich etwa 19 Stunden in Anspruch nahm — der ihn aber dafür wie einen Schuhputzer behandelte, d. h. wie ein Rüpel seinen Schuhputzer behandelt. Alle Offiziere ringsum verkehrten mit ihren Wachtmeistern kameradschaftlich; nur der Herr Stiesel redete mit dem Vizewachtmeister Stahmer ausschließlich über die Achsel. Den kaufte sich Hermann unter vier Augen.

„Herr Leutnant,“ sagte er, „ich erlaube mir die Anfrage, ob Sie mit meinen Leistungen oder meinem Verhalten unzufrieden sind.“

„Wieso?“ schnauzte der Leutnant, wurde aber rot.

„Ich muß das aus Ihrem Benehmen gegen mich schließen.“

„Mein Benehmen? Was fällt Ihnen ein?! Sie scheinen zu vergessen, wen Sie vor sich haben!“

„Herr Leutnant,“ sagte Hermann, „Sie sind im Dienst mein Vorgesetzter; aber als Mensch bin ich genau so viel wie Sie, und meine menschliche Würde laß ich nicht antasten. Da ich sozusagen die ganze Arbeit eines Offiziers verrichte, kann ich einer kameradschaftlichen Behandlung wohl nicht ganz unwürdig sein.“

Hochfahrende werfen immer um, wenn sie an einen Stein kommen. Der Herr Leutnant machte es nicht anders.

„Herr Stahmer,“ sagte er plötzlich sehr freundlich, „das muß ein Mißverständnis sein, wenn Sie glauben, ich hätte etwas gegen Sie. Im Gegenteil: ich schätze Ihre Arbeit außerordentlich, und ich hoffe, Sie werden sich davon überzeugen.“

Hermann überzeugte sich in der Tat davon, daß der Leutnant in der Folge sehr vorsichtig höflich war.

Und als Hermann als Beobachtungsoffizier einmal auf seinem Gerüst hoch oben in einer Pappel stand, da humpelte der schwer mit Gicht behaftete General an seinem Krückstock zu ihm hinauf und stellte sich neben ihn.

„Für was halten Sie die Staubwolke da bei Banteux?“ fragte der General.

„Für eine Munitionskolonne, Exzellenz,“ sagte Hermann. „Aber ist das nicht Honnecourt?“

„Das ist Banteux,“ sagte die Exzellenz höchst bestimmt.

„Verzeihung, Exzellenz, das ist Honnecourt.“

„Ach, Unsinn, das ist Banteux,“ beharrte der General etwas ungnädig.

„Verzeihung, Exzellenz, nach meiner Karte muß es Honnecourt sein.“

„Nna —“ brach Exzellenz ab, „— haben Sie schon die Meldung gemacht?“

„Jawohl, Exzellenz; ich erwarte jeden Augenblick, daß die Kolonne beschossen wird.“

Richtig: da platzte schon eine Granate auf der Landstraße der Kolonne. Exzellenz begann den Abstieg.

Aber am nächsten Tage humpelte sie mühsam wieder herauf, klopfte dem Beobachtungsoffizier auf die Schulter und sagte: „Sie haben recht gehabt, lieber Freund, es ist Honnecourt."

Ist es nicht seltsam, daß derselbe Junge, der bis zu den Schultern hinab errötete, als Brunhilde ihn fragte: „Bist du naseweis?" und der gegen einen Erwachsenen nie ein vorlautes Wort wagte, daß er nun Männerstolz vor preußischen Vorgesetzten zeigte?

Leider suchen die feindlichen Kugeln sich nicht immer die schlechteren Soldaten aus; im Gegenteil: mit Vorliebe suchen sie die besten. Als Hermann drei Tage darauf mit jener Exzellenz und mehreren anderen Offizieren auf dem Marktplatze eines Städtchens stand, zersprang in ihrer Nähe eine Granate, und ein Splitter tötete den General auf der Stelle.

Und wenn immer mehr und mehr von den Besten dahingegangen sind, dann müssen andere nachrücken, auch wenn sie nicht so gut sind. Kein Volk hat Offizierscharaktere genug für einen solchen Krieg.

Und so kam Hermann einem Offizier auf die Schliche, der mit Ausdauer stahl und das Gestohlene durch seinen Burschen in die Heimat befördern ließ. Er hieß Eduard Senf.

„Wenn ich eine Hundepeitsche zur Hand hätte, würde ich sie dir ins Gesicht schlagen," sagte Hermann. „Meine Hand ist mir zu gut dazu."

Der Ertappte erbleichte bis in die Lippen und war keines Wortes mächtig.

„Ich werde dich anzeigen," fuhr Hermann fort.

„Um Gottes willen, mach mich nicht unglücklich!" stammelte der Dieb.

„Ich soll dich nicht unglücklich machen? Aber das Vaterland darf unglücklich werden, wie?"

„Die Franzosen machen's doch genau so!" verteidigte sich der andere.

„Du bist weit genug gekommen, wenn du dich mit Franzosen vergleichst! Ich zeige dich an; rechne damit!"

Und er tat es. Aber seine Anzeige hatte keine weiteren Folgen. Schon in der Nacht nach diesem Gespräch war der

Schuldbeladene auf einer nächtlichen Unternehmung, wie es hieß, gefallen. Jedenfalls war er tot. —

Welch ein Glück, daß es trotz allem doch auch noch Humor gab da draußen! Und welch ein Glück für Hermann, daß er sich just ein Stück runden, vollsaftigen Humors zum Burschen genommen hatte! Felix Rautner, dies des Burschen Name, war der Mann einer Frau, die die Veränderung liebte, nicht in der Liebe, Gott bewahre, aber in der Aufstellung der Möbel. Alle vier Wochen zog sie innerhalb ihrer Wohnung um, und dies schien Felix unbehaglich. Trotzdem beschloß er, ihr eine freudige Überraschung zu bereiten. Als sie einmal vierzehn Tage lang bei Verwandten war, ließ er die ganze Wohnung bezaubernd malen und tapezieren. Frieda war bei ihrer Heimkehr entzückt und wollte nach vierzehn Tagen einmal sehen, wie es sich ausnehme, wenn die Möbel anders stünden. Als sie aber Sofa und Schränke von den Wänden abrückte, mußte sie bemerken, daß diese Wände hinter den Möbeln weder gemalt noch tapeziert waren. Die Überraschung war dadurch noch gesteigert.

Oder wenn seine Gattin sich eine Scheibe Brot bestrichen hatte und dann abgerufen wurde, drehte er die Scheibe um. Die Zurückgekehrte sah verwundert das Brot an und bestrich es noch einmal. Wenn sie dann den Schaden entdeckte, rief sie: „O Gott, Felix, du bist und bleibst doch 'n Eulenspiegel!"; er aber tadelte sie mild und unbewegten Gesichts ob ihrer Schlemmerei.

Von solchen Streichen steckte er zum Bersten voll, und seine Frau hatte vollkommen recht: er blieb ein Eulenspiegel, da mochten die Engländer und Franzosen schießen, so viel sie wollten. Und alle seine Scherze hatten das Gemeinsame, daß sie keinem wehtaten, daß der Gefoppte immer mitlachte. Als Hermann einmal einen störrischen Gaul hatte, der nicht von der Stelle ging, wenn er gerade keine Neigung dazu empfand, sagte Felix, ohne mit einer Muskel seines Gesichtes zu zucken: „Wie wär es, Herr Leutnant, wenn wir den Gaul auf Rollen setzen ließen?", und als es einmal Käse gegeben hatte, da fragte er den Verpflegungsunteroffizier mit Aufschluß erflehenden Kinderaugen: „Sagen Sie mal, wo trocknen

Sie eigentlich Ihren Käse?" Mit Recht nannten sie ihn alle nur „Felix"; denn er war glücklich und war ihnen ein Glücklichmacher. „Felix!" hatte sogar der Hauptmann einmal gerufen, „Felix, Sie sind ein wahrer Schatz für die Kompanie!" Eine solche Ausnahmeerscheinung nahm natürlich auch eine Ausnahmestellung ein, und Felix durfte sich hie und da schon etwas erlauben, z. B. ein Stündlein Schlaf über die Zeit hinaus. Wenn es sonst die Regel ist, daß der Bursche seinen Offizier weckt, so war es hier nicht selten umgekehrt; an manchem Morgen trat Hermann, nachdem er schon stundenlang gearbeitet hatte, an das Lager seines Burschen, faßte ihn sanft an der Schulter und sagte: „Felix, nun wird's wohl mal Zeit, daß Sie hochkommen!" oder er blies auf Felixens Mundharmonika den schönen Marsch:

„Chrischan Wriedt, Chrischan Wriedt,
Nu ward 't Tit;
Nu treck de Vogelscheeterbüxen an!

Dafür machte Felix wieder bei andrer Gelegenheit Musik. Sie hatten lange genug vorn im dicksten „Schlamassel" gelegen, als sie endlich abgelöst wurden. Auf einer breiten Landstraße schritten Hermann, Felix und ein Unteroffizier fröhlich ihrer Ruhestellung zu, als sie merkten, daß der Feind ihnen noch immer seine Beachtung schenkte, wenigstens der Straße. Er belegte sie mit einem soliden Sperrfeuer. Die zerschossenen Wälder zu beiden Seiten der Straße waren völlig ungangbar; es galt also, die Stellen der Landstraße auszusuchen, wo keine Granaten platzten. Eine krepierte schon recht hübsch in ihrer Nähe, so daß Hermann von dem Luftdruck in den Graben geschleudert wurde und seine Sturmhaube verlor. Sonst war nichts geschehen, außer daß eine zerkrachte Tanne quer über den Weg fiel und Felix den Rücken streifte. „Ja, ja," sagte er, „du kannst mir den Buckel 'runterrutschen." Und „als sie sich nun aufgerappelt hatten und sich besannen, daß sie noch leben, leben taten," setzten sie ihre Wanderung fort, indessen nicht ohne daß Felix seine Mundharmonika hervorzog und dazu blies:

„Laue Lüfte fühl ich weben;
Goldner Frühling taut herab."

Der Feind versuchte noch verschiedentlich, mit der großen Trommel den Rhythmus anzugeben; aber die musikalische Leitung blieb trotz aller Unterbrechungen in den Händen Felixens, bis Frankreich versuchte, dem unüberwindlichen Dreibund durch Gasbomben beizukommen. Nun mußten sie die Masken vornehmen und mußten den Unteroffizier in die Mitte nehmen; denn der hatte zuviel von dem Gas bekommen. Aber sie kamen ans Ziel, und dort spuckte Hermann, der auch ein wenig abbekommen hatte, kräftig aus und sagte: „Pfui Deibel!" „Ja!" rief Felix, „und dabei waren die Franzosen früher berühmt wegen ihrer Parfums!"

So gab es doch immer noch Licht und Wärme in allem Schrecken, und besonders wärmte das Licht, wenn es von Menschen kam wie hier oder wie bei jener Frau in Flandern, die zu Hermann sagte: „Ich nehme alle Soldaten gleich freundlich auf, ob sie nun Belgier, Engländer, Franzosen oder Deutsche sind; die Soldaten machen nicht den Krieg; sie tun nur ihre Pflicht," und die nach diesen Worten auch handelte. Es war eine Flamin, eine Frau von germanischem Blut.

Die Frauen von gallischem Blut waren anders. Zu Anfang erstarrten sie vor Entsetzen, wenn sie deutsche Soldaten sahen. Man hatte ihnen gesagt, daß die Deutschen alle Männer mordeten, alle Frauen vergewaltigten und alle Kinder brieten. „Wenn sie nicht lügen, können sie nicht siegen," dachte Hermann. Wenn sie sich dann überzeugt hatten, daß die boches keine Kinder fraßen, wurden sie im allgemeinen sehr höflich und gastfrei. O ja, der französische Lack ist gut. Nur dünn, unsagbar dünn. Grattez le français et le barbare paraîtra. In manchen Fällen zogen sie sogar den fremden Mann dem eigenen vor, und wenn eine Besatzung den Ort wechselte, standen sie in den Türen und weinten den guten Feinden nach. Allerdings; wenn dann später vielleicht deutsche Gefangene durch den Ort geführt wurden, dann war es nicht ausgeschlossen, daß sie sie anspuckten.

Unser Hermann war gerade dabei, wieder ein tröstliches und warmes Licht zu entfachen, indem er seinem Burschen einen Geburtstagstisch aufbaute von Geschenken, die er aus der Heimat hatte kommen lassen, als ihn ein Geschoß traf, wie

es Franz- oder Engelsmann nicht schlimmer versenden konnte. Dies Geschoß war eine Drahtnachricht aus der Heimat, und sie lautete:

„Vater lebensgefährlich erkrankt; sofort Urlaub nehmen.“

Er hat es ihnen später gesagt: „Hättet ihr mir nur die volle Wahrheit gedrahtet — sie wäre mir leichter geworden als diese entsetzliche Spannung. Als ich an die Bahn kam, war der Zug weg; erst am nächsten Abend hätt' ich fahren können; da bin ich in meiner Verzweiflung zwölf Stunden lang gelaufen, immer mit der Angst: Du kommst zu spät, du kommst zu spät! — bis ich endlich Charleville und damit einen Zug erreichte.“

Theobald Stahmer war einem Herzschlag erlegen.

43. Kapitel.

In den Erzählungen und Schauspielen früherer Zeiten ist viel von Tränen die Rede, die aus jedem traurigen Anlaß fließen. Die Tränen müssen diesem vergangenen Geschlechte wohl lockerer gesessen haben als uns, oder die Dichter jener Zeit haben sich weniger gut auf den Schmerz verstanden als wir. Stimmt die Träne nicht besser zum tiefsten Glück als zum tiefsten Leid? Unsagbar erschütternder als eine Flut von Tränen ist mir immer das trockne, nicht verstehen könnende Auge gewesen, mit dem der Mensch auf ein ungeheures Unglück starrt, dieses hilflos, ratlos fragende Auge, mit dem auch Susanne, Gudrun und Hermann an der Leiche ihres Geliebten standen, dieser Blick voll kindlichen Entsetzens, der zu fragen scheint: „Ist so die Welt? Ist so — Gott?“ Steht nicht jeder von uns vor einem solchen Unglück wie ein banges Kind? —

Theobald Stahmer, die frohe, die immer wärmende Sonne seines Bereichs, war zur Ruhe gegangen.

Sagt nicht: „Wohl ihm! Glücklich sind sie, die vorher dahingingen!“ Nein, glücklich sind alle, die mitringen dürfen um Deutschlands Auferstehung! Glaubt ihr, wenn der Tod Ferdinand von Zeppelin gefragt hätte: „Möchtest du dich

nicht vor dem Unglück deines Vaterlandes ins Grab verkriechen?" — glaubt ihr, der Reiter von Fröschweiler, der Adler vom Bodensee hätte ja gesagt? Glaubt ihr, Theobald Stahmer hätte ja gesagt? Nicht einmal dann, wenn es sich nur um den Zusammensturz seines Kaufmannshauses und nicht auch um das Unglück des Vaterlandes gehandelt hätte! Nein, selig sind nicht die Toten; selig sind die Lebenden, die Leben zeugen dürfen!

Das aber konnten nicht die Gedanken Susannens, Gudruns oder Hermanns sein; denn sie hofften noch auf Deutschlands Sieg. Konnten sie überhaupt einen Gedanken fassen in ihrem Weh? —

Sind es Gedanken, die uns erfüllen, wenn ein Liebstes vor uns dahingetragen wird durchs unbarmherzige Tor des Nimmerwiedersehens? Wenn es mit uns gelebt hat, dieses Liebste, und wir mit ihm, sind es wohl Bilder mehr als Gedanken. „Einst stand er vor mir ... und lächelte ... und sprach ... die Sonne stand im Mittag ... das Ährenfeld wogte ... einst!" Ein Wolkenschauer jagt über das Bild, Wolken von Tränen und Nacht. Aber ein andres Bild leuchtet auf: „Einst saß er neben mir... und sagte: ‚Der Rosenstock erholt sich ... die Wolken gehen so hoch und eilen; wir bekommen andres Wetter... einst!'" Eine Welle des Jammers rauscht auf und wirft sich über das Bild und verschlingt es. „Einst war ein Fest ... er erhob sich und sprach ... und lächelte und hob sein Glas gegen das Licht ..." Er muß doch bei uns sein, bei uns sein! Wie sollen wir denn ohne ihn leben! Es ist doch so hart, so hart! Warum ist er nicht mehr bei uns?

Aber aus der Flut der Schmerzen, die dem Sarge dieses Mannes nachrauscht, erhebt sich ein Schrei zum Himmel, so laut und so ungehört wie der Notruf eines Schiffbrüchigen auf endloser Meereswüste. „Mein war er vor allen — sein war ich vor allen. Wir gingen gemeinsam durch jeden Tag, durch jede Minute, jede Sekunde; unsere Hände ließen sich nicht. Sein Blut klopfte in meinem Herzen; mein Blut kreiste in seinem Herzen. Wir waren eins; nun bin ich nichts. Weint ihr um ihn? Er ist ja nicht gestorben; weint um mich;

ich bin tot. Aber ihr könnt nicht um mich weinen; denn ihr könnt mich nicht sehen."

Durch den Schleier einer Witwe, durch das Auge eines vereinsamten Mannes dringt keines Menschen Blick.

Ich sehe Susanne am Fenster sitzen und in den Garten schauen. Der Rasen begrünt sich; der Flieder flimmert von Knospen; der Garten wird wieder lachen, und die Drosseln werden unter ihrem Fenster schreien wie sonst. Aber die Dämmerung ist gekommen.

Freundliche Tage werden wiederkommen, und sie wird Freuden haben, o gewiß: Freude an den Kindern, an Enkeln vielleicht, und sie wird lächeln, lachen wohl gar. Aber die Dämmerung ist gekommen.

„An Enkeln vielleicht" — er wird keinen Enkel mehr sehen. Zu allem, was das Leben noch gewährt, wird sein Auge fehlen. O, sie wird noch oft mit ihm plaudern; sie hat auch heimliche Stunden der Vergangenheit mit ihm durchplaudert, als die Künstler an dem blumenüberschütteten Sarg in der Kapelle die Träumerei von Schumann spielten. Immer, sobald sie allein ist, wird er kommen und etwa fragen: „Was nähst du denn da? Ein Hemdchen? So klein? Ah — ich verstehe!" oder wenn sie im Hause hantiert, wird sie plötzlich aufhorchen, als hörte sie Gesang:

„Ach, wie ist's möglich dann ....";

aber sein Auge wird sie nicht mehr mit Licht, mit körperlicher Wärme umhüllen. Die Dämmerung ist gekommen. —

Sollen wir bei den Frauen und bei Waldemar bleiben oder mit Hermann hinausfahren ins Feld? Die Zurückbleibenden sind ihrer vier und können sich aneinander aufrichten, und Landwina hat eine besondere Hoffnung, die ihren Blick in die Zukunft lenkt und ihr das Herz erhebt. Er aber ist allein. Wir wollen uns zu ihm setzen auf der langen Fahrt und zu ihm reden vom Leben, das kommen soll und das stark, rein und glücklich werden soll, wie das seines Vaters gewesen. Wenn sein aufgerissenes Auge durchs Fenster in öde Weiten starrt, wollen wir ihm Landwinas Lächeln vor den Blick zaubern und das Lächeln eines neuen Menschen, der

ihr im Schoße liegt. Wenn wir an seinem Standort angelangt sind, wollen wir mit ihm in den Stall gehen, wo Jessonda, seine Fuchsstute steht — ach, Pummel ist ihm verloren seit jenem Lungenschuß! — aber wir wollen lautlos in den Winkel treten, wenn er den Arm um den Hals des treuen Tieres legt und in seine Mähne hinein seine bitterlichen Tränen weint.

Oft kam ihm in diesen Zeiten stiller Besuch, wenn einmal der Kriegslärm schwieg und er, auf einer zerschossenen Mauer sitzend, in den Abend schaute. Tausend Dinge und Menschen, die sein schlichter Geist in der Kindheit nicht begriffen hatte, stiegen aus seiner tiefen Seele herauf und zeigten ein klares Gesicht. Einmal mußte er plötzlich an den Abend denken, da er als „Milchmann" in das ärmere Viertel seines Heimatortes gekommen war und eine Arbeiterfamilie in der Laube gesungen hatte:

„Willkommen, o seliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt!..."

Da hatten die Musik der Seelen und die Musik der Stunde zusammengeklungen zu einer Welt des höheren Lebens in einer Welt des Staubes. Ja, sie wollten wohl alle eigentlich den Frieden, die Menschen; sie waren wohl alle Irrende, auch die Bösesten, die diesen Krieg entfesselt hatten. Aber Worte verschlugen nichts gegen ihren Irrtum; das Wort war noch immer zu schwach. Einmal war das Wort Fleisch geworden und hatte unter uns gewohnt, und es hatte doch nicht geholfen. Da mußte die Tat reden.

Was er in diesen Tagen von der Heimat her über Gracchus vernahm, konnte seine Stimmung nicht verbessern. Monate lang war von Gracchus kein Lebenszeichen gekommen. Die letzte Nachricht von ihm war gut gewesen; auf Verwendung eines einsichtigen Vorgesetzten war auch er Offizier geworden.

Nun endlich war von ihm eine Karte mit „P. G." eingetroffen: Verwundet war er in französische Gefangenschaft gefallen; seine Wunde sei aber im Heilen.

Was Gracchus später erzählt hat, wollen wir gleich hier berichten.

„Auf einem reichlich gewagten Erkundungsgang wurde meine Patrouille beschossen, umzingelt und gefangen genommen. Ich bekam einen Schuß durch den rechten Oberkiefer; die Kugel ging durch die linke Backe wieder hinaus und nahm ein paar Zähne mit. Wir wurden zu einem Gefangenensammelplatze gebracht und traten von dort einen dreitägigen Marsch an, einen Marsch, wie ich ihn meinem schlimmsten Feinde nicht wünsche. Zu essen und zu trinken gab es sechsunddreißig Stunden lang nichts; dann, am 9. November, erhielten wir wie zum Hohne eine Scheibe von dem leichten französischen Brot, das nichts verschlägt, zu trinken nichts. Auf dem Marsche wurden wir von herbeigelaufenen Zivilisten mit Spaten geschlagen, bedroht, bespuckt und „sales boches“ geschimpft. Die Führer unseres Transports ließen alles geschehen, grinsten wohl gar dazu. Einmal mußten wir in einen Stall gebracht werden, weil vorüberziehende Soldaten uns sonst niedergeschlagen hätten. Die Uhren wurden uns aus der Tasche gerissen; mein kleiner Frontkoffer wurde aufgeschlitzt und geplündert. Ein französischer General kommt im Auto gefahren und hält. Ich zeige ihm meine zerrissene Uhrkette und das ganze Treiben seiner Landsleute und frage ihn, ob das mit seiner Zustimmung geschehe. Er sagt nichts und fährt weiter. In den Stall dringen zwei Zivilisten ein und bewerfen uns unter gemeinen Schimpfreden mit Schmutz. Auch der Koffer eines mitgefangenen Hauptmanns wird zerrissen, geplündert, zertreten. Ich konnte noch schnell mein Reisekästchen unterm Mantel verstecken. Aus einem vorbeifahrenden Auto schlägt mir ein Kerl mit einem Knüppel über den Kopf. Ein andrer bekommt mit einem Straßenkratzer einen Hieb übers Kreuz, daß er erst einmal zusammensinkt. Ein Pfarrer kommt und schlägt einem Verwundeten, der auf einer Bahre getragen wird, mit dem Stock übers Gesicht und hetzt die Weiber auf, ein Gleiches zu tun. Ein Aufrechtgehender war ihm offenbar nicht ungefährlich genug. Dann übernachteten wir in einer offenen Scheune, sozusagen im Freien und im Mist. Am andern Morgen, im ersten Nest, das wir erreichen, steht ein ganzes Regiment auf der Straße, um die boches zu ver-

höhnen. Ein Kapitän läßt unsern Zug halten, schneidet mit den Worten „dégradation militaire“ und einem wahren Nußknackergesicht dem Hauptmann die Achselstücke ab und gibt den Soldaten durch einen Wink zu verstehen, daß sie mit uns anderen Offizieren dasselbe tun sollen. Auf dem ganzen dreitägigen Marsche sind wir an keiner Kolonne, keinem Auto, keinem Transport vorbeigekommen, ohne daß sie uns beschimpft hätten. Ein Auto fuhr absichtlich mitten in unsern Zug hinein; wie durch ein Wunder wurde ein Unglück verhütet.

In kläglichem Zustande erreichten wir nach drei Tagen einen Hauptsammelplatz für Gefangene: todmüde, beschmutzt, zerlumpt, mit wunden Füßen. Hier gab es zum ersten Male etwas Warmes: eine sogenannte Fleischbrühe, die wir aus stinkigen Gasmaskenbüchsen trinken mußten. Unsern Leuten wurde bei strengster Strafe verboten, irgend etwas für die Offiziere zu tun, und wir wurden in einem Keller besonders eingesperrt. Trotzdem bringt mir mein Bursche die Gasmaskenbüchse, ohne die ich auch keine „Fleischbrühe“ bekommen hätte, ein andrer ein Handtuch, ein dritter einen Trinkbecher, ein vierter Tabak! Die Wut der Mannschaften war grenzenlos. „Wenn wir jetzt noch mal in Stellung wären, Herr Leutnant!“ meinten sie. Jajajajaja!

Als abends auf ein Signal nicht sofort das Licht gelöscht ist, wird in die Fenster geschossen. Wir Offiziere werden verhört; voll Hohn erzählt man uns von deutschen Niederlagen. Auf den deutschen Offizier hat der Franzose eine besondere Wut; der macht ihm zu viel Angst, und er ist zu dumm, um zu fühlen, wie hoch er den deutschen Offizier dadurch ehrt. Unter irgendeinem Vorwand werden uns noch Taschenmesser, Feuerzeuge, Streichhölzer, Briefschaften, Soldbücher, Kompasse weggenommen. Endlich kümmert man sich auch scheinbar um unsere Wunden; sie werden aus dem Handgelenk „behandelt“; ich bekomme ein Pflaster auf die Backe, das furchtbar brennt. Einen der Verwundeten fragt der „Arzt“: „'aben Sie Smerzen?“, und als der bejaht, versetzt er: „Singen Sie die Wakt am Rhein!“ Mittags gab es wieder ein Stück Brot. Dann ging's mit der Bahn nach Rouen, in

Wagen ohne Fensterscheiben; bei dem furchtbaren Hunger fror man entsetzlich. Auf einer Haltestelle stellt sich ein Kerl von unseren Begleitmannschaften vor ünser Fenster, verzehrt grinsend ein großes Stück Brot und ein tüchtiges Stück Wurst und ruft uns zu: „Smeckt gutt, smeckt gutt!"

In Rouen sahen wir ein Lager von gefangenen Landsleuten. Sie sahen alle mager und gelblich aus und trabten vor Frost hin und her wie Tiere hinterm Gitter. Dann kamen wir in eine Baracke, deren Schmutzigkeit jeder Beschreibung spottet. Zu essen gab es wieder vorm nächsten Mittag nichts; dazu keine Waschgelegenheit, der Abort in der Ecke; niemand darf die Baracke verlassen; nachts mußten die Stiefel abgegeben werden. Mittags gab es dann einen ungesalzenen Reis, den man bei uns keinem Schwein vorgesetzt hätte. Am Nachmittag gab es Marschverpflegung für vier Tage — sie war am zweiten verzehrt — und dann ging es über Paris, Orleans, Toulouse nach Carcassonne, immer in ungeheizten Wagen. Aber dann, in Carcassonne gab es endlich etwas Lustiges, gab es echt französisches Theater! Der Offizier, der unsern Transport führte, hatte sich einen Triumph bewilligt. Wir wurden in Sanitätswagen in die Stadt gefahren, vor jedem Wagen ein Gendarm zu Pferde, auf dem Bock und drinnen ein Posten, rechts und links je vier Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr, hinterher wieder ein Reiter — es ist nicht zu sagen, was für einen Bammel der Franzose vor unbewaffneten deutschen Offizieren hat! Allen voran der Transportoffizier hoch zu Roß, der „Sieger"; es fehlte nur der Staatssklave, der ihm die Jupiterkrone übers Haupt hielt und ihm zuraunte: „Bedenke, daß du ein Mensch bist!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nicht allzu lange nach diesen Erlebnissen Gracchussens ist geschehen, was uns Hindenburg erzählt. Er berichtet: In den Märztagen des Jahres 1918 fahre ich in der Gegend von St. Quentin an der Seite eines deutschen Generals an Kolonnen gegnerischer Gefangener entlang, die sein ernstes Auge in tiefen Gedanken betrachtet. An der Spitze einer dieser Kolonnen läßt er Halt machen und spricht den dort

vereinigten feindlichen Offizieren die Anerkennung für die tapfere Haltung ihrer Truppen aus, sie mit dem Hinweis tröstend, daß das härteste Los, das der Gefangenschaft, oft den trifft, der am tapfersten ausgeharrt hat. Die Wirkung dieser Worte scheint groß. Am größten bei einem jungen, hochgewachsenen Offizier, der augenscheinlich schwer berührt bisher den Kopf wie aus Scham zu Boden senkte. Jetzt erhebt sich die schlanke Gestalt, wie die junge Tanne vom Schneedruck befreit, und ihr dankbarer Blick trifft das Auge — meines Kaisers."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

44. Kapitel.

In Carcassonne müssen wir nun unsern Volkstribun, Pechvogel und deutschen Michel sitzen lassen, um uns wieder den westlichen Schlachtfeldern und der endlichen Entscheidung zuzuwenden. Hier hatte Hermann Gelegenheit, seinen Schmerz untertauchen zu lassen in Arbeit und in größeren Schmerzen. Zunächst noch in dankbarer Arbeit. Gräben und Sappen, Unterstände und Deckungen gegen Feuer und Sicht, die unter Leutnant Stahmer angelegt waren, die waren gut, da konnte man Gift drauf nehmen. Die Forschbegier und Indianerschärfe seiner Sinne, der Wissens- und Handlungsdurst all seiner Muskeln und Nerven, die ihn durch seine ganze Entwicklung begleitet hatten, hier trugen sie ihm, trugen sie dem Vaterlande herrliche Frucht. Der Geologe, der die Kanalgrabungen in der Reiherstraße untersuchte, der Inspekteur des Zimmerplatzes neben dem Schlachter Schröder, der Ehrengast der Maschinenfabrik von Holk & Plambeck, der Lehrling Wachners des Tischlers, Veltliners des Schlossers, der technische Direktor des Puppentheaters, der Durchschauer sämtlicher „Zauberapparate": sie alle kamen ihm zu Hilfe, und manch ein besichtigender Oberst oder General machte wohlgefällige Augen, wenn er die Werke dieses Leutnants betrachtete, und stellte sie seiner Begleitung als Muster vor. Seine Beobachtungen aber erregten die Aufmerksamkeit und fanden

die besondere Anerkennung seiner Divisionsleitung. Die „eiserne Bierruhe" war noch immer mit ihm. Immer wieder vereitelte er die schönsten Absichten der Gegner, indem er ihre Angriffsvorbereitungen für ihre Meinung zu früh entdeckte und meldete. Kein Wunder, daß die deutsche Beobachtung auch die Anerkennung der Feinde fand und die Beobachter gesuchte Persönlichkeiten waren, daß immer häufiger ein übelwollender Flieger auf eine Stippvisite kam, kleine Rundreisen um den Beobachtungsstand machte und mit dem Maschinengewehr gackerte; seine Eier trafen aber schlecht. Erst wenn schwere Kaliber nach dem Grunde des Standgerüstes zielten, war es Zeit, sich vorläufig zurückzuziehen. Eines Tages aber kam es schlimmer. Ein Wespenschwarm überfiel unsern Helden, und dem war er nicht gewachsen. Hier gab es nur eine Rettung: schleunigste Flucht, und zehn Meter tief sprang er vom Gerüst herab, viel tiefer als seinerzeit vom Baugerüst, und es war gefährlicher als der berühmte Todessprung Gutzschebauch-Benellis. „Der neueste Verbündete Englands," sagte er, als er wohlbehalten unten angelangt war.

Noch war Freude im soldatischen Tun; noch war Deutschland siegeskräftig; eben jetzt trug es in herrlichen Taten seinen Ruhm nach Westen vorwärts, in der Richtung auf Amiens. Der Feind aber begann zu ermatten; die französische Artillerie war noch lebendig; die Infanterie aber kam nicht mehr aus den Gräben, und wenn sie in diesen Gräben angegriffen wurde, gab sie sie preis. Und England stand das Wasser bis zum Munde. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da schoß Hod. Haargenau hatte Loki den Pfeil der Lüge gerichtet, und tödlich sicher fuhr des Bruders Pfeil in des Bruders Herz.

Balder war der mildeste, der gerechteste unter den Göttern. Seine Versöhnlichkeit mußte man anrufen, sein Rechtsgefühl verwirren, wenn man den deutschen Genius vernichten wollte.

Ist nicht in jedem Streite Schuld auf beiden Seiten? Ist Deutschland ohne Schuld? Wie groß ist seine Schuld? Ist sie so groß wie die seiner Feinde? Ist sie wohl größer? Sie

ist größer! Deutschland ist schuldig! Deutschland ist allein schuldig! Allein schuldig! brüllte der Wahnsinn.

Da schnellt die geduckte Gemeinheit empor: Ledig der Pflicht! Ledig des Gehorsams! Ledig des Kampfes! Ledig der Mühen! Ledig der Entbehrungen! England, Amerika reicht uns die Freundeshand; Gerechtigkeit wollen sie, unser Glück wollen sie; Frieden bringen sie uns und Brot, wenn wir nur unser Land verraten!

England ist immer eine Monarchie gewesen; immer ist es einem starken Manne gefolgt. Frankreich war wieder eine Monarchie geworden: ein starker Mann drückte ihm die Faust in den Nacken und sprach: „Das Vaterland — sonst nichts!" Amerika folgte einem Manne; es war ein Teufel; aber es war einer. In Deutschland verkündigte man die „Gleichberechtigung" des ewigblinden Hod mit dem Lichtgott Balder, die Gleichberechtigung des Herrn Schundhäufl mit Hindenburg; in Deutschland herrschte die „Redefreiheit" Lokis des Engländers, und seine Artikel druckte man fleißig nach.

Auf einmal entdeckten die Deutschen, daß sie ein Volk von Unterdrückten, von Knechten, Sklaven, Entrechteten, Mißhandelten gewesen seien. Sie waren das freieste von allen Völkern gewesen, mindestens so frei wie irgendein anderes; aber eine männliche Metze in England, die um Geld die Menschheit verseuchte, versicherte ihnen, daß sie geknechtet seien und nun befreit werden sollten. Wie hätten sie wohl dem Auge ihrer Helden glauben sollen und nicht der Zunge einer Metze?

Auch Siegfried Baer schrieb fleißig gegen Deutschland und kam doppelt auf seine Rechnung. Der Rassenhaß dieses Friedensapostels fand seine Sättigung in unerschöpflichen Worten gegen die unsäglichen Schandtaten der Deutschen, der Hunnen, der Kathedralenzerstörer, Frauenschänder, Plünderer, Diebe und Kinderverstümmler, die allein den Krieg verschuldet hatten, will sagen: ihre Junker und Offiziere hatten ihn verschuldet; denn gegen diese hatte er's besonders. Seine Artikel waren von echt französischem Geiste getränkt, und das war nicht mehr als recht; denn aus Paris erhielt er

seinen Sold. Er hatte sich aber nach der Schweiz begeben; denn immerhin — in den deutschen Landen konnte eines Tages ein andrer Geist auftauchen, und dann war es bei den Schweizern doch sicherer. Vorläufig freilich brauchte er keine Sorgen zu haben; die maßgebenden Germanen glaubten, was Siegfried Baer schrieb. Das größte und edelste Volk der Erde war das dümmste und niedrigste geworden.

Sagt dennoch nicht: „Es hat sich nicht bewährt! Wenn Deutschland zusammenbrach, dann muß es morsch gewesen sein." Du legst einem starken Manne eine Zentnerlast auf die Schultern; er trägt sie. Du legst einen Zentner dazu; er trägt sie. Du legst einen dritten Zentner dazu; er trägt sie. Du legst einen vierten Zentner hinzu — er bricht zusammen. Wer ist Schurke genug, zu sagen: „Er hat sich nicht bewährt?"

Und immer noch bewährten sich die Edlen an der Front! Bei ihrem siegreichen Vordringen nach Westen hatten sie auch ein ungeheures Lager von Vorräten erbeutet, von Lebensmitteln, Ausrüstungsstücken und Munition, so viel, daß eine große neue Schlacht daraus erhalten, ein neuer Sieg daraus genährt werden konnte. Aber Marodeure — das kommt vom französischen maraud, und das heißt Lump — beschlossen, nicht weiter vorzugehen, sondern zu den Vorräten zurückzukehren und sich gute Tage zu machen. Sie erbrachen einen gewaltigen Proviantschuppen, schossen mit Pistolen den Zapfen aus den Fässern, ließen den Malagawein in Büchsen, Feldkessel oder in die hohlen Hände laufen, soffen ihn und ließen das übrige auf den Boden fließen. In einem Keller standen Betten an den Wänden; sie holten sich Körbe voll Sekt heran, warfen sich auf die Betten und tranken, bis sie jegliche Besinnung verloren. Von hohen Kistenstapeln zogen sie die unterste Kiste heraus, um ihren Inhalt zu verzehren; der Stapel stürzte zusammen und begrub einige von ihnen unter seiner Last; es war nicht schad um sie. Es waren vorwiegend Marineinfanteristen, und einer unter ihnen, ein großer Kerl, mit allen natürlichen Brandmalen der Gemeinheit um Augen, Mund und Nase, torkelnd betrunken, führte das große Wort.

„Peter soll reden!" brüllte die Rotte.

„Kameraden!“ lallte Peter. „Für uns is der Krieg aus! Wir machen nich mehr mit! Wir verweigern den Gehorsam! Es gibt keine Vorgesetzten mehr! Un wenn mir so'n Sch...kerl von Offizier was befehlen will, schieß ich ihn über'n Haufen! An die Wand stellen müssen wir die ganze Bande! An die Wand stellen...“ Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und nickte ein.

Solange noch Mannszucht geherrscht hatte, war Peter Grapengeter ein gefügiger Soldat gewesen. Keinem Vorgesetzten war er aufgefallen. Ganz in der Stille hatte er gewühlt. Nun war sein Tag gekommen. — — —

Für Hermann und für alle Kämpfer seiner Art kam nun das Schwerste des Krieges: das Mühen ohne Ertrag, das Streben ohne Fortschritt, das Ausharren in der Verlassenheit, die Pflicht ohne Hoffnung, die Einsamkeit ohne Zuspruch. Ohne Zuspruch? Das ist Lüge. Ein Gefährte war noch da, der aushielt und tröstete: die Ehre.

Er wurde ein sehr ernster Mann; aber er wurde nicht schwach. Er bewahrte die Kraft, in heiterem Tone nach Hause zu schreiben. „Habt ihr schon einmal Graupensuppe mit Fensterscheiben gegessen? Aber ich! Gestern beim Mittagessen schickten uns die Franzosen so harte Klöße, daß sämtliche Fensterscheiben unseres Saales sprangen und uns in die Suppe fielen.“ Daß zwei Kameraden von diesem Essen nicht wieder aufstanden, verschwieg er. Daß ihm als Bataillonsadjutanten in fruchtloser, zermürbender Arbeit zuzeiten acht Tage lang kaum ein wenig Schlaf ins Auge kam, schrieb er seiner Landa schon gar nicht. Dieser Mann wimmerte nicht in die Heimat zurück; im Gegenteil: der Kehrreim all seiner Briefe war ausgesprochen oder unausgesprochen: Wir werden es schaffen.

Nur einem Schmerz mußte er auch gegen seine Lieben Ausdruck geben: seine Mutter hatte ein gutes Paket an seinen Burschen Felix geschickt — es konnte nicht mehr bestellt werden.

„Wir marschierten auf dem Wege nach Guise, da überholte uns unser Stabspackwagen; hinten auf dem Wagen stehen der Bursche des Doktors und mein Felix Rautner. Da

legt der Franzose Störungsfeuer auf unsern Weg, Zehn-Zentimeter-Kaliber. Der zweite Schuß schlägt zwischen uns und dem Wagen ein; beide Burschen trifft's. Im Nu ist alles von der Straße verschwunden; die beiden aber schrien so furchtbar, daß ich sie nicht verlassen konnte. Bei jedem neuen Schuß mußten sie neue Todesschrecken durchleben. „Herr Leutnant, Herr Leutnant!" brüllen sie. „Ja, ich komme!" ruf ich. Sie fühlen sich getröstet, wenn nur einer bei ihnen ist, ob er helfen kann oder nicht. Und meine Nerven sind noch immer großartig. Der Doktorbursche ist leichter verwundet, mein armer Felix sehr schwer; ihm hat's seitwärts den Leib aufgerissen. Ich verbinde ihn, so gut es geht; dabei wird immer weiter geschossen. Dann gehe ich den Doktor holen. Als wir wieder bei den Verwundeten sind, geht die Schießerei erst recht los. Es gelingt mir, eine im Galopp daherkommende Protze anzuhalten und meinen Rautner daraufzulegen. Im Feldlazarett hab ich ihn dann noch einmal gesehen und einen dankbaren Blick von ihm empfangen, den ich nicht vergessen kann. Er starb mit dem Namen seiner Frau auf den Lippen, die er so gern geneckt hatte."

Immer schlapper wurden die Gegner; aber auch die eigenen Reihen hielten nicht mehr. „Wenn man es," dachte Hermann, „wenn man es jedem deutschen Soldaten ins Hirn brennen könnte: nur jetzt noch halte stand, nur diesen einen, diese zwei Monate noch, dann ist auch der Feind am Ende seiner Kraft —!" Aber das hätte man früher anfangen und von tief innen vorbereiten müssen — nun war's zu spät. Die Guten konnten nicht mehr, und die Schlechten wollten nicht mehr.

Aber die Guten — so ist's immer! — hatten das Gefühl: Nun müssen wir für die Schlechten mitarbeiten, und sie leisteten das Doppelte, das Dreifache der menschlichen Möglichkeit, leisteten das Unerhörteste — unbemerkt, unbeachtet, unbelohnt. „Sie haben schon zehnmal das E. K. I. verdient," sagte der erste Generalstabsoffizier der Division zu Hermann, „warum haben Sie's eigentlich nicht?" Hermann zuckte die Achseln. „Haben Sie oben jemand, der Ihnen nicht grün ist?" „Schon möglich," meinte Hermann. Nicht alle Vorgesetzten

dachten so vornehm wie jene humpelnde Exzellenz. Einer seiner Mitbeobachter hatte einmal völlig die Nerven verloren; da hatte Hermann seinen Dienst übernommen und in seinem Namen die Meldung gemacht. Dafür hatte dann der Nervöse das E. K. I. bekommen.

Hermann suchte sich seine Beobachtungsstellen nach einer eigenen Psychologie aus. Er wählte sie nämlich so, daß der Feind sich sagen mußte: „So dumm oder so frech kann kein Mensch sein, daß er sich dort zum Beobachten hinstellt!" So beschossen die Franzosen recht emsig einen Hügelabhang, nicht aber die hochragenden Trümmer einer zerschossenen Mühle an diesem Abhang, und eben in diesen Trümmern stak der Leutnant Stahmer und konnte alles klar und herrlich sehen und nach rückwärts berichten. Er sah, daß die Deutschen rechts von ihm zurückgingen und die Feinde nachdrangen; aber er blieb in der Mühle und meldete. Dann mußte er sehen, daß die Deutschen auch links Raum geben mußten und die Feinde nachfolgten und daß er abgeschnitten war. Er schickte noch mit „eiserner Bierruhe" eine Taubenmeldung ab, weil die Fernsprechleitung inzwischen zerschossen war, ließ dann seine Leute alle Apparate sammeln, sorgte dafür, daß nichts liegen blieb, machte noch eine Lichtbildaufnahme von der Mühle für Landwina, und dann ging es behutsam, meistenteils bäuchlings, zurück, und sie kamen heil bei ihrer Truppe an; denn mit den Mutigen ist Gott, wenigstens in der Regel, mit den Feigen niemals. Solche Augenblicke waren doch auch wieder echtes Glück inmitten aller Sorge.

Aber vor dem Ende sollte er auch noch sein Bitterstes erleben. Er hatte wieder einen herrlichen Beobachtungsstand gefunden: ein Häuslein schön hoch oben auf einem Hügelrücken, mit prachtvoller Aussicht in die Familiengeheimnisse der Franzmänner. In der Tat: so frech konnte nur ein deutscher Leutnant sein. Der Feind ließ denn auch das Häuslein tagelang unbehelligt. Hermann hatte strengsten Befehl gegeben, daß bei Tageslicht sich niemand am Hügelabhang oder beim Hause zeigen dürfe, der nicht unvermeidlich dort zu tun habe. Aber einige Bayern, die nicht unmittelbar unter seinem Kommando standen, hielten es nicht für nötig, seinen Befehl zu beachten.

Er wiederholte seinen Befehl und verwarnte sie. Das hinderte sie nicht, sich abermals am Hügel umherzutreiben, das dort wachsende Gemüse zu ernten und gar aus dem Hause Türen und anderes Holz zu entfernen. Die Folge war, daß der Franzose schoß und daß es zwei Verwundete und einen Toten gab, aber nicht unter den Bayern. Als Hermann, der, gerade abgelöst, sich ein wenig ausgestreckt hatte, die Meldung erhielt, stürzte er in Hemdsärmeln hinaus und schüttete seinen hellen Zorn über das Gesindel aus. Sie antworteten mit Frechheiten. Da ging er ruhig ins Haus, zog sich vollends an, spannte seinen Revolver und trat zu den zusammengerotteten Meuterern hinaus. Sie merkten, daß nun ein anderes Saitenspiel beginne. „Wer noch das geringste Zeichen von Ungehorsam gibt, ist erledigt," sagte Hermann mit steinerner Ruhe. Sie muckten nicht mehr. Aber am andern Morgen hörte er, daß sie dem „Saupreißen" das Haus überm Kopf hatten anzünden wollen, daß aber seine Leute sie vertrieben hätten.

Deutsche gegen Deutsche — das war das Bitterste. „Der Saupreuße!" Wer hatte diese stumpfsinnigen Gesellen aufgehetzt? Was ist die Metze in London, die Zwietracht unter die Deutschen säte — sie ist ja ein Feind! — was ist sie gegen den Schurken, der Deutsche gegen Deutsche hetzt! Deutscher Partikularismus — das schmutzigste Ding der Erde. Deutscher Stammeshaß — das Tiefste der deutschen Tragödie. Der Wurm im Mark. Solange er nicht tot ist, ganz tot, kann der deutsche Baum nicht voll ergrünen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Truppe, mit der er in die Heimat zurückkehrte, kehrte in Ordnung zurück, und als die aufrührerischen Machthaber einer größeren Stadt verlangten, daß sie vor dem Einzug die Waffen ablegten, wiesen sie diese Frechheit mit Empörung zurück. Die Freude hatte er noch. Und vor einem richtigen Willen ducken dergleichen „Machthaber".

In dieser Stadt wurde er krank, so daß er drei Tage das Bett hüten mußte. Dann fuhr er allein heimwärts. Wieder in einer größeren Stadt kamen feldgrau gekleidete Ehren-

männer in den Zug und forderten die Offiziere auf, die Achselstücke abzulegen. Solch einer, offensichtlich ein ehemaliger Offizier, kam auch zu Hermann, legte die Hand an die Mütze und sagte, offenbar ohne alles Bewußtsein seiner Gemeinheit:

„Herr Kamerad, darf ich bitten, die Achselstücke abzunehmen."

Gassenbuben waren mit in den Zug eingedrungen und ergötzten sich an der Schande des Vaterlandes; einer von ihnen, ein etwa Vierzehnjähriger, aber mit mindestens zwanzig Jahren zukünftigen Zuchthauses in den Zügen, stand auch hier dabei und schrie feixend:

„Die Kokarde 'runter! Die Kokarde 'runter!"

„Was berechtigt Sie, mich mit ‚Kamerad' anzureden?" fragte Hermann.

„Ich bin Offizier," sagte jener.

„Sie waren es, meinen Sie. Jetzt sind Sie Lump."

Das schien dem Ehrenmann nichts Neues zu sein; er sagte:

„Schimpfen können Sie nachher; vorläufig haben Sie die Achselstücke abzunehmen, oder ich tu's."

„Den Versuch empfehl' ich Ihnen," sagte Hermann mit einem seltsamen Lächeln.

Der Fremde machte eine Bewegung nach Hermanns Schulter. Im nächsten Augenblick fuhr er, mit dem Kopf voran, durch die Fensterscheibe auf den Bahnsteig. Allgemeiner Jubel der Abteilgenossen, die sich um Hermann scharten und von denen ihn zwei beherzte Männer ihres Beistandes versicherten. Aus den benachbarten Abteilen des Durchgangswagens stürzten die Fahrgäste auf den Gang, um zu sehen, was los sei. Der Hinausgeschmissene hatte sich aufgerappelt und brüllte:

„Genossen, hier ist ein Kerl, der sich widersetzt — verhaftet ihn!"

Ein paar Tapfere in Zivil, mit roten Binden um den Arm und mit Gewehren bewaffnet, kamen auch wirklich herbei.

„Das dürfen Sie versuchen," rief Hermann; „es kostet aber einige Menschenleben!" und zeigte seinen Revolver.

Einer von der roten Armee hob das Gewehr gegen Hermann. Aber er ließ es überrascht wieder sinken; denn eine

ganz kleine, ganz dicke Dame hatte sich vor Hermann geschoben — das war nun einmal sein Schicksal — und hatte geschrien:

„Schießen Sie nur! Schießen Sie nur; aber bevor Sie schießen das Herr, Sie mussen erst schießen mich!"

Unter andern Umständen wäre es sehr komisch gewesen, daß die kurze Dame den langen Hermann decken wollte; aber hier lachte niemand. Im Gegenteil: der Mut dieser Frau rief jetzt alle Insassen des Wagens auf den Plan.

Die Freiheitsmänner, die so gern den deutschen Offizier erniedrigen wollten, weil sie nichts vertragen, was über ihre Vortrefflichkeit hinausragt, umstanden in einer Gruppe den Bahnhofsvorsteher und schienen ihn bestimmen zu wollen, den Zug nicht abfahren zu lassen. Der aber schien noch das Gefühl zu haben, daß er dem Staate diene und nicht einem Haufen Verbrecher, und der Zug fuhr ab, ohne daß die rote Armee die angebotene Schlacht angenommen hatte. Aufrührer aus Not können den Mut der Verzweiflung haben; Aufrührer aus Frechheit sind immer feige.

Wer aber der mutige Schirm und Schild Hermanns war, die Dame, mit der er sich nun bis Hamburg wunderbar unterhielt, das wird der philologisch gründlich gebildete Leser schon erraten haben. Ja ja, es war die gute kleine Frau Käpt'n Braß, die während der ersten Hälfte des Krieges schweigend unglücklich gewesen war über das Mißgeschick ihres Vaterlandes und die danach noch viel unglücklicher gewesen war über seine Gemeinheit, um so unglücklicher, als sie ihr Herz doch nicht ganz und für immer von der Lügeninsel losreißen konnte. Vaterland bleibt Vaterland, jedenfalls für den ehrenhaften Menschen, und wenn es England ist.

Jener Hauptmann vom Generalstab, jener Redliche, der es nicht vertrug, daß ein sonnenklares Verdienst ohne sichtbaren Lohn bleiben sollte, hatte es in den letzten Tagen des Krieges durchgesetzt, daß Hermann Stahmer das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen wurde. Das Kreuz ist sicherlich keine schöne Form; Goethe hat es mit seinem Schönheitsauge erkannt; aber wenn es opferwillige Liebe bedeutet, ist es dennoch das schönste aller Ehrenzeichen.

Und nun sei es mir vergönnt, von einem Recht des Dichters Gebrauch zu machen, nämlich dort einen Vorhang herabzulassen, wo es ihm passend erscheint. Er hat das Recht, gewisse Dinge zu übergehen oder hinter die Szene oder in den Zwischenakt zu verlegen. Dankbar erheb ich meine Hände zum Urheber meines Daseins, daß er mich nicht zum Geschichtsschreiber gemacht, daß er mich nicht verdammt hat, den Giftbecher, den der Neid meinem Vaterlande reichte, wie er ihn einst dem Sokrates gereicht, in jedem Tropfen noch einmal durchzukosten. Doch will ich nicht künstlerische Gründe vorschützen; gerad und ehrlich will ich's gestehen: ich lasse den Vorhang fallen aus Feigheit. Ich entsetze mich vor der Erinnerung. Hinter diesem Vorhang wird mein Volk verraten, vollendet der Verrat sein Werk, der schon im Jahre 1917, wie unser bester Mann uns in seiner Lebensbeschreibung berichtet, aus einem mitteleuropäischen Sumpfe stieg. Wohin die unterirdischen Verbindungen dieses Sumpfes gehen, das wird einst Deutschlands steigende Sonne an den Tag bringen. Mich laßt schweigen von dem, was ihr wißt. Ein Mann, der nie an Gespenster geglaubt, dem die Nacht niemals schrecklich gewesen, erstarrt im Grausen vor der Nacht der Seelen. — — —

45. Kapitel.

Doch hab ich die Pflicht, von den Menschen dieser Geschichte noch einiges zu berichten, und diese Pflicht erfüll' ich gern, obschon nicht gleich gern in allen Teilen. So muß ich von unserm Gracchus Trübes berichten. Er kam mit mehreren hundert deutschen und österreichisch-ungarischen Offizieren in ein ehemaliges Militärstrafgefängnis, das aus gesundheitlichen Gründen zu diesem Zweck nicht mehr gebraucht werden konnte, für deutsche Offiziere aber darum eben recht war. Aus Beethovens Fidelio-Musik wißt ihr's, wie durch lange, lichtlose unterirdische Gänge aus grinsenden Rachen das Grausen fegt. So war es hier. Grabeskälte hauchten die Mauern; das Wasser lief in kleinen Bächen von den Wänden. Zu zwanzigen in eine Zelle gesperrt, hatten sie keinen Ofen, keine Bücher, keinen Ausblick, in der Höhe nur schwervergit-

terte Fenster. Wie wilde Tiere liefen sie umher und krochen, wenn möglich, nach dem Mittagessen ins Bett, um es vor dem nächsten Morgen nicht mehr zu verlassen. Ein Major, der mit Entschiedenheit für seine Leidensgenossen eintrat, erhielt auf sein Verlangen nach einem Ofen immer dieselbe höhnische Antwort: „Demain!“ Dieses „Morgen“ dauerte über zwei Monate. Als sie dann einen Ofen hatten, bekamen sie noch lange keine Feuerung. Und die tägliche Mahlzeit war täglicher Hohn; sie standen hungriger auf, als sie sich gesetzt. Auch für Geld bekamen sie nicht mehr; sie sollten ja verderben. Drei Stunden lang konnten sie in einer Ecke des hochummauerten Hofes zusammengedrängt in der Sonne stehen, wenn sie es dort vor einem entsetzlich riechenden Orte aushielten. Bald genug gingen sie mit zitternden Knien die Treppen hinauf und herab; bald genug wurden ihre Herzen matt, ihre Lippen und ihre Geister still.

In allem Unglück traf unsern Gracchus ein Glück. Er hatte das völlig unbrauchbare, zerrissene Bettlaken eines unbenutzten Bettes zerschnitten und ein Stück davon vor ein zerbrochenes Fenster gehängt, weil die Zugluft nicht zu ertragen war. Dafür wurde er zu dreißig Tagen Arrest verurteilt. Er konnte von Glück sagen; ein andrer Offizier bekam, weil er sich eigenmächtig sein Paket aus dem Paketraum geholt hatte, eineinhalb Jahre Gefängnis.

Und wahrlich konnte er von Glück sagen; denn dreißig Tage war er nun allein! Die Menschen unsrer Umgebung müssen wir wechseln können wie unsre Kleider; sonst geht es mit den Menschen wie mit den Kleidern: sie werden zu einer unsauberen Qual. Gebt dem Menschen unbegrenzte Freiheit, und er wird zum Tier; sperrt ihn unbarmherzig ein, und er wird das gleiche, besonders wenn ihr ihn monatelang, jahrelang in dasselbe Menschengitter sperrt.

Allein! Also konnte er ganz das Leben von einst leben! Sie kamen ja alle zu ihm: Hermann, um Kalk mit ihm zu löschen, um ihn vor den Gänsen zu schützen, Leberwurst und Zucker mit ihm zu essen, sich mit Grapengeter vor dem Kindergarten zu prügeln, bis die Dame mit dem Sonnenschirm dazwischen kam, — Robinson mit ihm zu lesen und fast zu er-

leben, wenigstens, bis der große Dampfer elbaufwärts kam — „Minotaur" hieß er, richtig! — „Herzog Ernst" mit ihm zu lesen („Vom Werner lass' ich nicht!"), die große Milchkarre zu schieben, eine Weihnachtstüte mit mulbigen Feigen zu ergattern, Schlittschuh mit ihm zu laufen, Klopstock zu lesen, Bürger, Hölty, Voß — in Cohrs' Garten, wenn der Mond schien — bei Nachtzeit mit ihm zu wandern durch den Sachsenwald oder in Tagen eines hohen Lichtes durch den Wundergarten Deutschland — ja, Hermann kam und sein Vater! Ein heißes, ja ein schmerzlich heißes Gefühl zog mit breitem Strome durch Gracchus' Herz: ein übermächtiges Dankgefühl, das sich nicht genug getan hatte und wohl nie genugtun konnte! Wie treu hatte sein Hermann zu ihm gestanden, immer und immer; in jeder Gefahr war er ihm beigesprungen. Und damals bei den Gänsen hatte Gracchus gesagt: „Ich steh dir mal wieder bei!" Hatte er das eigentlich getan? immer getan? Nun, es war keine rechte Gelegenheit dazu gewesen; vielleicht kam sie noch einmal.

Auch Peter Grapengeter besuchte ihn, fragte: „Wieviel Basches heß noch?" und schlug ihm dann unter die Hand, daß die Marmel umherflogen und er sie aufgreifen konnte. „Ganz wie es die Feinde mit Deutschland machen wollen," mußte er denken. „Merkwürdig, wie sich alle Dinge wiederholen!"

Er verließ seine Arrestzelle und wanderte mit Hermann an das Ende der Sackgasse, die mit einer mauerdichten Hecke abschloß und wo die Welt endgültig zu Ende war und wo er gedacht hatte: „Wenn ich groß bin, will ich doch einmal sehen, ob man nicht über das Ende der Welt hinaussehen kann." Er hatte es inzwischen mit Gedanken, Hoffnungen und Wünschen versucht; es war ihm nicht geglückt; doch wollte er's weiter versuchen.

Hermann hatte dasselbe mit Taten versucht; es war ihm nicht gelungen; doch gab er die Hoffnung nicht auf.

Was aber das Erstaunlichste war: nicht nur Menschen kamen in seine Zelle, nein, auch tote Dinge besuchten ihn. T o t e Dinge? Gibt es denn tote Dinge? Sein Elternhaus besuchte ihn, die dunkle, schmale Stiege, die Küche, das

Wohnzimmer mit den Blumen und des Vaters Armstuhl, die Schlafkammern besuchten ihn. Der weite Speicher von Th. F. Stahmer, die Spinnwebhöhle des sauren Polyphem, der Heuboden des Bauern Brockmann, sie alle kamen auf Besuch, ganz allein, ohne Menschen. Und Tage kamen zu Besuch, Stunden, Minuten, Sekunden, ganz besonders Sekunden, da zwei Wände so gegeneinander standen oder so — und so beleuchtet waren oder so — da eine Blume auf der Fensterbank stand und ein Stuhl am Tisch — und solche Stunden, solche Sekunden machten ihn unbeschreiblich glücklich. In jener Sekunde damals, als die Welt ringsum so aussah, hatte er nichts gewollt oder gewünscht, nichts erreicht oder empfangen — und war unaussprechlich selig gewesen. Nein, mehr als das: Augenblicke, an denen er einstmals fühllos vorbeigelebt hatte, wurden nun zu Seligkeiten. Nicht nur, daß Erinnerung alle Leiden sänftigt, Freuden aus Leiden macht und vergangene Freuden verdoppelt, nein, sie macht die höchsten, macht unsagbare Wonnen aus stummen Dingen und ereignislosen Augenblicken. Nichts hatte er in solchen Augenblicken getan als atmen — und war glücklich gewesen, war nun zehnfach glücklich in der Erinnerung. Wem ist es nicht so geschehen?

„Wie heimlich glüht ein Bild
Aus langer Dämmrung:
Ein Sommerabend war's
Im Heimatdorfe;
Noch lag ein Sonnenhauch
Auf Dach und Giebeln,
Und hell stand schon der Mond
In leerer Straße.
Der Nachbar sprach ein Wort
Von Tau und Regen,
Er sprach zu seinem Weib
Drin in der Kammer;
Er zog das Fenster an,
Es klang der Riegel;
Ein erstes Sternlein trat
Aus lichtem Dunkel.
Aus fernen Gärten klang
Ein Mädchenlachen;
Ein letzter Nachhall dann
Und letzte Stille.

Und all die Sommerwelt
Ging wie ein Atem
Geruhig ein und aus
Durch meine Lippen. —

Nun weiß ich's, da mein Haar
Beginnt zu bleichen:
Was damals ich geatmet, war
Das Glück."

Die Welt ist eine selige Wohnung, solange unsre Wünsche schweigen. —

Und auf irgendeine Weise mußte es auch Gudrun gelungen sein, bis nahe an die Pyrenäen vorzudringen und die Postenkette des Gefängnisses zu durchbrechen; denn in einer Nacht erschien sie ihm im Traum. Es war, als säße sie an einem Klavier; doch sah man kein Instrument; silberweiße Wolken zogen unablässig unter ihren Händen dahin, und ihre weißen Hände schienen auf Sternen zu spielen. Und voll unendlichen Mitleids immer die Augen auf ihn gerichtet, sang sie mit ihrer rosenweichen Stimme, wie er es einst von ihr gehört:

„Ob ein Gott sei? Ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob vor irgendeinem Weltgericht
Sich dies rätselhafte Sein enthülle?
Hoffen soll der Mensch. Er frage nicht.

Die du so gern in heil'gen Nächten feierst
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! lass', durch dich emporgehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Tränen zählt! . . ."

Erwacht, starrte er regungslos gegen die Decke. Er fürchtete sich, einen Finger zu rühren, als könnte er damit das Bild und den Klang verscheuchen, die grausam mit jeder Sekunde verblaßten wie jegliches Traumgebild. Doch wollt' er es halten, wollt' es halten, halten! Eine namenlose Wehmut erfüllte ihn ganz, und ganz erfüllte ihn namenlose Wonne, und da sie ihn beide ganz erfüllen wollten, so drohte ihm das Herz zu zerspringen. „Du hast das Seligste der Welt ge-

wonnen — du hast das Seligste der Welt verloren" — diese Gedanken warfen ihn empor und abwärts wie den regungslosen Schwimmer die Meereswelle. Aber so ganz durchseligend hatte ihn dieses Traumbild umschlungen und umklungen, daß auch im tiefsten Weh noch Süße war: Süße eines seligen Verblutens.

Wie war sie nur zu ihm gekommen? Sie zu ihm! War es ihr Wille, der sie hergetragen? Er hätt' es nie gewagt, zu ihr zu dringen, auch im Traume nicht. Wenn er die Reihe der Menschen durchging, die er nun kennengelernt — selbstverständlich: dann war sie der schönste, reinste, vollkommenste von ihnen allen. Hermann kam nicht in Betracht, weil er ein Mann war. Landwina? Möglich, daß sie Gudrun nicht nachstand — für andere. Er war mit Landwina vielleicht öfter zusammen gewesen als mit Gudrun; aber er kannte sie viel weniger. Seinem schlichten, tief anspruchslosen Gemüt war schon das Gefühl — vom Gedanken ganz zu schweigen — — niemals aufgestiegen, daß dieses vollkommene Wesen, noch dazu in einer weit bevorzugten Gesellschaftsschicht wurzelnd, jemals mit ihm in nähere Berührung kommen könnte; sie war der größte und zugleich letzte Stern in Himmelsfernen. Über die Anziehungskräfte seiner Person hatte er die denkbar bescheidenste Meinung, nämlich gar keine, weil man über etwas, von dessen Vorhandensein man nichts weiß, auch keine Meinung haben kann.

Diese Selbsteinschätzung, will sagen: Nichteinschätzung mochte auch dazu beigetragen haben, ihm seine Schwägerin Sabine als eine passende Lebensgefährtin erscheinen zu lassen. Inzwischen waren ihm wohl Zweifel an ihrer Ebenbürtigkeit aufgestiegen; sie waren aber nie so stark gewesen wie an diesem Morgen nach dem Traume. Jetzt kam ihm merkwürdigerweise auch der Gedanke: „Wie hat sie den Julius so bald vergessen können!" Aber er war nun versprochen; daran war nichts zu ändern. Das Verlöbnis aufheben? Wenn sie ein volles Glück davon erwartete, ihre ganze Hoffnung für sich und ihre Kinder darauf stand? Das ging nicht.

Auch war es ja Torheit, an Gudrun zu denken. Gewiß: er war etwas geworden, hatte etwas geleistet; ein berühmter

Mann war er geworden, und er hoffte, noch weit mehr zu können — aber für einen solchen Anspruch reicht es nicht. Was ist auch auf einen Traum zu geben? Nichts? Auch auf einen Traum von solcher Gewalt nicht? Auf einen Traum, der stärker ist als Leben? Stärker war, stärker war! Wie ein rettungslos Verarmender mit krampfenden Fingern den letzten Groschen festhält, der ihn noch vor dem völligen Untergange bewahrt, so klammerte er sich an die letzten Fetzen des verbleichenden, verhallenden Traums.

„Nun, harter Tag, erbarmungsloser Scherge
Der Wirklichkeit, treibst du mit Grinsen ein,
Was wir, von deiner Last erdrückte Zwerge,
Im Traum geborgt von einem süßern Sein.

Mit hämisch gleichem, hartem Schritt der Stunden
Entrückst du mir das zartgewobne Bild.
Jetzt nur ein Schleier noch — und jetzt entschwunden!
Und Sehnsucht irrt im nebelnden Gefild — —“

Sehnsucht! Sehnsucht! In seiner engen Zelle breitete er weit die Arme aus nach allem, was er verloren hatte, nach Freiheit, Glück und Vaterland. Mit nassen Augen sang er das beste Lied, das ihm bis dahin gelungen war. Die segensreichste aller Mütter lohnte ihm mit Gelingen, weil seine Treue es ihr gesungen hatte.

„Deutschland, geliebte Mutter,
Du gabst mir, was ich bin;
Du sangst das Lied der Hoffnung
In meinen Kindersinn.
Und ruhig wuchs mein Wille
Wie deiner Felsen Hang;
Durch meines Herzens Gründe
Ging deiner Ströme Klang.

Wo ich nun weil' und wandre,
Bleib ich in deiner Haft;
Ich trank ja deine Liebe,
Du Land voll Morgenkraft.
In Not und Fremde such ich
Dein Auge groß und lind
Und weiß, ich bin geborgen
Wie einer Mutter Kind.

So nimm auch, heilige Mutter,
Nimm meine Liebe an,
Und will der Neid dich schänden,
O fordre, fordre dann!
Mein Herz mit allen Wünschen
Sei dir ein Opferbrand,
Ruht einst nur seine Asche
In deiner Mutterhand."

46. Kapitel.

Just zur Weihnacht war Hermann in die Heimat zurückgekehrt. Es war ein stilles Fest und, wenn die Hoffnung reden darf, die traurigste Weihnacht in Deutschlands Geschichte. Die Stahmer schauten in den Tannenbaum und sahen seine Lichter nicht; doch sahen sie durch das Grün seiner Zweige die Augen eines Gotteskindes leuchten, und die sprachen: Seid getrost in Hoffnung. Dasselbe sagten diese Augen, was Gudruns Augen und Mund in Gracchussens Traum gesprochen hatten: „Hoffen soll der Mensch."

Der Schlag des Schicksals war geschehen; der Blitzstrahl hatte alles zerstört, das war furchtbar; aber nun kam das Schwerere: das nüchterne Leid, das tägliche Ertragen, der tägliche Anblick der Trümmer, der tägliche Morgengruß der Not. Indessen: da gibt es ein Heilmittel; es heißt Arbeit. Ein Mensch darf weinen, ein Volk nicht. Ein Volk muß ringen vom ersten Tage seines Unglücks an. Und wunderbar, wunderbar, meine Brüder: schon am dritten Tage klingen leise Glocken des Himmels in eure Arbeit. Hoffnung gebiert Tat; aber Tat gebiert auch Hoffnung.

Hermann hatte nicht nur für sein Vaterland zu ringen, sondern auch für sich selbst. Das Geschäft seines Vaters hatte der Krieg vollkommen vernichtet; nach Theobalds Tode hatte man es aufgelöst; von den Angestellten war nur Klütermann übriggeblieben, der täglich Speicher und Bureau aufsuchte und Staub wischte. Ein großes Vermögen hatte Theobald nicht hinterlassen. Dem Schwager seiner Susanne hatte er immer wieder geholfen; für seinen Freund „Schlemil" Leichmann hatte er immer wieder gebürgt, bis er mit einem Ver-

mögen hangen blieb, und wie viele solcher Freunde hatte er gehabt, die, wenn vier oder fünf zusammenkamen, auch einen Leichmann ausmachten. Die Stahmer waren noch nicht arm: aber sie mußten rechnen. Vor allem mußten die Frauen vor zukünftiger Sorge gesichert sein, und schon aus diesem Grunde mußte Hermann nach einem Beruf ausschauen, ganz abgesehen davon, daß es sich ohnedies für ihn von selbst verstand. Er hätte für sein Weib und sein Söhnchen auch dann gearbeitet, wenn Landwina und ihr Vater noch reich gewesen wären. Aber ihre Besitzungen in Rußland hatte die Revolution verschlungen, und der anspruchslose Waldemar lebte von seiner Feder und seiner Professur an der neuen Hamburger Universität.

Mit dem Offiziersberuf war es aus. Deutschland brauchte keine Kämpfer, keine Führer, keine Befehlenden mehr; der ewige Friede war da, und die es besessen hatte, die als erste ihre Leiber dem Feind entgegengeworfen hatten, trat es in den Staub. „Herunter mit allem Ragenden!" hieß der Siegesruf der „neuen" Zeit mit ihrem uralten Jammer. Nicht viel mehr als ein Jahr dauerte es, da konnte man auf den Grabstein eines Helden setzen:

„— — — —

Sieger in 44 Luftschlachten,
Geehrt vom Feinde,
Von deutschen Brüdern erschlagen." —

Als Balder ermordet war, weinten alle Götter und Menschen; auch die Tiere, die Erde und das Gestein, das Holz und alles Metall beweinten Balder. Aber in einer Höhle hauste die Riesin Thokk; die verschmähte zu weinen. „Thokk" ist der Dank, der Dank, der der Welt Lohn ist. — —

Landwirt wollte Hermann werden. Zum Schwager seiner Mutter wäre er auch dann nicht gegangen, wenn der seinen überschuldeten Hof nicht schon vor Jahresfrist verkauft gehabt hätte — zu Fremden wollte er; eine harte und gründliche Lehre wollte er durchmachen, wie sie sein Schwesterchen bestanden hatte. Mit deren Beistand wollte er einst eine Land-

stelle pachten, vielleicht gar kaufen, und all seinen Lieben eine Stätte ländlichen Friedens und glücklichen Genügens bereiten.

Indessen der Bauer Kniepoog (was auf hochdeutsch „Kneifauge" heißen würde), bei dem Hermann nun als „Volontär", d. h. als jüngster Knecht eintrat, faßte die Sache ganz anders auf. Mit derselben Heiterkeit des Gemüts, mit der er seinen Grünkohl mit zweifingerlangen Strünken verkaufte, weil diese Strünke viel Gewicht und also viel Geld machten, ohne darum genießbar zu sein; mit derselben geistigen Überlegenheit über den dummen Städter, mit der er seine Eier zu Diamantenpreisen, seine Butter zu Radiumpreisen hinaufentwickelte, mit der innigen Überzeugung, daß die saudummen, nichtsnutzigen, sonst vollständig überflüssigen Stadtmenschen nur dazu da seien, von einem geriebenen Bauern gründlich übers Ohr gehauen zu werden: mit diesen schönen Seelenregungen also sah Kniepoog auch dem jungen Manne zu, der so dämlich war, ihm die Arbeit eines Knechts zu verrichten und noch etwas draufzuzahlen. Daß der nie einen Bauern abgeben werde, stand ihm fest; je länger sein „Volontär" sich darüber täuschte, desto besser. Jedenfalls fühlte Kniepoog keine pädagogischen Verpflichtungen. Wenn Hermann ihn fragte: „Warum wird das so gemacht und nicht so?", dann kniff Kniepoog ein Auge zu und sagte grinsend: „Jaaa, dat wee'ck ook ni (das weiß ich auch nicht); ober dat is so". Natürlich bemühte Hermann sich auch wissenschaftlich; nach vollbrachtem Tagewerk saß er über den Büchern, um sich auf eine landwirtschaftliche Schule vorzubereiten; aber er mußte die alte traurige Erfahrung machen, daß der Geist nicht mehr anzieht, wenn der Körper den Tag über in den Sielen gegangen ist, daß Kraft Kraft ist und genau wie Geld nicht mehr da ist, wenn man sie ausgegeben hat. Er schlief über den Büchern ein und erwachte, um zu verzweifeln. Sein Lungenschuß und eine Gasvergiftung, die er noch im letzten Vierteljahr des Krieges erwischt, hatten seine Widerstandskraft vermindert; die elende Kost des guten Kniepoog, der auch der Meinung lebte, daß die liebe Gottesgabe nicht zum Gefressen-, sondern zum Verkauftwerden da sei, tat das Ihrige, und nach einem halben Jahr,

nach hundert heldenhaften Versuchen, den steilen Berg mit versagendem Herzen zu erklimmen, brach Hermann zusammen.

In dieser Zeit bewies Onkel Konrad die Macht seines Gemüts. O, Onkel Konrad hatte viel Gefühl. Wenn er im Kino auf dem billigsten Platze saß — es war das einzige Vergnügen, das er sich gönnte — und wenn dann eine arme Mutter starb und sieben Waisen an ihrem Totenbette standen und das Harmonium in Moll spielte, dann weinte unser Konrad nudellange Tränen auf die mitgebrachte Käsesemmel.

„Ich hab dir's ja gesagt, du sollst Kaufmann werden!" rief er. „Noch ist es nicht zu spät. Du trittst bei mir ein und lernst die Eisenkrämerei. Ich zahl dir 'n anständiges Gehalt, obwohl du als Lehrling ja noch gar nichts beanspruchen kannst, und wenn ich mal mit Tod abgehe, übernimmst du das Geschäft. Vielleicht, wenn du fleißig und tüchtig bist, wenn ich mit dir zufrieden bin, mach ich dich schon vorher zu meinem Teilhaber!"

Das war doch wirklich Gemüt genug! Hermann war mürbe geworden und nahm an.

Im Grunde verfolgte Onkel Konrad dasselbe Ziel wie Kniepoog. Er gewann eine wertvolle, zuverlässige, vielversprechende Arbeitskraft für 250 Mark im Monat. Und an den Gehaltstagen war er festen Gemüts. Über 250 Mark — mit den üblichen Abzügen — ging er nicht hinaus. Ob sein Neffe etwas lerne, darum kümmerte er sich kaum. Er ließ ihn aus- und einpacken, verschnüren und versiegeln, Rechnungen schreiben und zur Post bringen usw. usw. Immerhin sorgte er sich insoweit um den Fortschritt seines Neffen, als er gelegentlich — aber schonend! — durchblicken ließ, daß die Menge der Leistung noch nicht den berechtigten Erwartungen entspreche und das hohe Gehalt gewissermaßen eine verwandtschaftliche Unterstützung sei.

„Ich laß dich nicht sinken!" sagte der gute Onkel. „Wenn du klug bist, bleibst du bei mir und baust dir von der Pike auf deine Zukunft, wie ich es auch gemacht habe. Sieh mal, ich hab mit nichts angefangen; alles, was ich bin, hab ich mir selbst zu verdanken! Ich bin ja kein reicher Mann — du lieber Gott, ich hab nich viel! Ja, wenn der Krieg nich

gekommen wäre, dieser Lausekrieg! Oder wenn wir ihn wenigstens gewonnen hätten! Aber wie konnten wir den gewinnen! Daran hab ich nie geglaubt! Na, das's ja nu alles einerlei — ich hab doch was vor mich gebracht, hab mir 'n gutes Geschäft aufgebaut! Ich hab aber auch gearbeitet!"

Dann sollte Hermann in Ausrufe der Bewunderung ausbrechen; aber er tat es nicht.

Als er an einem Sonnabendnachmittag von seiner Arbeit heimwärts ging, begegnete ihm unfern seiner Wohnung ein endloser Zug von Equipagen, voran eine Brautkutsche mit Schimmeln. Er ahnte nicht, daß seine ehemalige Braut in dieser Kutsche saß. Alma „v. Felsenburg" machte Hochzeit mit 32 Wagen, und die Kirche war mit Myrthen, Orangenblüten, Tuberosen, Flieder und weißen Rosen sozusagen ausgepolstert. Alma vertauschte ihren adligen Namen mit dem bürgerlichen eines Mannes, der fünfhunderttausend Zentner Fett an England verkauft hatte, als deutsche Kinder verhungerten. Die Dichter haben mitunter besondere Verbindungen, und so kann ich verraten, daß Alma an ihrer hübschen Hand einen Brillantring trug, den einst Susanne Stahmer mit ihrem ganzen Schmuck dem Vaterlande dargebracht hatte.

Um diese Zeit war es auch, daß in Königsberg ein Grünhöker vor einer Volksversammlung ausrief: „Wir werden Hindenburg auf einen Straßenbahnwagen stellen und ihm eine Kurbel in die Hand geben, damit er mal lernt, was arbeiten heißt!"

Um diese Zeit war es, daß ein Mann in Magdeburg vor einer Versammlung ausmalte, wie herrlich fein sie es angefangen hätten, den Geist des deutschen Heeres zu vergiften und die Treuen an der Front von hinten her zu erdolchen.

Um diese Zeit war es, daß Siegfried Baer große Erfolge erzielte. Er schrieb von der Schweiz aus, die Deutschen allein hätten das ungeheure Verbrechen des Krieges verschuldet; das sei kein Wunder; denn sie seien geborene Verbrechernaturen, und die Bedingungen ihrer Feinde seien noch milde zu nennen. Dafür erntete er in der französischen, belgischen und englischen Presse warmes Lob und herzliche Anerkennung; sie druckten

seine Worte ab als „deutsche Stimme über Deutschland", und eine belgische Universität machte ihn zum Ehrendoktor.

Sein Vater Salomon schrieb ihm einen empörten, warnenden, bittenden, beschwörenden Brief. Wer die Moral der Feinde Deutschlands jetzt noch nicht durchschaue, der wolle sie nicht durchschauen. Aber ob nun sein Sohn anderer Ansicht sei oder nicht, er solle bedenken, welch gerechten Anlaß zum Judenhaß er den Deutschen gebe. „Mit welchem Recht willst du den Judenhaß verurteilen, wenn dich selbst nichts treibt als blinder Haß? Und deine Gesinnung werden unsere Feinde verallgemeinern, nicht die meine. Und aus den Verallgemeinerungen kommt dann das Unglück, kommt alles Unglück."

Darauf schrieb Siegfried einen Brief, den man ganz kennt, wenn man den Schluß kennt:

„Die Natur hat, als sie die Familien Baer und Mandelblüh schuf, es weder auf Deinen Großvater noch auf Deinen Vater noch auf Dich abgesehen, sondern einzig und allein auf mich. Wenn dieser Name einmal einen Klang bekommen wird, so wird es nur durch mich geschehen, und die wackeren Schulmeister, Rabbiner oder Synagogendiener oder was ich sonst an Vorfahren habe, werden in der Erinnerung der Menschen verschwinden wie Fliegen im Herbst; ich aber werde bleiben. Deine einzige Daseinsberechtigung liegt darin, mein Vater gewesen zu sein."

Als Siegfried nicht allzu lange danach wegen Meineids und Urkundenfälschung vor Gericht stand, sprach er zu den Richtern:

„Die bürgerlichen Gesetze haben für mich keine Geltung. Ich stehe über allen Gesetzen, auch über dem Sittengesetz, wie ich über allen Kunstgesetzen stehe. Ich bin nur einmal da wie ein Gott; anstatt mich zu verurteilen, sollte man mir göttliche Verehrung erweisen."

Jegliche Angst des Lesers wegen Siegfrieds geistigen Gesundheitszustandes ist unbegründet. Siegfried war ein „gesunder Junge"; er wußte, daß „meschugge" das Geschäft der Stunde sei, das Geschäft, mit dem man Aufsehen und Geld machte. Er bewegte sich stilgerecht im Rahmen einer Revo=

lution, die eine Revolution der Minderwertigen war, in der Kunst wie in der Politik. Seit dem Anfang der Welt murren die Minderwertigen: „Warum bekommen wir nicht dasselbe wie die Günstlinge der Natur, die die Forderungen des Lebens erfüllen?" Nun waren sie auf den Gedanken gekommen: „Wir wollen diese Forderungen leugnen, dann sind wir den andern gleich. Und was sie uns dann nicht geben, nehmen wir mit Gewalt." Oder wie Waldemar eines Tages zu einem Verteidiger der Revolution sagte: „Wenn man mit einem Stecken einen Teich aufrührt, daß der Schlamm nach oben kommt, so ist das freilich Revolution, aber kein Aufstieg, höchstens ein Aufstieg des Schlammes."

Als Salomon Baer eines Tages mit jenem Brief seines Sohnes in der Tasche in der Vorortsbahn fuhr, mußte er an einen seiner jüdischen Schüler denken, der an der Spitze seiner Kompanie gefallen war, der der Liebling seiner Kameraden, seines Hauptmanns, seines Majors, seines Obersten und seines Generals gewesen war, der sich einen Tadel nur durch seine Tollkühnheit zugezogen hatte, der auch beide Kreuze und eine Rettungsmedaille trug und der nur einen Ruf hörte: das Vaterland. Im Garten eines russischen Gutshofes lag er begraben. „Bei Gott," dachte er, „solch ein toter Sohn wäre mir lieber als dieser lebendige." Und dann fiel sein Auge auf die gegenüberliegende Wand und auf einen Zettel „Juden 'raus!" Und ihm wurde bitter und weh ums Herz.

Um diese Zeit war es auch, daß Waldemar von Weidenbach auf dem Rathausmarkt in Hamburg eine Menschenansammlung erblickte und auf sie zutrat. Mitten im Haufen steckte, wie die Bremsenlarve im Geschwür, ein Mann mit einem Rattengesicht, der schon einmal gehangen zu haben schien, und entfesselte eine „Debatte" über soziale Fragen, d. h. er versuchte, ein kleines Feuerchen anzumachen und anzufachen, das dann vielleicht auf die ganze Stadt, das ganze Land übergriff. Mit einer kreisenden Armbewegung zeigte der Mann auf alles, was den Platz an Palästen und Türmen umrahmte, und sagte:

„Wer hat denn das alles gemacht? Das habt doch ihr gemacht. Also wem gehört es? Euch gehört es!"

„Erlauben Sie eine Frage?" sagte Waldemar.

„Bitte," machte der Rubelagent.

„Haben Sie schon einmal Ziegel gebrannt?"

Nein, das hatte er ganz gewiß nicht.

„Wissen Sie, wie ein Ziegelstein entsteht?"

Nein, das wußte er auch nicht.

„Dann darf ich Ihnen vielleicht kurz erklären, was zu einem brauchbaren Ziegel gehört." Und Waldemar setzte es ihm in fünf Sätzen auseinander, mit freundlichstem Humor. Und dann schloß er: „Sie sehen also: ohne erfindungsreiche Geister, ohne einen beherrschenden Willen und ohne Kapital kann der Handarbeiter noch *nicht einen einzigen Ziegelstein* machen."

„Ach, mein Herr," sagte der Aufwiegler abwinkend, „Sie sind Bourgeois, das sieht man ja —"

„Das ischa Quatsch!" rief ein Arbeiter, „widerleg doch den Mann!"

„Ach, das hat ja gar keinen Zweck!" rief jener und verzog sich hinter den Vorhang der Menge. Hohnlachen folgte ihm, und lachend zerstreute sich der Haufe.

Hättest du, mein Deutschland, seit fünfzig Jahren deine Waldemare mobil gemacht, so wärst du am Abgrund vorbeigekommen. Aber deine Herrschenden mißachteten die Seele, und an der Mißachtung der Seele bist du zugrunde gegangen.

Auch die Regierung unseres Dorfes war natürlich gestürzt worden, und als Gemeindevorstand regierte Steenkopp I., der sogar gegen Bürgerliche leutselig sein konnte, wenn sie ihn „Herr Bürgermeister" anredeten. Da er durch seinen Kneifer bei den Genossen den Ruf eines Gelehrten erlangt hatte, nahm er sich besonders der Schul- und Bildungsangelegenheiten an, wobei ihn allerdings seine Frau unterstützte. Die Finanzen schritten unter Grapengeters des Älteren Verwaltung einem tapferen Fehlbetrag entgegen, und Lushaupt, jener Mann, der die Bildung mit dem Ärmel gestreift hatte, machte den Anfang mit der freien Liebe, indem er sich von Frau und Kindern lossagte und mit Eile Fietz zusammenzog.

Daß der allgemeine Umschwung gelegentlich auch Gutes mit sich brachte, soll nicht verschwiegen werden. Von der allgemeinen Erhebung gegen die Tyrannenmacht mitgehoben und mitgerissen, verprügelte der Pantoffelmacher seine Ehehälfte, die böse Stiefmutter seiner Lisbeth, dermaßen, daß man es straßenweit vernahm und sie auf die Gasse flüchtete. Er schloß hinter ihr zu und beschloß, ebenfalls zur freien Liebe überzugehen.

Um diese Zeit war es endlich, daß die Axt an die Wurzel der deutschen Hoffnung gelegt wurde: an die Jugend. Eine drehkranke Erziehungslehre verkündigte den Kindern die Weisheit Siegfried Baers: „Ihr seid alles; über euch ist nichts. Keinem habt ihr zu folgen und zu gehorchen als euch selbst. Die Autorität ist abgeschafft!“ Und schon erschien in den Zügen tausender von Kindern, von Jünglingen, von Jungfrauen anstelle des Glaubens die Frechheit.

Der Größenwahnsinn des Individuums, die Krankheit der Zeit, hatte auf die Jugend übergegriffen. Und es war kein Widerspruch, daß die Gier der Einzelnen eine Bewegung der Masse wurde. Der Mensch ist selbstisch, und eine Masse aus Selbstlingen hatte sich zusammengefunden. Eine Masse, unverbunden wie der Sand, der an einem Felsen zerstieben wird.

Eine furchtbare Teuerung war über die Welt gekommen, von Gaunern erzeugt, von Gaunern vergrößert, von Gaunern erhalten, und die Stahmer mußten jetzt nicht nur rechnen, sondern darben. Oswald Bullerbohm verkehrte denn auch nicht mehr im Hause; er war schon zu Theobalds Bestattung nicht mehr erschienen, weil er in abriechbarer Entfernung kein Festessen witterte. Onkel Konrad ging in seiner Güte von 250 auf 300 Mark. Unsern Hermann plagten bittere Sorgen, obwohl Landwina fast nichts bedurfte als ihn und ihr Kind, um zu lachen. Dennoch saß keine Sorge näher an seinem Herzen als die ums Vaterland. Vom ersten Tage an war es ihm selbstverständlich, daß er zu den „Freiwilligen“ gehöre, die sich dem lauernden Blutdurst des Pöbels entgegenstellten. — —

47. Kapitel.

Die lauernde Bestie war aufgesprungen: im Mittelpunkte der Stadt und am Hafen raste der Aufruhr. Polizeiwachen wurden gestürmt und die Belegschaften entwaffnet; Läden wurden zertrümmert und ausgeraubt; aus Speise- und Kaffeehäusern wurden die „Besitzenden" mit Schüssen vertrieben; öffentliche Gebäude wurden beschossen; aus Gerichtsgebäuden wurden die Akten zum Fenster hinausgeworfen; die Gefängnisse wurden geöffnet und Mörder, Diebe und Zuhälter ihrem Berufe zurückgegeben. Da griffen die Freiwilligen ein, Hermann als Offizier auf seinem Posten, und der Aufruhr wurde unterdrückt. Matt und müde schritt er wieder seiner Wohnung zu. Was ihm aber auf dem Wege noch geschah, können wir erst erzählen, nachdem wir von einem andern jungen Manne berichtet haben.

Dieser junge Mann war als blinder Passagier mit einem spanischen Schiff nach Hamburg gekommen. Als er die Stadt betrat, fand er sie im Aufruhr. Heulende, johlende, höhnisch grinsende, bewaffnete Haufen durchzogen die Straßen des Hafenviertels. Mit Entsetzen packte ihn dieses Bild. Bei Gott, was aus diesen Gesichtern blickte, das war nicht Not, nicht Verzweiflung, nicht empörtes Rechtsgefühl, es war Übermut, Mord- und Zerstörungswut, war die ewige Rachsucht der Bösen. Wer im Zweifel sein konnte, brauchte nur die mitziehenden Weiber anzusehen; das entmenschte Weib ist immer am deutlichsten; es zeigt immer den letzten Tiefstand an. Schaudernd erinnerte er sich, daß er einst die Revolution verherrlicht hatte — aber nicht diese Art, beim Himmel, nicht diese! Vor einem Hause, das eine militärische Kommandostelle zu sein schien, traf er einen ihm bekannten Offizier; er fragte, ob er ein Gewehr haben könne, um mitzutun. Er erhielt ein Gewehr und eine Binde um den Arm und schloß sich dem nächsten abziehenden Trupp an. An einer Straßenecke bekamen sie Feuer von rechts; man bog in die Straße ein und suchte sie ab. Da stürzte aus einem Hinterhalt ein Haufe von Aufrührern zwischen die Soldaten, und unser

Freund wurde von der Truppe abgesprengt. Alsbald war er der Mittelpunkt eines tobenden Haufens, gegen den er vollkommen machtlos war, zumal man ihm das Gewehr entrissen hatte; aber es gelang ihm, in den Eingang eines großen Kaufmannshauses zu springen und blitzschnell die schwere Tür zuzuschlagen. Die Tür wurde wieder aufgestoßen; man schoß hinter ihm her, traf ihn aber nicht, und er gelangte, das ganze tiefe Gebäude durcheilend, an den jenseitigen Ausgang und damit in eine andere Straße. Gegenüber zeigte sich die Durchfahrt zu einer großen Weinhandlung; er durcheilte auch diese Durchfahrt und betrat den Keller des Weinhändlers, der ihm für den Notfall bereitwillig ein Versteck zwischen den Fässern in Aussicht stellte. Den Verfolgern mochten wichtigere Aufgaben aufgestoßen sein; sie folgten ihm jedenfalls nicht. Nach einer halben Stunde hielt es ihn nicht mehr; trotz der Warnungen seines Gastfreundes trat er wieder auf die Straße; sie war leer; aber aus der Ferne hallten noch Flintenschüsse. Er ging die Straße hinauf und kam auf einen Platz mit einer herrlichen Kirche; es war die Michaeliskirche mit ihrem schönen Turm, dem vertrauten „großen Michel". Als er nahe vor der Kirche stand, trat jemand heraus, und durch die geöffnete Tür brandete eine Woge von meergewaltiger Musik. Er trat ein und blieb an der Tür erschüttert stehen.

Ein Seelensturm schlug ihm entgegen:

„Sehet — wen? Den Bräutigam!
Seht ihn — wie? Als wie ein Lamm!
Sehet — was? Seht die Geduld!
Seht — wohin? Auf unsre Schuld!"

und in diesen Sturm sang ein Knabenchor breite Sonnenstrahlen des Glaubens hinein: „O Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet!"

Es war die Matthäus-Passion Johann Sebastian Bachs.

Hinter ihm der Tierschrei der Masse; vor ihm der gottgerichtete Gedanke eines ewigen Geistes. Hinter ihm der Mensch in seiner tiefsten Erniedrigung; vor ihm der Mensch in seligster Gottesnähe.

Er kennt sie, der erdenfeste Meister, kennt die am Boden wimmelnde, sich ringelnde, verknäuelnde, aufzüngelnde, zi-

schende, rauchende, aus heißem Rachen heulende Menge des Drachengewürms.

Sie glaubt an keinen Gottessohn.

„Er hat Gott gelästert; was bedürfen wir weiter Zeugnis!“

„Er ist des Todes schuldig!“

„Laß ihn kreuzigen!“

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“

„Was hat er denn Übles getan?“ fragt Pilatus.

„Laß ihn kreuzigen!“

O Gott, o Gott, es war ja auch das Schicksal des Vaterlandes, das aus diesen Tönen schrie!

„Ich habe übel getan, daß ich unschuldig Blut verraten habe!“ ruft Judas. So werden die einst rufen, die Deutschland verrieten.

„Da sie ihn aber gekreuziget hatten, teilten sie seine Kleider und warfen das Los darum.“

„Und speieten aus in sein Angesicht und nahmen das Rohr und schlugen damit sein Haupt.“

„Andern hat er geholfen und kann sich selber nicht helfen!“

„Er hat Gott vertrauet, der erlöse ihn nun!“

„Desgleichen schmähten ihn auch die Mörder, die mit ihm gekreuzigt waren.“

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!“

O Gott, o Gott, es war ja auch das Schicksal des Vaterlandes, das aus diesen Tönen schrie!

„Sind Blitze, sind Donner in Wolken verschwunden?“

Nein, nicht für immer! „Der Vorhang des Tempels zerriß von oben an bis unten aus, und die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber taten sich auf, und standen auf viel Leiber der Heiligen, die da schliefen.“

Das wird wiederkommen.

Er kennt ihn, der himmelsklare Meister, kennt den Weg ins ewige Licht; Myriaden Stufen eilt er auf Geisterfüßen empor, und Sterne, von Engeln getragen, brennen zu beiden Seiten und werfen Licht auf äthergebaute Stufen, und — heiligstes Wunder der Menschenwelt —: indessen dein Ohr in klingenden Seligkeiten ertrinkt, fliegt dein Auge zu Fernen,

die nie ein Rohr erreicht! Aber durch innerstes Leiden, durch ganzes Opfer geht dieser Weg in seiner Tiefe.

Der junge Mann lehnte sich bebend gegen den nahen Pfeiler, von wildem, jubelndem Weinen geworfen. Im höchsten Glück bricht der Quell der Tränen auf.

Vor langen Jahren, als Knabe, hatte er einst in dieser Kirche geweilt und hatte demselben Wunderwerk gegenübergestanden. Ein armer, blinder Musikant, der zu allen Konzerten freien Zutritt hatte, hatte ihn als Führer mitgenommen. Damals, im Anhören dieser Musik, hatte er vor Gott gestanden. Was er bei Schiller gelesen, was er später bei Beethoven gehört:

„Und der Cherub steht vor Gott!"

das war ihm hier geschehen.

Die Jahre zwischen damals und heute waren ausgelöscht. Damals und heute rannen zusammen in einen einzigen Augenblick. Er stand vor Gott, vor dem *einen* Gott, den *alle* suchen, *alle*, *alle*, wohin sie sich auch verirren. Wie töricht sie sich auch entzweien und verwirren in ihren Meinungen und Gedänklein, sie suchen alle das Eine, das hier ist, suchen alle den Gott, der in *diesem* Himmel wohnt. Was diese Wölbung durchhallt, durchblüht, durchleuchtet, was durch Erz und Stein dieser Wölbung emporsteigt wie ein sausender Flammenstrom: *das ist Wahrheit*, die eine, einzige Wahrheit: durch Liebe, Güte, Barmherzigkeit, durch Reinheit und Opfer zur Seligkeit.

Der junge Mann ging von dannen wie ein Seliger und achtete nicht des Wegs seiner Füße; denn er hatte den Weg seiner Seele gefunden. — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Abteilung der Aufrührer war vor die Kaserne der Freiwilligen gezogen und hatte sie zu stürmen versucht, hatte sich aber mit blutigen Köpfen zurückziehen müssen. Wutschnaubend wälzte sich der Haufe dem Heimatsorte unserer Helden zu. So stieß er auf Hermann, der in seiner Offiziersuniform, den Revolver am Gürtel, daherkam. Im Nu war er umringt.

„An die Wand mit dem Bluthund!" brüllte Peter Grapengeter. Eile Fietz, die Verschmähte, stand grinsend neben ihm. Hermann packte seinen alten Feind an der Brust und schleuderte ihn beiseite, um die nächste Mauer als Rückhalt zu gewinnen und dann sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Aber im selben Augenblick erhielt er von hinten her einen so wuchtigen Schlag über den Kopf, daß er auf die Knie stürzte. Sein Revolver wurde ihm entrissen. Grapengeter richtete das Gewehr auf ihn.

„Nein, noch nicht!" schrie der zähnefletschende Lushaupt, „erst soll er verhört werden!" Er hoffte, Geheimnisse aus Hermann herauszuholen; denn kein Schurke kennt einen Ehrenmann. Hermann hatte sich mühsam wieder erhoben und taumelte in halbem Bewußtsein vorwärts; mit Kolbenstößen stießen sie ihn weiter. Ein wenig klarer geworden, versuchte er abermals, den Ring zu durchbrechen, wurde aber zurückgestoßen und stürzte eine Kellertreppe hinab; ein wutgiftiger kleiner Kerl sprang ihm nach und trampelte mit den Füßen auf ihm herum. Aber einigen schien dies nicht das rechte Ende zu sein; sie stießen den kleinen Bosnickel zurück, hoben den Blutüberströmten auf und führten ihn weiter.

„Ihr müßt ihn fesseln!" schrie Eile Fietz.

Als Hermann das hörte, kam die Stärke eines verzweifelnden Simson über ihn. Er schlug um sich mit wahnsinniger Gewalt, so daß die Nächsten zurücktaumelten, und wirklich gelang es ihm, die drei Stufen zu einer Haustür hinaufzuspringen. Hier drehte er sich um und tastete nach seinem Revolver — er war nicht da. Aber im selben Augenblick war ein Mann da, der die Tür hinter ihm aufriß, ihn selbst hereinriß, daß er rückwärtstaumelte, und der dann selbst vor die Tür sprang.

„Hier wohne i c h!" krähte Meister Zirbelhahn. Seine Tür war es, dieselbe Tür, durch die einst Hermann und Gracchus den armen Hannis geführt.

„Wat wullt du, Snider?!" rief es aus der Menge.

„Ich will den sehen, der meinen Hausfrieden bricht!"

Ein Hohngelächter antwortete ihm, und Peter versuchte, ihn von der Tür wegzuziehen. Das gelang ihm aber nur soweit,

daß gerade ein andrer auf der Stufe Platz hatte: Gracchus Ohlenfleth.

„Kennt ihr mich?" rief er.

„Ja, dich kennen wir ganz gut!" riefen einige.

„Ich heiße Ohlenfleth; mein Vater war Nautikus Ohlenfleth, euer Parteigenosse; mein Bruder Philipp ist es noch heute."

„Jawoll!" blökte einer mit dicken Pausbacken, „Noskehund! Bluthund!"

„Das lügst du, Schuft!" rief Gracchus mit klingender Klarheit und steinerner Ruhe. „Ihr seid Bluthunde. Ihr greift zur rohen Gewalt, weil ihr zu dumm seid, mit Gedanken zu kämpfen für eure Ideale. Aber ihr habt auch keine Ideale; ihr wißt im Grunde eures Herzens ganz genau, daß ihr im Unrecht seid, deshalb greift ihr zu Mord und Lüge."

„Wenn du dein Maul nich hältst —!" schrie Peter.

„Aah, Freund Grapengeter!" rief Gracchus. „Erinnerst du dich, daß du schon als Junge ein Räuber und Spitzbube warst? Erinnerst du dich, wie du mit Steinen in die Warteschule warfst nach spielenden Kindern? Jetzt bist du sogar Vaterlandsverräter geworden. Du bist der wahre Kämpfer für Recht und Freiheit!"

Die Bewohner der Straßen, durch die die Rotte gezogen war, hatten sich zunächst ängstlich in ihren Häusern gehalten; nach und nach hatten sich aber die Beherzteren herausgewagt, und es hatte sich ein dünner Ring um die Aufrührer gebildet, aus dem jetzt sogar beifälliges Gemurmel kam. Grapengeter stand Gewehr bei Fuß und hohnlachte, aber stumm.

Meister Zirbelhahn aber hatte einen Jungen abgeschickt nach der Schmiede, zu seinem Sohn. Der traf den Jungen schon auf halbem Wege; denn die Kunde des Geschehenen war auch in die Schmiede gedrungen, und da hatte es Hannis nicht mehr gehalten. Als er nun gar hörte, daß es um seines Vaters Haus gehe, kam der Koloß ins Sausen.

Grapengeter, der sich anscheinend etwas geduckt fühlte, war zu Lushaupt, Eile Fietz und den übrigen Aufrührern getreten, die insgesamt über etwa ein Dutzend Gewehre zu verfügen

schienen, im übrigen aber aus mitgelaufenem Gesindel ohne Waffe bestanden. Auch unter diesen Mitläufern schien die Stimmung einen Knax bekommen zu haben; einer nach dem andern drückte sich, zumal man munkelte, daß Reichswehr im Anzuge sei. Trotzdem schien das Ergebnis des Kriegsrats: „Fortsetzung des Kampfes" zu sein; denn plötzlich sprang der fletschende Lushaupt vor und schrie:

„Herunter da, oder wir brauchen Gewalt!"

Gracchus blickte mit grenzenloser Verachtung auf ihn herab und schwieg. Da krachte ein Schuß — aber nicht Gracchus wurde getroffen, sondern Meister Zirbelhahn, der lautlos zusammenbrach. Im gleichen Augenblick sprang Peter von der Seite herzu — so daß er nicht weit von der Mauer stand — und wollte Gracchus mit dem Gewehrkolben hinunterstoßen. Da packte ihn eine Faust beim Kragen und schlug ihn mit dem Kopfe so gegen die Mauer, daß er sogleich an der Mauer herunterglitt und liegen blieb. Dem also Besorgten entriß Hannis das Gewehr, gedachte aber nicht zu schießen, sondern drehte es um und ließ es sausen. Die griechische Sage erzählt von den Hekatoncheiren, hundertarmigen Riesen — solch einer schien Hannis geworden zu sein. „Wer will hier noch was?" brüllte er, immer auf den Haufen dreinhauend; aber keiner wollte was von dem, was er austeilte. Die Weiber kreischten wie gestochen; am höchsten Eile Fietz, und Genosse Lushaupt lief so schnell, daß er mit einer zerschmetterten Schulter davonkam, und da inzwischen auch die umherstehenden „ruhigen Bürger" das Gefühl der Sicherheit erlangt hatten, griffen sie mit ein und gerbten den Kunden so hurtig die Häute, daß sie sie gleich mitnehmen konnten. Alsbald kam auch ein Wagen mit Reichswehrtruppen und nahm die Verfolgung auf. Sie luden auch Ehren-Grapengeter auf und schafften ihn ins Krankenhaus, wo er drei Monate zu seiner Heilung brauchte. Man hätte sich aber die Mühe sparen können; denn als er einige Monate später bei einem nächtlichen Einbruch überrascht wurde und auf den Anruf der Einwohnerwehr nicht stand, hatte er das unverdiente Glück, von einer ehrlichen Kugel tödlich getroffen zu werden. Erst als er von seiner Drescharbeit zurückkehrte, erfuhr Hannis seinen Verlust. Man hatte

den toten Meister ins Haus getragen, und als der Sohn mit ihm allein war, weinte er sich alles Leid von der Seele, das er einst seinem Vater zugefügt. Endlich erhob er sich und trat ans Fenster. Und da erhob er stumm seine furchtbare Faust, und lange hielt er sie so; denn er drohte nicht nur, er schwur.

Meister Matthias aber war längst bei seiner Margarete und sang ihr ein Lied über das andere von ihrem herrlichen Hannis und vom armen Vaterlande.

48. Kapitel.

Als Onkel Rupprecht, die wandelnde Apfelsine, von einer langen Auslandsreise zurückgekehrt, am Bette des der Genesung zuschreitenden Hermann saß, bekam er nicht nur einen Einblick in dessen Verhältnis zu Onkel Konrad, ohne daß Hermann geklagt hätte, nein, er zog auch aus dieser Kenntnis sehr richtige Schlüsse auf die allgemeine Lage der Stahmer, und als er dann mit Susannen allein war, erteilte er ihr einen fürchterlichen Segen. Warum sie nicht seine Hilfe angerufen hätten! Er bekam darauf keine Antwort und erwartete auch gar keine, weil er in gleicher Lage es auch nicht getan hätte. Er hätte sich selbst geholfen, und das sollte auch Hermann; aber ein wenig Nachhilfe war schon erlaubt.

Als Onkel Rupprecht wiederkam, hatte Hermann das Bett schon verlassen dürfen. Und er meinte: „Ich tauge nicht zum Kaufmann; ich habe daran gedacht, ins Steuerfach überzugehen.“ Da nahm ihn Onkel Rupprecht ganz sachte beim Arm und führte ihn in seines Vaters Arbeitszimmer, das so erhalten war, wie es der Tote hinterlassen hatte. Und zeigte ihm einen schön geschriebenen und schön gerahmten Spruch an der Wand:

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.“

Onkel Rupprecht las es laut und betonte besonders stark „das Gute“.

„Der Kaufmann ist unsre nächste Hoffnung,“ fuhr er fort. „Er ist der erste Pionier, der hinausgeht und die ge-

sprengten Brücken wieder aufbaut. An unser Recht glauben die Menschen heute noch nicht; aber an ihren Vorteil glauben sie immer. Du hast recht, zum Kaufmann von Onkel Konrads Art taugst du nicht. Aber es gibt ja Gott sei Dank andere Arten. Was hältst du von der Reederei? Da kannst du deine Gedanken auch in die Weite schicken —"

„Ja, Onkel —"

„Hör zu. Ich hab eine Stelle für dich. Tausend Mark im Monat kriegst du gleich; wenn du dich bewährst — was bei dir ganz selbstverständlich ist; denn du kannst alles, was du willst — bringst du 's in einem Jahr auf zweitausend —"

„Onkel —!"

„Hör zu: und wirst Abteilungsleiter; sie brauchen Leute wie dich —"

„Onkel —!"

„Hör zu, ich brauchte nur deinen Namen zu nennen; ein Sohn Theobald Stahmers ist überall willkommen —"

„Liebster Onkel —!"

„Hör zu: Unser Stand braucht neues Blut, vor allen Dingen: reines Blut. Schlag ein und werd', was dein Vater war: wenn auch nicht an Reichtum, so doch an Denkart ein königlicher Kaufmann."

„Onkel, wie soll ich dir nur danken?!"

„Gar nicht. Komm, wir wollen Mutter die Sache vorlegen. Hättet ihr mich gerufen, so hätt' ich dich längst von diesem Schraubenhöker befreit. Aber ihr wart natürlich zu stolz! Na, ich sag nichts darüber. Ist ja auch richtig. Soll man ja auch sein, soll man ja auch sein!"

So war nun Onkel Rupprecht doch wieder der Knecht Rupprecht geworden, und als er sich an der Freude der Beglückten genug gefreut hatte und wie eine Blutapfelsine aussah, sagte er mit dem genießerischen Gesicht eines Feinschmeckers:

„Nun mach ich mir einen Festtag: nun geh ich zu Onkel Konrad!" Wohlverstanden: den er „nicht riechen" konnte.

Das Gespräch zwischen den beiden Onkeln, von denen Konrad fleißig Schwerhörigkeit markierte, verlief so:

Rupprecht. Ich komme, um Ihnen eine besonders freudige Nachricht zu bringen. (Zum „du“ war es zwischen den beiden nie gekommen.)

Konrad. Hä?!

Rupprecht. Ja. Ich hab eine glänzende Stelle für Ihren Neffen Hermann.

Konrad. Hä?!

Rupprecht. Ja, tausend Mark im Monat, schnell steigend. Wenn er sich bewährt — und der bewährt sich!! — bald Abteilungsleiter mit hohem Gehalt.

Konrad. So? Na, denn muß er dahingehen.

Rupprecht. „Muß“ nicht, will er. Die Stelle hab ich ihm verschafft. Er kommt zu Kühl & Dovenhoff. Wissen Sie, was der alte Kühl zu mir sagte?

Konrad. Hä?!

Rupprecht. Er sagte: „Vor jedem, der da draußen gestanden und seine Schuldigkeit getan hat, zieh ich Alter tief den Hut.“ Weiter sagte er: „Wenn der junge Mann so tüchtig ist, wie Sie sagen —“ — ich hab den Jungen natürlich mächtig 'rausgestrichen, das hätten Sie ja auch getan, nicht wahr?

Konrad. Hä?!

Rupprecht. Na also. Also: „Wenn er so tüchtig ist, kommt er bei uns schnell nach oben. Ich nehm ihn unbesehen, weil er der Sohn meines unvergeßlichen Freundes ist.“ Er meinte Ihren Bruder!

Konrad (schweigt).

Rupprecht. Hermann ist doch der leibliche Sohn Ihres leiblichen Bruders, nicht wahr?

Konrad. Ja? Ja?! Aber ich konnte ihm nicht mehr als 400 geben.

Rupprecht. Das scheint so. Denn Sie geben ihm ja nur 300. Als ich das dem alten Kühl erzählte, meinte er: „Das muß ja ein ganz besonders schäbiger Filz sein!“

Konrad. Hä?!

Rupprecht. Das wiederhol ich gern. (Nah an seinem Ohr, die Hand am Munde.) Schäbiger Filz! Sie!! Ich habe das bestätigt.

Konrad. Ich muß doch sehr bitten —!

Rupprecht. Ja, Sie müssen sehr bitten, wenn ich Sie mit diesem Stock nicht verprügeln soll. Mahlzeit!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei himmelsschöne Gedanken wandeln im langsamen Satz der Neunten Symphonie wie Schwestern nebeneinander her: ein wehmutsvoll klagender, entsagender, das verlorene Glück betrauernder, in seinem Untergang, seinem letzten Rot noch sich sonnender Gedanke, der dann ins Unendliche sich verliert wie der Blick zweier sehnenden Augen ins ferne Blau — und ein leise, behutsam tröstender, zärtlich schmeichelnder, beschwichtigender, hoffender, leuchtender Gedanke, der wie Abendwind flüstert und zum Himmel aufblickt, immer wieder tröstend und immer wieder aufrichtend.

So gingen Gudrun und Landwina durch den abendlichen Garten der Weidenbach, Gudrun den Arm um Landwinas Hüfte, Landwina den Arm um Gudruns Hals, selbst zwei Sonntagsgedanken ihres Schöpfers.

„Und ich glaub es doch, daß Gracchus dich liebt!" sagte Landwina.

Da mußte aber Gudrun lachen — o, wie mußte sie lachen! Fortlaufen mußte sie von Landwina vor Lachen, und dann mußte sie hinter einer dichten Taxusgruppe still stehen vor bitterlichem Weinen. „Ich werde geliebt! Ich werde geliebt!" war einst der tägliche Jubelruf ihres Herzens gewesen.

Und zum weinenden Gedanken kam wieder der tröstende, schmeichelnde, lächelnde, lindernde und blickte zum Himmel auf und sprach von Hoffnung und Geduld. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gracchus Ohlenfleth war als kranker Gefangener in ein Lazarett gekommen. Die Behandlung an dieser Stätte französischen Christentums und französischer Wissenschaft war noch schauderhafter gewesen als im Gefängnis; aber die Flucht-

möglichkeiten waren größer gewesen. Und dann war da eine Schwester gewesen, die von einer deutschen Mutter stammte und ein vollkommenes Deutsch sprach. Der hatte er Gedichte versetzt; sie war hingerissen gewesen und hatte ihm Schwesternkleider verschafft. In diesen war er über die Pyrenäen gekommen.

Sein Gesicht war männlich genug geworden, doch nicht so männlich, daß es nicht allenfalls auch für ein Frauengesicht gelten konnte. Es gibt ja auch kräftig geformte Frauengesichter. Und er kam um so besser durch, als er eine hübsche Schwester war. Es gibt keine schöne Frau, die nicht von ihrer Schönheit wüßte, und dies Bewußtsein entstellt auch eine Frau nicht, wenn sie ihr Los mit Fassung zu tragen weiß. Gracchus, wie gesagt, war immer von seiner Widerstehlichkeit fest überzeugt gewesen, wenn er diese Frage überhaupt erwogen hatte. Inzwischen war er unbewußt hübsch geworden, der Geist und das Leid hatten von innen heraus ihre Bildnerarbeit getan, und wenn ein Mann von seiner Schmuckheit nichts weiß, ist er noch schmucker. Weiß er's, so wird er rasch zum Narren.

Bei seiner Rückkehr hatte er eine gute Nachricht vorgefunden, die man ihm nicht zu schreiben gewagt hatte. Trina, die „ochsenäugige" Trina, hatte ihm mit gerungenen Händen berichtet, daß Sabine, seine Braut, schon vor langer Zeit mit einem andern durchgegangen sei, und der Schrei, den sie für den Fall bereit hatte, daß Gracchus in Ohnmacht fiele, schlug nach innen ins Negative und ward zum Verstummen, als Gracchus laut auflachte.

Dann saß er manchen Tag am Schmerzenslager Hermanns, seines Blutsbruders. Sein Wort aus dem Gänsekrieg: „Ich steh dir mal wieder bei!" hatte er wahr gemacht. Von Hermann ging er regelmäßig zu Susannen und Gudrun und berichtete ihnen. Ob das nötig war, weiß ich nicht.

„Na, Gracchus," sagte Hermann eines Tages lächelnd, „bist du noch immer Volkstribun?"

„Ich habe," sagte Gracchus, „in diesen sechs Jahren reichlich Gelegenheit gehabt, mir die Menschen anzusehen, im Kriege

und nach dem Kriege, in Waffen und ohne Waffen; der große Menschenkessel ist vor meinen Augen um- und umgerührt worden — nein, Hermann, die Masse ist nicht berufen zu herrschen, nicht einmal, sich selbst zu regieren. Die Phrasen von 1789: ‚Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit‘ bedürfen endlich einer gründlichen Prüfung.“

„Hübsch wirken doch diese Wörtlein, wenn man sie in Frankreich an den öffentlichen Gebäuden liest, was?“

Gracchus blickte mit stählernen Augen lange und gerade vor sich hin.

„Ich habe einmal gesagt,“ sprach er dann, „die ‚Hermannsschlacht‘ von Kleist wäre abscheulich. Sie ist mir heute zu sanft. Ich will eine Zeitschrift herausgeben, und sie soll heißen ‚Die sizilianische Vesper‘.“

„Besser wär's freilich, wir kämen ohne das zu unserm Recht,“ meinte Hermann.

„Das wird nie sein,“ sagte Gracchus. „Wer diesem Volk in die Nieren geschaut hat, erwartet von ihm kein Recht. Die Giftschlange kennt kein Recht, und ihr gegenüber gibt es kein Recht; man zertritt ihr den Kopf. Mehr als zwei Jahrhunderte lang hat dies Volk uns aus geilem Hochmut Wunden geschlagen und mit dem Schwert in unsern Wunden gewühlt; nun ist es genug. Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen, hat Christus gesagt.“

Landwina kam mit ihrem Söhnchen herein, und der kleine Hermann Stahmer patschte mit seinem Händchen fröhlich-zutraulich in die Hand des „Onkels“.

„Also auch ‚Hermann‘,“ sagte Gracchus. „Möge er werden wie der Cherusker, innen Glut, außen Stein. Das ist mir das Gewaltigste an diesem Hermann: seine wunderbare Kunst zu warten.“

Und Rodrigo kam zum Besuch.

„Wir werden wieder eine Flotte haben,“ sagte er, „und so Gott will, werde ich dabei sein.“

Und alle drei waren sich darin einig: Wir bleiben Soldaten.

Von den Jugendgenossen, die nicht heimgekehrt, sprachen sie. Vom kleinen Grafen von der Höft, der mit kaum geheilten

Wunden wieder hinausgeeilt und am Kemmel gefallen war, das Hamele von Orleans, das einst gesprochen: „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!" Von Bohn, dem Charakterstrengen, von Diekſand, von Hollerbrook — sieben von den zwölfen, die einst den „neuen Hainbund" gebildet, hatten dem Vaterlande ihr Leben gegeben, lauter Offiziere; denn auf die Offiziere wird gezielt. Auch Clemens Rüter war nicht zurückgekehrt; auf einem Verbandplatz, den die Feinde beschossen, war er bei kaltblütiger Erfüllung seiner Pflicht dahingesunken. Und Eike Rundgatten hatte keine Weihnacht mehr, weil sie keinen Sohn mehr hatte; er war am Skagerrak, wo Englands Trafalgarsieg ausgelöscht wurde, in die Tiefe gesunken.

Und Käpt'n Braß und Frau kamen und brachten Leben in die Krankenstube. Auch Käpt'n Braß hatte im Kriege seine 240 Pfund wieder mobilgemacht und Handelsdampfer nach Amerika gefahren; aber schließlich hatten ihn die feindlichen Yankees dabehalten und interniert. Und alle Naselang hatten sie ihm Lichtbilder von Seeleuten vorgehalten, deren Namen man gern wissen wollte, und hatten gefragt:

„Do you know that gentleman, sir."

Dann hatte sich Braß das Bild genau angeschaut und gesagt:

„Nee, Herr, hab ich nie gesehen."

„Aber der Mann war erster Offizier auf einem Schiff, das Sie gefahren haben!"

Dann sah sich Braß das Bild noch viel gewissenhafter an, gab es zurück und sagte:

„God bless your eyes, sir; I never saw him."

Und schließlich flüchtete er seine 120 Kilo doch auf ein Schwedenschiff, und zwar mit den Papieren des Dom João Pedro Rebello dos Vasconcellos, und da er fließend Portugiesisch und nichts andres sprach und der Kapitän im Einverständnis war, so ging alles vortrefflich bis zu den Orkney-Inseln. Dort wurde das Schiff angehalten und auf Deutsche untersucht. Natürlich verstand Dom Rebello dos Vasconcellos keinen Ton Englisch und überhaupt nichts als Portugiesisch.

Er machte ein so sprachendummes Gesicht, wie es keiner vor ihm gemacht hat. Auf einen Portugiesen waren andrerseits die Engländer nicht eingerichtet. Sie hatten aber eine Bibel bei sich, ein Buch, von dem sie annehmen, daß es andern Völkern heilig sei. Der Kapitän, der etwas Portugiesisch verstand, mußte nun dem auffallend germanisch aussehenden Dom Rebello klarmachen, daß er auf die Bibel seine Portugiesenhaftigkeit beschwören solle. Das tat der Dom, indem er auf Portugiesisch sagte:

„Ich schwöre, daß ich euch Halunken das Genick umdrehen werde, sobald ich dazu in der Lage bin."

Das wäre aber um ein Haar schief gegangen; denn der Kapitän wäre beinahe geplatzt. Die Engländer waren befriedigt.

Auch Käpt'n Braß sagte: „Wir werden wieder eine Marine haben, aber mit einer andern Uniform. Keinem saubern Menschen kann man zumuten, das Kleid von Kiel zu tragen."

49. Kapitel.

Und nun, mein treuer Leser, folge mir noch einmal unter den Nußbaum!

„Viel liebliche Blüten stehen dran;
Linde Winde kommen,
Sie herzlich zu umfahn."

Da sitzt in einem gemächlichen Stuhle, den die Liebe schnell herbeigetragen und recht zum besten hingestellt hat, Susanne, und an ihre Knie lehnt ihr Enkelchen. Sie hat ihr Haupt, das immer noch milde Schönheit umstrahlt, zurückgelehnt in den Stuhl; sie streichelt dem Knaben das Köpfchen; sie horcht auf das Spiel ihrer Tochter drinnen im Zimmer und spricht in ihrer Seele mit dem Gefährten ihres Lebens ein längst verhalltes Gespräch aus längst verklungenen Jahren. Nicht ihr verhallt, nicht ihr verklungen. Stört sie nicht; sie träumt. Sie hört aus dem Klavier eine Hörnermusik heraus, und ihr ist, sie säße mit ihrem Geliebten, aber auch mit der ganzen Menschheit zusammen in einem grenzenlosen Garten, unter

dem rötlich besonnten Blätterdach des endlich gekommenen, ewigen Abendfriedens. Nun war kein Streiten mehr in der Welt, nun war es endlich Abend, Abend und Friede. Laßt sie träumen.

Schweigend sitzen mit ihr am Tische unterm Baum Landwina, Waldemar und Hermann. Klütermann geht lautlos ab und zu und sorgt für Tassen und Tee. Und da kommt lieber Besuch: Gracchus. Und Gudrun, wie sie aus dem Hause tritt und ihn sieht, entbrennt wie eine Fackel.

„Gracchus muß uns ein Gedicht sprechen," sagt Landwina. Gracchus denkt nur einen Augenblick nach; dann steht er auf und spricht, an den Stamm des Nußbaums gelehnt, Hölderlins „Gesang des Deutschen":

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Muttererd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
Sie pflücken gern die Traube; doch höhnen sie
Dich ungestalte Rebe, daß du
Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest."

Erschüttert saßen die Hörenden und schweigend. Endlich sagte Waldemar:

„Das sprach einer unserer Edelsten und Größten. Wie sagen doch unsere Kleinsten und Gemeinsten? Doch wollen wir uns halten an das, was die Großen gesagt und getan; das richtet auf und führt empor. Und Herrliches haben wir doch auch schon erlebt seit unserm Sturz: drei Siegestage, den Schleswiger Tag, den Ost- und Westpreußentag, den Tag von Oberschlesien. Schleswiger, Preußen und Schlesier, sie alle wollten lieber bei der ehrlichen Armut wohnen als beim gestohlenen Reichtum. Der Himmel wird's ihnen lohnen." —

Nach einer Weile sagte Landwina: „Gudrun und Gracchus! Wollt ihr nicht einmal wieder zusammen singen?" Die Bitte

fand großen Beifall, und die beiden gingen hinein. Und nun wurde der Zufall wieder einmal zum Satiriker. Sie schlugen zufällig das Duett des Grafen und Susannens aus dem dritten Akt von „Figaros Hochzeit" auf und sangen es.

„So lang hab ich geschmachtet,
Ohn' Hoffnung dich geliebt!"

sang Gracchus-Almaviva, und mit entzückend kühler List erwiderte Gudrun-Susanne:

„Die wird gar leicht verachtet,
Die sich zu früh ergibt."

Und glühend fragte Gracchus:

„Kommst du zu mir in 'n Garten?"

und arglistig hinterhältig antwortete Gudrun:

„Um die bestimmte Zeit!"

und stürmisch drängte Gracchus:

„Werd' ich umsonst dein warten?"

und gewährend-versagend sang Gudrun:

„Sie finden mich bereit!"

Da brach Gracchus los in Flammenseligkeit:

„So atm' ich denn in vollen Zügen
Der Liebe süßes Glück!"

Und Gudrun sang darein:

„Wie schwer wird mir's zu lügen;
Doch will es mein Geschick."

„Wie unaussprechlich schön ist das!" sagte Susanne nachdenklich, als die beiden Sänger wieder bei ihr standen. „Mir kommen die Tränen dabei."

„Genau so geht es mir," sagte Waldemar. „Ich muß bei Mozart merkwürdig oft weinen. So weint man, wenn man durch ein unverhofftes, übergroßes Geschenk überwältigt wird."

„Eure Stimmen klingen so gut zusammen," sagte Landwina.

In diesem denkwürdigen Augenblicke klang eine Stimme hinter dem Nußbaum hervor und sagte:

„Ach Gott, die beiden jungen Leute gehören doch auch zusammen!"

Es war Klütermanns Stimme, und Klütermann erzielte mit diesen Worten den größten Heiterkeitserfolg seines Lebens. Es war eine Heiterkeit, die sich unmöglich beschreiben läßt, weil sie plötzlich aus den verschiedensten Quellen hervorsprudelte: aus Überraschung, aus Verlegenheit, aus unwillkürlicher Zustimmung, aus innerster Befreiung, eine Heiterkeit, die von außen überfiel, und eine andre, die ihr aus dem Herzen entgegensprang, ein Wirrwarr von Heiterkeiten, ein Knäul von Lachen, Gelächter, Lächeln und Jauchzen, und das Heiterste daran war, daß Klütermann allen zugleich aus der Seele gesprochen hatte.

„Klütermann, Klütermann!" rief Susanne lachend, mit einem ängstlichen Lächeln auf ihre Tochter blickend.

„Klütermann, meinen Sie das auch?!" rief Landwina triumphierend.

„Hmhmhmhm!" lachte Waldemar in sich hinein.

„Hohohohoho, großartig!" brüllte Hermann.

Gracchus lachte stumm dem Klütermann gerad ins Gesicht, und auch Gudrun lachte stumm; aber ihr Gesicht konnte niemand sehen, und der kleine Hermann sprang zwischen allen herum und kreischte vergnügt, weil alle so vergnügt waren.

„Ja, Herr Klütermann," sagte Gracchus dann, „wenn ich wüßte, daß das auch Gudruns Meinung ist — meine ist es gewiß!"

Da sah Gudrun ihn mit den Augen an, die wir an ihr kennen. — „Ich werde geliebt, ich werde geliebt!" riefen sie seliger denn je, und da lief Gracchus zu ihr und streckte ihr die Hand entgegen, und sie schlug ein, und dann schauten alle die andern weg, Susanne schon deshalb, weil sie weinen mußte. Gut, gut! Zum Glück gehört die Träne.

Als dann das neue Paar von allen beglückwünscht und gehätschelt worden war, rief Hermann:

„Klütermann, lassen Sie sich in Gold fassen!"

Landwina aber tanzte ganz allein über den Rasen wie eine Libelle, und ihre Arme waren wie silberne Flügel, und dann wieder war sie wie ein letzter Strahl der Sonne, und als sie ihrem Hermann zuwirbelte und in seinen Arm sank und er ihr ins Antlitz schaute, war sie das Kind, das er vor dreizehn Jahren zuerst erblickt hatte.

Und als Gracchus und Gudrun ganz allein einen Gartenweg hinuntergegangen waren, mußte Susanne wieder lachend ausrufen: „Klütermann, wie sind Sie auf die Idee gekommen?"

Und Klütermann sagte wieder ohne allen Kanzleistil: „Gnädige Frau, ich konnt' es nicht mehr mit ansehen!"

„Herr Klütermann," rief Waldemar, „Sie müssen mir einen Gefallen tun — und du, liebste Susanne, mußt deine Erlaubnis dazu geben — in meinem Keller liegen noch ein paar besonders herrliche Flaschen, die für diesen Tag gewachsen sind — wollen Sie sie herüberholen, Herr Klütermann?"

„Gewiß, Herr Professor!"

„Ich muß nämlich mit Ihnen anstoßen, Herr Klütermann."

Im Reiche der Stahmer, Weidenbach und Ohlenfleth ging an diesem Tage die Sonne nicht unter. Sie stand noch in ihren Augen, in ihren Herzen, als Mitternacht schon lang vorüber war. Sie plauderten und lachten und sangen und lachten wieder, und der Nußbaum rauschte zu allem sein Wohlgefallen. Und spät noch sagte Waldemar:

„Ich möchte, daß wir noch ein altes, liebes Lied sängen, ein Lied aus Deutschlands Vergangenheit und Zukunft." Und sie sangen:

„Kennt ihr das Land, so wunderschön
In seiner Eichen grünem Kranz?
Das Land, wo auf den sanften Höhn
Die Traube reift im Sonnenglanz?
Das schöne Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
Wo noch das Wort des Mannes gilt?
Das gute Land, wo Lieb' und Treu'
Den Schmerz des Erdenlebens stillt?
Das gute Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
Im Kreise froher Menschen wohnt?
Das heil'ge Land, wo unentweiht
Der Glaube an Vergeltung thront?
Das heil'ge Land ist uns bekannt,
Es ist ja unser Vaterland.

Heil dir, du Land, so hehr und groß
Vor allen auf dem Erdenrund!
Wie schön gedeiht in deinem Schoß
Der edlen Freiheit schöner Bund!
Drum wollen wir dir Liebe weihn
Und deines Ruhmes würdig sein!"

Als das Lied verklungen war, erhob sich Waldemar von Weidenbach, das Glas in der Hand. Für diese trauliche Runde war das seltsam feierlich.

„Dies Lied," sagte er, „erquickt das Herz und zerreißt es, zerreißt es und heilt es wieder. Denn ein heiliger Glaube strömt aus ihm. Redlichkeit und Treue gedeihen so gewiß auf deutschem Boden wie dieser Wein. Mißwachs und Fäulnis, Hagel und Schloßen haben nur die jüngsten Jahrgänge vernichtet. Laßt uns Pflügen und Eggen, Säen und Jäten nicht scheuen, und Deutschland wird werden, was es gewesen: vom Fels zum Meer ein goldenes Ährenfeld. Gute Nacht, liebe Freunde, gute Nacht, liebe Kinder! Auf ein glückseliges Morgen!"

